

Hausschatz der Länder- und Völkerkunde.

von

Alexander Schöppner.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

5. Lieferung.] Zweite Auflage. [Preis 10 Ngr.

Hausschatz
der
Länder- und Völkerkunde.

Geographische
Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur.

Von
Alexander Schöppner.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Herausgegeben
von
Dr. Sophus Ruge,
derz. Vorsitzenden des Vereins für Erdkunde in Dresden.

Mit Titelbild,
30 Ansichten in Tondruck und 40 in den Text gedruckten Vignetten.

Prospect.

„Land und Leute" lautet heutzutage das Losungswort für das Studium der Geographie. Das „Land" ist, wie Riehl bemerkt, von unsern Geographen genugsam beschrieben, die „Leute" aber sind nicht selten, mehr als sich gebührt, vergessen worden. In der rechten Darstellung von „Land und Leuten" liegt das fruchtbarste und interessanteste Moment der Länder- und Völkerkunde. Nach dieser Seite hin soll sich unser „Hausschatz" für die Schule wie für das große gebildete Publikum als ein zeitgemäßes Unternehmen darstellen und reiche Belehrung in einer ansprechenden Form gewähren.



IV. Die Nilländer.

1. Die Entdeckung des Mwutan Nzige.

(Samuel W. Baker.)

Das Project, die Quellen des Nil aufzufinden, hat die wissenschaftliche Geographie Jahrtausende hindurch beschäftigt. Zwar haben die alten Griechen, namentlich die Alexandriner, Kunde von den Quellseen gehabt, wie wir es aus der Geographie des Ptolemäus ersehen; aber kein Forscher vermochte bis dahin vorzudringen, so daß das „caput Nili quaerere" geradezu zu den Unmöglichkeiten gerechnet wurde. Erst in unseren Tagen ist das Räthsel zum Theil gelöst, das Geheimniß von Innerafrika enthüllt. Burton und Speke drangen zuerst von Sansibar an den Tanganyika, Speke allein an das Südende des Nyanza Ukerewe vor. Das geschah in den Jahren 1857 und 1858; 15 Monate später begab sich Speke zum zweiten Male in Begleitung von Grant nach jener Seenregion, weil er die Ueberzeugung gewonnen, der Nil müsse aus dem Nyanza Ukerewe abfließen. Im Jahre 1862 umwanderte er die West- und Nordseite dieses Sees und fand den Ausfluß. Doch war es ihm nicht vergönnt, den zweiten See aufzusuchen, in den sich der Nil ergoß. In Gondokoro traf er mit Baker zusammen, dem er die Karte seiner Entdeckung mittheilte. So fand dieser kühne Forscher auch das andere Quellbecken am 14. März 1864.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, erzählt Baker, als ich meinem Ochsen die Sporen gab und dem Führer nacheilte, den, weil ich ihm bei der Ankunft am See eine doppelte Hand voll Perlen versprochen, die Begeisterung des Augenblicks ergriffen hatte. Der schöne heitere Tag brach an, und nachdem wir ein zwischen den Hügeln liegendes tiefes Thal durchschritten hatten, arbeiteten wir uns mühsam den gegenüberliegenden Abhang hinauf. Ich eilte auf die höchste Spitze. Unser prachtvoller Preis sprang mir plötzlich in die Augen! Dort lag, gleich einem Quecksilbermeer, tief unten die großartige Wasserfläche — im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont — glänzend in der Mittagssonne, und im Westen erhoben sich in einer Entfernung von 50 bis 60 engl. Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees bis zu einer Höhe von 7000 Fuß über seinen Wasserstand.

Den Triumph jenes Augenblicks zu beschreiben, ist unmöglich; — hier lag der Lohn für alle unsere Arbeit — für die jahrelange Zähigkeit, mit welcher wir uns durch Afrika hindurchgeplagt hatten.

Ich stand etwa 1500 Fuß über dem See und blickte von der steilen Granitklippe hinab auf diese willkommenen Wasser — auf jenen ungeheuren Behälter, der Aegypten ernährte und Fruchtbarkeit brachte, wo Alles Wildniß war — auf jene große Quelle, die der Menschheit so lange verborgen blieb, jene Quelle der Güte und des Segens für Millionen menschlicher Wesen.

Der Zickzackweg, auf welchem man zum See hinabsteigen mußte, war so steil und gefährlich, daß wir uns genöthigt sahen, unsere Ochsen mit einem Führer zurückzulassen, der sie nach Magungo an der Einmündung des Nil in den See bringen und auf unsere Ankunft warten sollte. Wir begannen zu Fuße den steilen Paß hinabzusteigen. Ich ging, ein starkes Bambusrohr ergreifend, voran. Meine Frau wankte in äußerster Schwäche den Paß hinab, indem sie sich auf meine Schulter stützte und alle zwanzig Schritte stehen blieb, um auszuruhen. Nachdem wir, durch jahrelanges Fieber geschwächt, aber für den Augenblick durch den glücklichen Erfolg gestärkt, etwa zwei Stunden mühsam gestiegen waren, erreichten wir die wagerechte Ebene unterhalb der Klippe. Ein Spaziergang von etwa einer englischen Meile durch flache sandige Wiesen mit schönem Rasen, der hier und da mit Bäumen und Gebüsch bestanden war, brachte uns zum Rande des Wassers. Die Wellen rollten auf ein weißes Kieselgestade. Ich stürzte mich in den See und trank, durstig von Hitze und Ermüdung, mit dankerfülltem Herzen tief aus den Quellen des Nil. Weniger als eine Viertelmeile vom See lag ein Fischerdorf, Namens Vacovia, in welchem wir uns jetzt niederließen. Alles roch nach Fisch und Alles sah wie Fischerei aus, Harpunen lehnten an den Hütten, und Schnuren fast so dick wie der kleine Finger waren zum Trocknen aufgehängt und daran eiserne Angelhaken von einer Größe befestigt, die viel sagte für die Ungeheuer des Sees.

Am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang nahm ich den Compaß und ging nach den Gestaden des Sees, um das Land aufzunehmen. Es war schön und hell, und mit einem starken Fernrohr konnte ich zwei große Wasserfälle erkennen, welche die Wände der Berge auf der gegenüberliegenden Küste spalteten. Obgleich der Umriß der Berge auf dem hellblauen Himmel deutlich hervortrat und die dunklen Schatten auf ihren Wänden tiefe Schluchten andeuteten, so konnte ich doch keine anderen Gestalten erkennen, als die zwei großen Wasserfälle, die wie Silberfäden auf der dunklen Vorderseite der Berge aussahen. Eine Grundfläche war nicht zu sehen, selbst nicht von einer Höhe von 1500 Fuß über dem Wasserspiegel aus, von wo ich den See zum ersten Male erblickte, sondern die hohe Bergkette im Westen schien sich plötzlich aus dem Wasser zu erheben. Diese Erscheinung mußte von der großen Entfernung herrühren, indem die Grundfläche unterhalb des Gesichtskreises lag, denn dichte Rauchsäulen stiegen scheinbar von der Oberfläche des Wassers auf; sie mußten durch das Verbrennen von Prairien am Fuße der Berge entstanden sein. Der Häuptling versicherte mir, es sei bekannt, daß große Canoes von der anderen Seite herübergefahren, aber es erfordere vier Tage und Nächte harten Ruderns, um die Reise auszuführen, und viele Boote seien bei dem Versuch verloren gegangen.

Der Strand war vollkommen reiner Sand, auf welchem die Wellen dahinrollten gleich dem des Meeres, Unkraut auswerfend, genau so wie man auf der englischen Küste das Seegras sieht. Es war ein großartiger Anblick, auf diesen ungeheuren Wasserbehälter des gewaltigen Nils zu schauen und zu sehen, wie die schweren Wogen sich auf den Strand wälzten, während weit nach Südwesten hin das Auge ebenso vergebens nach einer Grenze suchte wie auf dem atlantischen Ocean. Ich war im höchsten Grade gerührt, als ich diese herrliche Scene genoß. Meine Frau, die mir mit so großer Ergebung gefolgt war, stand an meiner Seite, blaß und erschöpft — ein Wrack auf den großen Küsten des Albertsees (so nannte Baker den Mwutan Nzige), den wir so lange zu erreichen gestrebt. Noch kein europäischer Fuß hatte je auf seinen Sand getreten und noch keines weißen Mannes Augen hatten je seine ungeheure Wasserfläche gemessen. Wir waren die Ersten; und hier war der Schlüssel zu dem großen Geheimniß, welches zu enthüllen selbst Julius Cäsar sich sehnte, aber vergebens. Hier war das große Becken des Nils, das jeden Tropfen Wasser aufnahm, von dem vorübergehenden Regenschauer bis zu dem brausenden Gebirgsstrom, der aus Centralafrika gen Norden abfloß. Das war der große Wasser-

behälter des Nil. Der See war eine ungeheure Einsenkung weit unter das allgemeine Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Westen und Südwesten von großen Bergketten begrenzt, die sich 5—7000 Fuß über den Stand seiner Wasser erhoben — er war daher der eine große Behälter, in welchen alles Wasser abfließen mußte, und aus dieser ungeheuren Felsencisterne nahm der Nil seinen Ausgang, ein Riese schon bei seiner Geburt.

Am folgenden Morgen konnte Keiner von unserer Gesellschaft von der Erde aufstehen. Dreizehn Männer, der Knabe Saat, vier Frauen und wir selbst lagen Alle am Fieber darnieder. Die Luft war heiß und schwül und das Land schrecklich ungesund. Die Eingeborenen versicherten uns, daß alle Fremden in ähnlicher Weise litten, und daß in Vacovia Niemand leben könne, ohne wiederholte Fieberanfälle zu bekommen.

Ungeachtet meiner täglichen Bitten, daß man uns ohne Verzug Boote liefern möge, waren in Vacovia acht Tage vergangen, und während dieser Zeit litt die ganze Gesellschaft mehr oder weniger am Fieber. Endlich meldete man, daß Canoes angekommen seien, und ich wurde ersucht, sie anzusehen. Es waren blos einzelne Bäume, nett ausgehöhlt, aber viel kleiner als die großen Canoes auf dem Nil bei M'ruli. Das größte Boot war zweiunddreißig Fuß lang; ich wählte jedoch für uns eines von sechsundzwanzig aus, das aber breiter und tiefer war. Zum Glück hatte ich in Khartum einen englischen Schraubenbohrer von 1¼ Zoll Durchmesser gekauft und dieses Werkzeug mitgebracht, da ich voraussah, daß es bei Einrichtungen zu Bootfahrten manche Schwierigkeiten geben werde. Ich bohrte nun im Dahlbord der Canoe zwei Fuß von einander liegende Löcher, machte lange elastische Ruthen zurecht, spannte sie in Bogen quer über das Boot und band sie an den Bohrlöchern fest. Als dies geschehen war, verwahrte ich sie durch diagonal laufende Stücke und schloß damit, daß ich das Fachwerk mit einer dünnen Schicht Schilfrohr bedeckte, um uns vor der Sonne zu schützen; über das Schilf breitete ich Ochsenhäute, die gut angezogen und festgebunden wurden, so daß sie unser Dach wasserdicht machten. Diese Vorrichtung bildete einen schildkrötenähnlichen Schutz, der für Sonne und Regen undurchdringlich war. Dann legte ich auf den Boden der Canoe hin einige Klötze von ganz leichtem Holz und bedeckte sie mit einer dicken Schicht Gras; dieses wurde mit einer gegerbten abyssinischen Ochsenhaut bedeckt und mit schottischen Plaids belegt. Die Vorrichtungen gaben, als sie fertig waren, eine Kajüte ab, die undurchdringlich für Regen und Sonne war. In dieses rohe Fahrzeug schifften wir uns an einem stillen Morgen ein, wo kaum ein sanfter Wellenschlag die ebene Oberfläche des Sees bewegte. Jedes Canoe hatte vier Ruderer, an jedem Ende zwei. Ihre Ruder waren von schöner Gestalt, aus einem einzigen Stück Holz gehauen, das Blatt etwas breiter als das eines gewöhnlichen Spatens, aber auf der inneren Seite vertieft, so daß es dem Ruderer eine große Gewalt über das Wasser gab. Nachdem ich mit einiger Schwierigkeit mehrere Hühner und getrocknete Fische gekauft hatte, stellte ich die größere Zahl meiner Mannschaft in die geräumigere Canoe.

Die Ruderer arbeiteten tapfer, und die Canoe, obgleich schwer beladen, durchlief etwa vier englische Meilen in der Stunde. Eine Aufregung gab es in Vacovia nicht; der Häuptling und zwei oder drei Begleiter waren Alle, die kamen, um uns abfahren zu sehen; sie hegten Verdacht, daß man etwa Zuschauer einladen könnte, als Ruderer zu helfen, deßhalb war die ganze Bevölkerung des Dorfes ausgerissen.

Als wir die Küste verließen, bat der Häuptling um einige Perlen; er erhielt sie und warf sie in den See, um die Bewohner der Tiefe zu versöhnen, damit nicht Flußpferde die Canoes umwürfen.

Unsere erste Tagereise war köstlich. Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegrenzter Breite zu sein. Wir fuhren an der Küste hin etwa dreihundert Fuß von dem östlichen Ufer; bisweilen passirten wir Flächen von Sand und Gebüsch, die vom Wasser bis zum Fuße der Bergklippen vielleicht eine Meile breit waren; andere Male ruderten wir gerade unter staunenerregenden Höhen von etwa 1500 Fuß vorüber, die schroff aus der Tiefe aufstiegen, so daß wir die Canoes von den Wänden abwehrten und uns unsere Weiterfahrt dadurch unterstützten, daß wir mit Bambusrohren am Felsen schoben. Diese jähen Felsen bestanden alle aus Urgestein, häufig aus Granit und Gneiß, und waren an vielen Stellen mit rothem Porphyr vermischt. In den Klüften standen schöne

immergrüne Gewächse von allen Farben, darunter riesenhafte Euphorbien, und wo immer nur ein Flüßchen oder eine Quelle durch das dunkle Laubwerk einer Schlucht schimmerte, wurde es von der graziösen und federartigen wilden Dattel beschattet.

Im Wasser spielten große Heerden Flußpferde, aber ich versagte mir es, auf sie zu schießen, da der Tod eines solchen Ungeheuers uns sicherlich wenigstens einen Tag aufhielt, weil die Bootsmänner das Fleisch nicht preisgegeben hätten. Krokodile waren außerordentlich zahlreich sowohl in als außer dem Wasser; wo nur ein sandiger Strand sie zum Sonnen einlud, waren mehrere Ungeheuer zu sehen, die wie Baumstämme in der Sonne lagen. Am Rande des Strandes über dem Hochwasserstandszeichen befanden sich niedrige Büsche, und aus diesem Verdeck kamen die Krokodile eiligst ins Wasser herabgelaufen, beim Nahen der Canoes in Schrecken gesetzt. Enten und Gänse waren nicht vorhanden, weil es keine Futterplätze gab; bis dicht ans Ufer war tiefes Wasser.

Unter mancherlei Beschwerden setzte Baker seine Fahrt dreizehn Tage lang fort, bis er Magungo erreichte. So war auch die Entdeckung des zweiten großen Nilquellsees gelungen, nachdem Speke sechs Jahre früher das Südende des ersten, des Ukerewe Nyanza, gesehen und im Jahre 1862 die West- und Nordseite desselben Seebeckens umwandert hatte. Die Enthüllung dieser Seenregion, dieser afrikanischen Schweiz, gehört zu den wichtigsten geographischen Entdeckungen unseres Jahrhunderts. [197]

---

2. Der Nil und seine Ueberschwemmungen.

(**A. v. Kremer** und **S. W. Baker**.)

Nicht die Menge der Wassermasse, nicht die Macht, mit der die Fluth durch das Strombett dem Meere entgegeneilt, oder die Tiefe der Gewässer, noch die Breite der Oberfläche allein bestimmen die Bedeutung eines Stromes. Wo fänden die großen amerikanischen Ströme, der Mississippi, der Orinoco, der Marañon (Amazonenstrom) mit seiner riesigen Wasserfläche und der La Plata ihresgleichen? Und dennoch ist deren Einfluß auf die menschliche Cultur nicht entfernt mit demjenigen zu vergleichen, den bedeutend kleinere Wasseradern, wie der Nil und der Euphrat, auf die Geschicke der Menschen ausgeübt. Das maßvolle, regelmäßig innerhalb der gezogenen Schranken sich emsig fortbewegende Walten, allmäliges, aber ununterbrochenes Weiterbauen auf der mit Mühe und Anstrengung gewonnenen Grundlage, das ist es, was die Grundbedingung jeder ersprießlichen und wahrhaft heilsamen Thätigkeit ist, im Menschenleben wie in der Natur. In dieser Hinsicht steht der Nil unübertroffen und einzig da unter den Strömen des Erdballs. Einige asiatische Ströme, der Euphrat und Tigris, der Indus, der Ganges, die gewaltigen Wasseradern Hinterindiens sowie die chinesischen Ströme, zeigen ähnliche Erscheinungen, aber keiner übertrifft in seiner segensreichen Einwirkung auf Land und Volk, in inniger Verkettung zwischen ihm und den Uferbewohnern den alten heiligen Nil, dessen Namen wir nicht aussprechen können, ohne im Geist all die Wunder Aegyptens emporsteigen zu sehen, dessen Ernährer und Erhalter er war und ist. Durch ihn und mit ihm lebt Aegypten, er ist die Lebensader des Landes, deren lebhaftere oder schwächere Pulsschläge Segen bringen oder Noth und Elend mit sich führen. So regelmäßig geht dieses Stromes Steigen und Fallen vor sich, daß schon die alten Aegypter ihre Zeitrechnung darauf gründeten; ja noch mehr: er war selbst Erzieher und Lehrmeister der ersten Menschen, die seine Ufer bewohnten. Mit dem regelmäßigen Steigen und Fallen des Flusses, wodurch bald große Landstriche unter Wasser gesetzt, bald trocken gelegt wurden, ward nicht nur der menschliche Beobachtungsgeist geweckt und geschärft, sondern es mußten nothwendigerweise die ersten Anwohner früher als in irgend einem Lande zur Bildung einer bürgerlichen Gesellschaft angeregt und genöthigt worden sein. Während in anderen Ländern die wilden Stämme

in kleine Abtheilungen, ja oft in einzelne Familien zersplittert, getrennt, und ohne sich in größere Gemeinwesen zu vereinigen, lange bestehen konnten, waren im Nilthal durch die Natur des Stromes die Menschen darauf angewiesen, zahlreichere Ansiedelungen zu bilden; denn nur gemeinsamen Anstrengungen konnte es gelingen, theils vor der Macht der überfluthenden Wasser sich zu schützen, theils bei niederem Strom genügende Bewässerung für ihre Fruchtfelder zu erhalten.

Diese jedes Jahr regelmäßig wiederkehrende Ebbe und Fluth rief daher die ersten und wahrscheinlich ältesten Damm- und Canalbauten hervor und begründete die Uranfänge eines geregelten Gemeinwesens. So ist es erklärlich, daß, während die Griechen noch rohe Wilde waren, die von der Jagd, dem Fischfang und dem Raube lebten, in Aegypten schon ein vollkommen entwickeltes Staatswesen mit geordneten bürgerlichen Verhältnissen bestand.

Die Ursachen dieser regelmäßigen Ueberschwemmungen sind von S. W. Baker, der in den Jahren 1861 und 1862 die abyssinischen Zuflüsse des Nils untersuchte, klar entwickelt. Er sagt darüber Folgendes:

„Der blaue Nil ist während der trockenen Jahreszeit so klein, daß er nicht Wasser genug für die kleinen Fahrzeuge hat, die mit dem Transport von Producten von Sennaar nach Khartum beschäftigt sind. In dieser Zeit ist das Wasser schön hell, und da er den wolkenlosen Himmel reflectirt, hat seine Farbe ihm den wohlbekannten Namen Bahr el Azrak oder blauer Fluß gegeben. Es giebt kein köstlicheres Wasser als das des blauen Nils; es sticht ganz ab gegen das des weißen Flusses, welches nie hell ist und einen unangenehmen Vegetationsgeschmack hat. Diese Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Wassers ist ein unterscheidendes Merkmal der beiden Flüsse; der eine, der blaue Nil, ist ein reißender Gebirgsstrom, der mit großer Schnelligkeit steigt und fällt; der andere entspringt aus einem See und fließt durch ungeheure Marschen. Der Lauf des blauen Nils geht durch fruchtbaren Boden, er erleidet daher nur einen geringen Verlust durch Absorption, und während der starken Regen liefern seine Wasser einen ungeheuren Beitrag erdigen Stoffes von rother Farbe zu dem allgemeinen befruchtenden Niederschlag des Nils in Unterägypten.

Der Atbara, obgleich in der Regenzeit Abyssiniens ein so bedeutender Strom, ist mehrere Monate des Jahres hindurch vollkommen trocken, und damals, als ich ihn zum ersten Male sah, am 15. Juni 1861, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes, thatsächlich ein Theil der Wüste, durch welche er floß. Von seiner Vereinigung mit dem Nil an ist er über einhundert und fünfzig englische Meilen weit von Anfang März bis Juni vollkommen trocken. In Zwischenräumen von wenigen Meilen giebt es Pfuhle oder Teiche von Wasser, das in den tiefen Löchern zurückgeblieben ist, die unter dem allgemeinen durchschnittlichen Niveau des Flußbettes liegen. In diesen Pfuhlen, von denen manche eine englische Meile lang sein mögen, versammeln sich alle Bewohner des Flusses, die, sowie der Strom verschwindet, sich genöthigt sehen, in diesen engen Zufluchtsstätten dicht an einander zu rücken. So drängen sich Krokodile, Flußpferde, Fische und große Schildkröten in außerordentlicher Anzahl zusammen, bis der Anfang der Regen in Abyssinien sie wieder in Freiheit setzt, indem er eine frische Wassermasse zu dem Flusse herabsendet. Die Regenzeit beginnt in Abyssinien in der Mitte des Mai; da aber das Land durch die Sommerhitze versengt ist, so werden die ersten Regen vom Boden eingesaugt, und die Gießbäche füllen sich nicht vor der Mitte des Juni. Vom Juni bis zur Mitte Septembers sind die Gewitter furchtbar; jede Schlucht wird ein tobender Gießbach; Bäume werden vor den über ihre Ufer geschwellten Bergströmen entwurzelt, und der Atbara wird ein ungeheurer Fluß, der mit einer Alles überwältigenden Strömung den ganzen Abfluß von fünf großen Flüssen — dem Settit, Royân, Salâam und Angrab, nebst seiner eigenen ursprünglichen Wassermasse — herabbringt. Seine Wasser sind dick von Erdreich, das von den fruchtbarsten Ländereien weit von seinem Vereinigungspunkte mit dem Nil abgewaschen wurde; Massen von Bambus und Treibholz, nebst großen Bäumen, und häufig die Leichen von Elephanten und Büffeln, werden längs seinen schlammigen Wassern in wilder Verwirrung fortgeschleudert und bringen den an seinen Ufern wohnenden Arabern, die immer nach des Flusses Schätzen an Brenn- und Nutzholz auf der Lauer stehen, eine reiche Ernte.

Während des Jahres, welches ich im nördlichen Theile Abyssiniens und an seinen Grenzen zubrachte, dauerten die Regen mit großer Heftigkeit drei Monate lang; der letzte Guß fiel am

76*

16. September, und von diesem Tage an gab es bis zum folgenden Mai weder Thau noch Regen. Die großen Flüsse gingen aus und die Gebirgsströme vertrockneten, der Atbara verschwand und wurde abermals eine Fläche funkelnden Sandes. Die Flüsse Settit, Saläam und Angrab haben, wenn sie sich auch sehr vermindern, dennoch das ganze Jahr hindurch Wasser, da sie sich von den hohen abyssinischen Gebirgen herab in den Atbara ergießen; aber das versengte, sandige Bett des letzteren Flusses saugt das ganze ihm zugeführte Wasser ein, und kein Tropfen aus dem Atbara erreicht während der trockenen Jahreszeit den Nil. Die erstaunliche Absorption durch den Sand dieses Flusses erklärt die Ohnmacht des blauen Nils im hülflosen Kampf mit den nubischen Wüsten, die, hinderte sie nicht die beständige Wassermasse des weißen Nils, jeden Tropfen Wasser austrinken würden, ehe der Fluß den fünfundzwanzigsten Breitengrad überschreiten könnte.

Der blaue Nil und der Atbara, die den ganzen Wasserabfluß Abyssiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni gleichzeitig in den Hauptnil. In dieser Zeit hat auch der weiße Nil einen beträchtlich hohen, obwohl nicht seinen höchsten Stand, und der plötzliche Wassersturz, der von Abyssinien in den Hauptcanal herabkommt, welcher schon durch den weißen Nil auf einen hübschen Stand gebracht worden ist, verursacht die jährliche Ueberschwemmung in Unterägypten."

Bei den Katarakten von Syene beginnt das erste Steigen des Nils in der letzten Woche des Monats Juni, wird aber in Kairo erst Anfang Juli bemerkbar. Es geht des geringen Gefälles wegen zuerst sehr langsam, dann aber schneller, und hat um den 15. August in Kairo seine halbe Höhe erreicht, von wo es bis zu seiner größten Höhe zwischen dem 20. und 30. September noch 4—6 Wochen bedarf. Auf seinem höchsten Stand verharrt der Nil etwa 14 Tage, wonach das Sinken beginnt, so daß er Mitte November wieder auf die halbe Höhe seines Steigens gesunken ist. Von dieser Zeit sinkt er sehr allmälig bis zum 20. Mai des folgenden Jahres und bleibt also nur kurze Zeit in seinem niedrigsten Wasserstande.

Da der Nil seinen höchsten Wasserstand, wenigstens in Unterägypten, zu einer Zeit (dem Herbst-Aequinoctium) erreicht, wo nicht blos die herrschenden Winde die Gewässer gegen ihre Gefälle dämmen, sondern auch die Sonnenstrahlen weniger mächtig die Verdampfung befördern, so bleibt die Wassermasse in längerer Berührung mit dem Erdreich und tränkt es vollkommen. Auch durch die Seitenwände des Stromes findet eine reichliche Durchsickerung statt. Brunnen von geringer Tiefe finden sich daher überall in der Nähe des Stromes und es bilden sich auch allenthalben in den Vertiefungen des Bodens durch Grundwasser oder durch die Ueberschwemmung Pfützen und Moräste. Wie sehr gewisse Saaten, besonders der Reis, dies erfordern, ist bekannt. Das Nilwasser ist jedoch nicht blos Träger der Feuchtigkeit, sondern des Erdreichs und der Düngung selbst, freilich nicht in dem Grade, wie es häufig geschildert wird, und nicht überall in gleichem Maße. Jedes Jahr gießt der Strom eine größere oder geringere Wassermenge über das flache Land. Ist die Ueberschwemmung hinreichend, so sind alle culturfähigen Ländereien bewässert; ist sie zu gering, so bleiben ganze Landstriche trocken oder erhalten nur einen sehr stiefmütterlichen Antheil von dem belebenden Element. Durch die im Laufe der Jahrhunderte stattgefundene Erhebung des Bodens sind viele Strecken der Ueberschwemmung theilweise oder gänzlich entzogen worden, die früher vollkommen unter Wasser gesetzt wurden. Große Landstriche, die im Alterthum infolge des meisterhaft durchgeführten Canalnetzes nie an Wasser Mangel litten, liegen jetzt wegen der Vernachlässigung der Canäle wüst. Bis das Erdreich genügend gesättigt ist, muß es wenigstens ein bis zwei Wochen unter Wasser bleiben; es folgt aus diesem Umstand, daß die Bewässerung nicht überall gleich vollständig ist. Die dem Flusse am nächsten gelegenen Ländereien werden am ersten und bleiben am längsten vom Wasser bedeckt; hier setzt sich eine ergiebige Schicht von Nilschlamm ab, die, wenn sie trocknet, graue Lagen von 6—8 Linien Dicke bildet. Je weiter die Strecke ist, welche das Wasser vom Fluß in das Land hinein zurücklegen muß, desto geringer ist die Quantität der befruchtenden Schlammschicht, welche es dem Boden mittheilen kann; besonders muß sich in den langen, meistens in mannigfachen Windungen dahinziehenden Canälen, wo die Strömung sehr langsam ist, der größte Theil des Schlammes durch Ablagerung ausscheiden. Das noch den Schlamm in Fülle enthaltende Nilwasser ist bräunlichgelb; je mehr es aber an Schlamm verliert, desto heller wird es. Die

höher am Fluß hinauf liegenden Gründe werden unstreitig reichlicher mit Schlamm gedüngt als die tieferen. Sobald nämlich der Strom in Oberägypten zu steigen beginnt, werden die Canäle und Wasserbehälter geöffnet, und erst, wenn diese gefüllt sind, das Land hinreichend überschwemmt und gesättigt ist, läßt man das Wasser wieder in den Strom zurückfließen, der später und nachdem ihm schon weiter oben erhebliche Schlammquantitäten entzogen worden sind, die unteren Gegenden bewässert.

Selbst wenn der Nil den höchsten Punkt seines Steigens erreicht hat, ist nicht, wie eine häufig gebrauchte Redensart lautet, das ganze Land ein See; denn obgleich einzelne Landstriche ganz unter Wasser stehen, so sind doch die Fluthen überall durch Dämme eingeengt und zertheilt, so daß selbst der Verkehr zwischen den Dörfern selten ganz gehemmt ist.

Der ganze Feldbau zerfällt in zwei große Kategorien, den Winter- und Sommerfeldbau. Uebrigens nehmen die Aegypter ungeachtet der befruchtenden Eigenschaften des Nilschlammes oft den Dünger zu Hülfe, so besonders in den Gärten und bei den Baumwollpflanzungen. In der Umgegend der großen Städte pflegt man auf die Baumwollgründe den Schutt zu vertheilen, der sich an Orten vorfindet, die einige Zeit hindurch nicht mehr von Menschen bewohnt waren. Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn der Fellah ein beharrliches System des Düngens annehmen wollte, die Agricultur noch bedeutend größere Resultate zu liefern im Stande sein würde.

Bei den Hindernissen, welche sich einer vollständigen Bewässerung aller Culturgründe des Nilthals durch die Ueberschwemmung entgegenstellen, leuchtet es von selbst ein, daß nichts von größerer Wichtigkeit für das Land sein kann, als die Instandhaltung und Vervollständigung des Canalnetzes, durch welches das Wasser des Nils in alle Theile des Thals und des Deltas, stellenweise bis in die Wüste hinein, geleitet wird und somit sowohl fruchtbares Land stets neu befruchtet, als auch wüste Strecken der Cultur erobert. Die alten Bewohner Aegyptens hatten in dieser Beziehung nicht minder Colossales geleistet als in der Baukunst. Der künstlich ausgegrabene Mörissee und der von Dahrut-esch-Scherif an bis nach Fajum sich erstreckende Josephcanal, der in gerader Linie eine Länge von 45 geogr. Meilen hat, eine Ausdehnung, die sich durch mannigfaltige Krümmungen noch bedeutend erhöht, gehören zu dem Großartigsten, was je in dieser Art ausgeführt worden ist. Selbst die beiden Arme, durch welche der Nil jetzt die Hauptmasse seiner Gewässer ins Meer sendet, der bollitinische und bukolische Arm, d. i. die Arme von Rosette und Damiette, sind nicht natürlich entstanden, sondern durch Menschenhand ausgegraben, wie Herodot angiebt, obgleich jetzt keine Spur eines solchen künstlichen Ursprungs mehr bemerkbar ist. Auch unter der Herrschaft der Ptolemäer und Römer wurde den Canalbauten große Pflege gewidmet, und wenn auch nicht große Arbeiten neu unternommen und ausgeführt wurden, so hielt man doch die alten in gutem Stande. Der große Canal, welcher den Nil mit dem Rothen Meer in Verbindung setzte und den schon Herodot kennt, ward von Ptolemäus Philadelphus wiederhergestellt oder, wie Andere sagen, vollendet, durch Trajanus aber neu gereinigt, zum Theil neu ausgegraben. Amr Ibn-el-'As'i ließ um das Jahr 640 n. Chr. den versandeten Canal wiederherstellen. Nach Strabo war das Canalsystem so vortrefflich organisirt, daß das ganze Land genügend bewässert werden konnte, sei es nun, daß die Ueberschwemmung eine ergiebige oder spärliche war. Wenn der Fluß zur Höhe von 8 Ellen (Cubitus) stieg, so war gewöhnlich eine Hungersnoth zu besorgen; 14 Ellen stellten eine reiche Ernte in Aussicht. Als aber Petronius Präfect von Aegypten war, genügten 12 Ellen zu einer reichlichen Ernte; noch war bei blos 8 Ellen Hungersnoth zu besorgen. Die arabische Eroberung, welche den Künsten des Friedens und des Ackerbaues nicht hold war, übte sicher nur einen nachtheiligen Einfluß in dieser Beziehung aus; die Canäle und Schleusen wurden immermehr vernachlässigt, so daß fast von Jahr zu Jahr Hungersnoth und Seuchen das Land entvölkerten. Erst seitdem Mohammed-Ali die oligarchische Regierung der Mamluken-Beis brach, die unter der nominellen Oberhoheit des vom Sultan ernannten Statthalters das Land beherrschten, wendete man etwas mehr Aufmerksamkeit dem wichtigen Fach der Canalbauten zu.

Der Bau neuer Canäle sowie die Instandhaltung der alten wird jetzt von den verschiedenen Dörfern getragen, durch deren Gebiet die betreffende Wasserstraße geht. Die Arbeiten hierbei werden von den Einwohnern unentgeltlich geleistet.

Der Bau sowie die Reinigung der Canäle wird mit den einfachsten Werkzeugen zu Stande

gebracht; mit Spaten wird die Erde gelockert, dann in Körbe gefüllt, welche von den Knaben und Mädchen auf den Köpfen fortgetragen und am Rande aufgeschüttet werden. Die zu solchen Arbeiten verwendete Landbevölkerung bietet häufig einen Erbarmen erregenden Anblick. Schlecht bekleidet, schlecht genährt, müssen die Leute unter Aufsicht des Scheich-el-beled ohne Bezahlung Tage und Wochen hindurch diese mühsamen und oft der Gesundheit sehr nachtheiligen Arbeiten zu Ende führen, wobei sie manchmal tagelang im Schlamm zu stehen gezwungen sind. Dennoch verläßt sie ihre angeborene Heiterkeit nicht. Indem sie ein Lied absingen und im Takt mit den Händen klatschen, sieht man sie in langen Reihen die Erde und den Schlamm mit ihren Körben auf die angewiesenen Stellen ausschütten und die geleerten Körbe mit Fleiß wieder füllen, wozu sie häufig als einzigen Werkzeugs sich der Hände bedienen. Diese Arbeiter müssen, wenn das nächste Dorf zu entfernt ist, auch die Nacht an dem Orte zubringen, wo sie dann unter freiem Himmel schlafen und von Kälte und Nachtfeuchtigkeit viel zu leiden haben. Es ist leicht begreiflich, daß bei so mangelhafter Einrichtung die Vornahme einer Erdarbeit, die mit besseren Werkzeugen und bei genügenderer Verpflegung der Arbeiter von wenigen Werkleuten ausgeführt werden könnte, einen bedeutend größeren Aufwand von Menschenhänden erforbert. Es sind daher in dem District, wo ein Canal gegraben oder ausgebessert wird, die Dörfer fast ganz verlassen. Die Einwohner eines jedes Dorfs haben eine bestimmte Strecke zu bearbeiten und werden erst dann entlassen, wenn sie dieselbe beendigt haben.

Der größte Theil der Ländereien wird durch die Ueberschwemmung bewässert und befruchtet; wo jedoch diese nicht hinreicht, muß durch künstliche Bewässerung nachgeholfen werden. Die gewöhnlichste Vorrichtung ist das Schaduf. Zwischen zwei Pfosten oder Pfeilern ist eine Stange befestigt, die sich vertical bewegen läßt, wie bei unseren Ziehbrunnen; an dem einen Ende ist ein Gefäß angebracht, mit dem das Wasser aus der Tiefe heraufgeholt und sogleich in den Canal, der es weiter leiten soll, geschüttet wird; am anderen Ende ist als Gegengewicht, um das Emporziehen zu erleichtern, ein Lehmklumpen befestigt.

Eine andere allgemein verbreitete Bewässerungsmaschine ist das Wasserrad (Sakieh). Es besteht in einem großen aus Holz gezimmerten, sich vertical bewegenden Rad, das durch ein anderes horizontal in seine Zacken eingreifendes getrieben wird. An dem ersteren sind Krüge an langen Seilen der Reihe nach befestigt, die bei jeder Drehung des Rades auf der einen Seite leer in den Brunnen hinabsteigen und auf der anderen voll heraufkommen und ihr Wasser in ein Rinnsal gießen, aus dem es in die zu bewässernden Felder geleitet wird. Diese Räder werden durch einen oder bei größeren Dimensionen durch zwei Ochsen getrieben, manchmal auch nur von einem Esel oder Maulthier. Eine andere, der Sakieh sehr ähnliche Maschine wird Tabut genannt.

Die Felder werden zum Behuf der Bewässerung in kleine viereckige Stücke durch niedrige geradlinige Erdaufhäufungen und kleine Rinnsale abgetheilt. Das Wasser läßt man zuerst auf die eine Abtheilung fließen, daselbst einige Zeit stehen, dann leitet man es weiter.

[250. 197]

---

3. Die Amhara, ein halbgesittetes Volk.

(W. C. Harris.)

Schlechter als Naturzustand ist Halbgesittung, davon giebt ein deutliches Beispiel das Volk der Amhara, im Königreiche Schoa. Das Christenthum, vormals blühend in Habesch, ist bis auf eine traurige Karikatur davon untergegangen, die allem Gedeihen christlicher Missionen weit hinderlicher ist, als schlimmstes Heidenthum. Nichts gewährt einen so widerlichen Anblick, als diese Mischung von Christenthum und Barbarei im Charakter und Leben der Amhara.

Die Hautfarbe der Amhara geht durch jede Schattirung von Olivenbraun bis zum Schwarz des Negers. Die Männer sind schlank, kräftig

und wohlgestaltet, und die Weiber, obwohl in gutem Ebenmaße gebaut, kaum minder männlich; sie sind manchmal schön, in der Regel aber das Gegentheil, und dazu ihre Versuche, das ihnen von der Natur verliehene breite leere Gesicht abschreckend häßlich zu machen, in der That sinnreich. Alle Wilden schätzen gewisse Verunstaltungen für Vollkommenheit und bestreben sich, durch Vermehrung der Wildheit ihres Anblicks die Schönheit ihrer Personen zu erhöhen. Die Amharaerin reißt sich denn die Augenbrauen aus und malt sich dafür eine tiefe, schmale, geschweifte Linie mit einer starken, dauerhaften blauen Farbe hin, wodurch sie sich ein stieres, narrenhaftes Aussehen giebt, was bei einer vornehmen Dame noch durch das Betünchen der Backen bis zu den Augen mit einer Schminke von rothem Oker und Fett erhöht wird. Wenn nicht abgeschoren und mit einer schmalen, schmierigen Binde von Lumpen umwickelt, ist der Kopf mit vielen winzigen Reihen künstlicher Locken geziert, die von einem Mittelpunkt auseinandergehen und mit alter Butter beschmiert werden, bis ein solcher Haarbausch ganz das Ansehen eines Bienenkorbs bekommt. Die weibliche Tracht besteht aus einem weiten Sackhemde mit sackartigen Aermeln, das um die Mitte des Leibes ein schmaler Gürtel zusammenhält, und oben darüber ein langes Lailach, das über den Kopf geworfen wird und bis auf die Fersen niederfällt, sehr grob und stark ist und gut an die sechs Maß Gerste halten kann.

Vom König bis zum Bauer besteht die Tracht der Männer aus einem weiten, losen Stück groben Baumwollenzeugs, das die ganze Person in gefälligen Falten umhüllt, den Träger aber zu rascher Bewegung und Körperanstrengung beinahe unfähig macht. Eine baumwollene, viele Ellen lange Leibbinde wird um die Hüften gewickelt, und die Beine, aber nur bis zum Knie, bedeckt ein Paar weiter loser Hosen, Senaphil genannt.

Säbel, Speer und Schild sind die volksüblichen Waffen; erstere trägt jeder männliche Landesangehörige, welchen Standes oder Berufes er sei. Kaum zwei Fuß lang und stark halbmondförmig gebogen, gleicht er eher einer Sichel als einem Kriegswerkzeug; er dient ebenmäßig beim Schmause und im Kampfe.

Schuhe und Sandalen trägt Niemand. Der Landesherrscher und der wandernde Bettler sind gleich barfüßig und barhäuptig, denn mit Ausnahme der Priester und Mönche trägt auch Niemand eine Kopfbedeckung. Dagegen stecken sich zwei Drittel der Nation einen hölzernen Speiler mit einer Feder oder einen wilden Spargelschoß zu stolzer Schau ins Haupthaar, und jeder irgend bedeutende und angesehene Mann trägt sich mit einer Last unendlich vieler, einen Panzerhandschuh bildender Kupferringe um den Arm oder mit wuchtigen Armspangen oder mit einer Masse Silbers.

Während der Trauerzeit, welche ein Jahr dauert, müssen schwarze oder gelbe Gewänder oder der gewöhnliche Anzug, dieser aber in Koth getaucht, als Trauerkleidung getragen werden; und beim Ableben eines Verwandten oder Freundes zerkratzen sich beide Geschlechter die Wangen, indem sie ein kreisrundes Stück Haut, so groß etwa wie ein englisches Halbschillingsstück, unter der rechten und linken Schläfe abreißen, wozu man den Nagel am kleinen Finger wie eine Adlersklaue wachsen läßt. — So wenig erbaulich diese Physiognomik der Amhara klingt, so übereinstimmend damit ist dasjenige, was von ihrem Familienleben berichtet wird. In Schoa wird ein Mädchen nach dem Werth ihres Vermögens in Anschlag gebracht, und die Erbin eines Hauses, eines Feldes und einer Bettstelle darf darauf rechnen, ehe noch viele Lenze über ihr Haupt hingeblühet haben, einen Mann ihrem Inventarium einzuverleiben. Die Heirath wird in der Regel dadurch geschlossen, daß beide Theile vor Zeugen „beim Leben des Königs" erklären, wie sie glücklich zusammenzuleben beabsichtigen, und was Jedes mitbringt, wird gezeigt und gehörig abgeschätzt. Ein Maulthier oder ein Esel, ein Speciesthaler, ein Schild und ein Bündel Speere auf der einen Seite werden gegen des Fräuleins Capital an Weizen, Baumwollentuch und Hausgeräth angemerkt; und ist der Handel geschlossen, so wird die fahrende Habe auf so lange gemeinsam, bis etwa irgend ein häusliches Zerwürfniß damit ausgeht, daß Jedes sein Eigenthum an sich nimmt und abzieht, um ein neues Ehegespons zu suchen, aufbewahrt.

[232]

4. Abyssinien.

(Werner Munzinger.)

Wer je Abyssinien gesehen hat, wird immer mit Bewunderung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, die, am südlichen Ende des Rothen Meeres gelegen, schroff gegen dessen Gestade hinabstürzt, langsam gegen die oberägyptischen Wüsten sich abstuft. In breiten Terrassen erhebt sich Abyssinien bis über 10,000 Fuß, und seine Gipfel lassen unseren Alpenkönigen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Winterströme, von tropischem Regen geschwellt, graben sich tiefer und tiefer schauerliche Abgründe und die Zeit erweitert die schmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Pracht ihrer tropischen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Wege; da ist das Jagdgebiet des Löwen, und der Elephant weidet friedlich; da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen Traum. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe, schilfige Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen Pfad, wenn nicht die Elephantenheerde ihn schon geebnet hat. Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuren, hochragenden Stamm und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und labet in ihren ewigen mächtigen Schatten. Die ast- und blätterarme Adansonia (Baobab) verwundert dich mit ihrem fetten Leib und ihrem mürben, kraftlosen Holze. Hier ist Urwald; hier liegen wuchtige Stämme der Verwesung preisgegeben und versperren den Weg. Frisch sproßt das neue Gras aus der nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab Acht! Der Dornenbaum höhnt deiner Kleider mit den krummen Stacheln, und grausame Disteln und Nesseln verletzen den unbedachten Fuß.

Wo aber das Thal sich verengt und das Wasser mühsam über die Granitblöcke von thurmhohen, senkrechten Schieferfelsen sich einen kargen Weg bahnt, da ist es dunkel fast den ganzen Tag. Hier wird selbst der Vogel scheu und stumm, und die am spärlichen Wasser sich labende Gazelle lauscht ängstlich auf bei jedem Geräusch in der fluchtwehrenden Enge. Da ist fast ewige Stille, nicht unterbrochen von dem Murmeln des sich ins Freie drängenden Baches, selten gestört von dem Geheul der an den jähen Abgrund sich klammernden Affen.

Wehe dem, der hier weilt in der Regenzeit; von langer Fahrt müde bettet sich der Wanderer in dem Thal. Er ist von der Hitze so erschöpft, selbst diese finsteren Gründe laden ihn zur Ruhe. Im heißesten Mittag wiegt er sich in süßen Träumen; seiner harret das freundliche Heim — da dröhnt es dumpf im Hochgebirge; ein Schuß, ein zweiter, dann der schreckliche den ganzen Himmel durchrasende Donner.

Doch fürchtet er noch nicht, das Gewitter ist ja noch so fern. Da erhebt sich oben ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter führe. Es wird lauter, gewaltiger, es zischt, es prasselt, es toset, es brüllt, als wenn die bösen Geister anführen — nun nahet es, mauergleich, schäumend und sich überstürzend — es ist der Waldstrom. Der Bach, vom Regen angeschwollen, ist ein mächtiger Strom geworden; doch seines kurzen Lebens eingedenk, stürzt wild und feurig er das Thal hinab; die tiefgewurzelten Sykomoren sinken unter seiner Wucht, und die grasige Ebene wird von Schutt überrollt; das Wasser füllt das ganze Thal und langt hoch an die Felsen hinauf.

Wehe dir, du armer Mann, wohin solltest du entfliehen? Hast du die Flügel des Adlers, hast du die Krallen des Affen, der über dir schwebend deiner Noth höhnt? Bist du im Bunde mit den Geistern, daß sie dich forttrügen? Hier ist sie nicht dein Knecht, die Natur, hier ist sie dein Feind, der dich vernichtet. — Es sind wenig Jahre her, daß ein ganzes Zeltlager in einem breiten, trockenen Strombett, die Beduinen mit ihren Heerden von dem ungeahnten Waldstrom überfallen und fortgerissen wurden. Hunderte von Menschen, Tausende von Ziegen wurden seine Beute.

So sind die Tiefländer Abyssiniens; wie feindlich und doch wie schön! Wie manchen Tag habe ich in dem schattigen Walde neben der Quelle gelegen, und den bunten, langgeschweiften Vögeln zugeschaut oder im dichten Dornbusch

dem plumpen Nashorn, der spiralhörnigen Antilope aufgelauert! Wie manche überschwengliche Ernte haben wir der Urwildniß abgelockt und wie reichlich belohnte sie die kleine Mühe, die große Gefahr!

Doch besser ist es wohnen in dem kalten, vom Wind gefegten, baumlosen, wildarmen Hochlande. Da sengt keine übermächtige Sonne das immer grüne Gras; aber die Natur ist mäßiger, spärlicher: keine wuchernde Vegetation, die oft dem Menschen feindlich wird. Das Wasser sprudelt ungesucht aus dem Boden; die schwarze Erde giebt Viel, fordert aber den Schweiß; die kalte Luft ermöglicht die Arbeit. Der Mensch ist stark und kann auch fleißig sein; der Ackerbau locket zu Ruhe und Frieden, und Dorf an Dorf, unzählbar, verwirren den überzählenden Blick. Hier zeigt sich die Natur vom Menschen besiegt; das Raubthier hat sich schon lange in die Wildniß zurückgezogen. Ein erfreulicher Blick; doch mäßig schön, wie der Bewohner, den die rauhen Winde schwärzen, und selbst die Frauen hat die rauhe Arbeit männlich gestaltet.

Das ist das eigentliche Abyssinien, das schönste Land von Afrika; seine Bewohner sind ganz verschiedenen Ursprungs, doch hat sie das Klima einander ähnlich gemacht und das Interesse dem Auslande gegenüber geeinigt. In den ersten Jahrhunderten unserer Aera stand es auf der Höhe der damaligen Cultur; das Christenthum, das ununterbrochen von Aegypten den Nil hinauf bis hieher reichte, schuf einen stetigen Verkehr mit dem römischen Reich. In Glauben, Sitte, Recht und Freiheit des Lebens war es uns ähnlich, doch seit es von dem Abendlande durch die Fortschritte des Islam abgeschnitten ist, blieb seine Entwickelung stehen und wie, wer steht, zurückgeht, so ist auch Abyssinien zurückgegangen und verwildert, wenn es auch jetzt noch Europa viel näher steht, als dem nachbarlichen Afrika. Es ist umringt von Feinden, wie die Rose von den Dornen; im Norden, wo das Hochland in Stufen abfällt, und endlich in unabsehbare Tiefebenen sich endet, da wohnen mohammedanische Völker, meist rebellische Kinder des Hochlandes, die hellfarbigen Habab, die Leute von Barka; ihnen folgen noch nördlicher die altnomadischen fremdredenden Hadendoa. Im Westen begrenzt Abyssinien das Nilland, türkischer Herrschaft unterworfen; im Süden das halb mohammedanische, halb teufelanbetende Reitervolk der Galla. Wohl brauchte es Jahrhunderte, das Hochland vor allen diesen Feinden dem Christenthum zu bewahren. Doch jetzt steht Abyssinien gegen außen unabhängig da; es hat nur die inneren Feinde zu fürchten, die Anarchie, den freiwilligen Verfall seiner Religion und Sitte, den Selbstmord.

Der Abyssinier fühlt wie wir, nur roher und oft viel natürlicher und freimüthiger. Soll denn das schwarze Gesicht immer ein schwarzes Herz verbergen? Auch dort findest du mitleidige Herzen! Wenn der schneidende Abendwind dichte Nebel auf die Hochebene hinabregnet, da kann der Wegfahrer getrost anklopfen und auch des erfrorenen Bettlers harret ein freundlicher Gruß, ein fröhlich loderndes Feuer und ein warmes in Milch eingebrocktes Brod. Gefühl fehlt nicht und auch nicht Muth und Frohsinn; sie singen und tanzen die sternenhelle Nacht durch; Rhapsodien loben den Helden, den Löwentödter, den Menschenbezwinger. Freude und Leid wird ausgesungen, das Lied tönt auch zur Klage; es begleitet die Arbeit, es bejubelt die Hochzeit.

Den großen Gaben hat die Natur ihren größten Werth genommen, da sie das Land der Communicationsmittel beraubt hat. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar in das rothe Meer ergießen; es fehlen die allmälig nach Osten hin sinkenden Ebenen, die gegen die Küste auslaufend den Kameeltransport ermöglichen. Die Flüsse verhindern in der Regenzeit allen Verkehr, Straßen- und Brückenbau bedingt aber eine dauerhafte, erleuchtete Regierung.

Man hat das heutige Abyssinien oft mit dem Mittelalter verglichen und wirklich haben sie das Faustrecht, die Unordnung, den kriegerischen Geist, die moralischen und religiösen Begriffe gemein. Man konnte es aber dem Mittelalter wohl ansehen, daß es die Keime der Entwickelung in sich trug und eher einem rohen Jüngling ähnlich sah, der trotz seiner Fehler viel verspricht. Viel richtiger kann man Abyssinien dem Frankenreich zur Zeit der Merovinger vergleichen.

Man weiß, daß Abyssinien bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts von einer Kaiserfamilie regiert wurde, deren Gewalt sich ziemlich regelmäßig von Vater auf Sohn forterbte. Der Volksglaube, der sie von Salomon und der Königin von Saba abstammen läßt, verlieh ihr die religiöse Sanction. Wenn sich die Kinder dieser Familie auch oft um die Erbschaft stritten, so konnte es doch keinem Fremden in den Sinn

kommen, ihr Recht auf den Thron zu bestreiten oder sich an ihre Stelle zu setzen. Ras Mikaël war der erste Majordomus, der die Autorität der Kaiser auf die Seite stellend sich zum factischen Herrn des Landes machte. Indem er Kaiser jedes Jahr ein- und absetzte und sie jeder Autorität beraubte, versetzte er der Legitimität den empfindlichsten Schlag. Seitdem haben die sogenannten Hazie dem Namen nach fort regiert, bis ein Emporkömmling Namens Casso ganz Abyssinien sich unterwarf und sich endlich auch unter dem Namen Theodoros die Kaiserkrone aufsetzte. Dadurch ist die legitime Linie auch dem Namen nach abgeschafft und Abyssinien der einen Lebensgarantie, der Legitimität beraubt worden, da fortan jeder glückliche Soldat König werden kann.

Ferner hat Abyssinien ganz demokratisches Aussehen. Der Adel hat seinen Ursprung in der Unterdrückung der Ureinwohner durch einen neu eingewanderten Stamm, der sich Land und Leute theilte. Abyssinien ist aus mehreren Völkerschaften zusammengesetzt, die sich untereinander dulden. Hat dann und wann ein Stamm das Principat errungen, so kann es sich doch nie feudal ausbilden. Die Erblichkeit der Stellen, die übrigens nie dauernd anerkannt war, kann für sich noch keine Aristokratie gründen, Abyssinien hat nie politische Ständeunterschiede gekannt; der Bauer, der Kaufmann, der Hirt, der Häuptling wechseln jeden Tag ihre Rollen. In Städten, deren Bevölkerung täglich sich ändert, konnte sich kein Bürgerthum entwickeln. Die Kirche, so mächtig sie ist, kann nicht den Einfluß haben, den sie auf unser Mittelalter gehabt hat. Der Bischof ist ein Ausländer, ein Kopte.

Wenn Abyssinien auch seit den ältesten Zeiten als ein Reich existirt, so haben sich doch seine Bewohner nie als ein Volk betrachtet. Daher darf man kaum von abyssinischem Patriotismus reden, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jeder Mensch die Erde, wo er geboren, die Sitte, worin er erzogen ist, liebt und dem Fremden abgeneigt ist.

Aethiopien ist aus mehr als zwanzig Völkern zusammengesetzt, die sich trotz zweitausend Jahren immer fremd gegenüber stehen und nur dem Ausland gegenüber einig sind. Man sollte kaum glauben, daß das Volk der Kamant von wenig tausend Seelen, inmitten der christlichen Amhara angesessen, bis jetzt seine eigenthümliche Sprache, seine Sitten, sein Heidenthum Jahrhunderte treu bewahrt hat.

Endlich wird Niemand bewußte Sittlichkeit, und die Selbstverleugnung, die das Sonderinteresse dem allgemeinen Wohl aufzuopfern weiß, in Abyssinien suchen. Wir sehen das Reich in feindliche Stämme, in Localinteressen zersplittert. Wo es keine politischen Meinungen giebt, darf man auch nicht an Parteien denken. Die einzige politische Meinung des Volkes, worin Alles einig ist, ist eine unendliche Sehnsucht nach Ordnung und Friede im Interesse des materiellen Wohles. Die einzige Klage ist der Mangel an einer kräftigen einheitlichen Regierung mit regelmäßiger Verwaltung. Diese Tendenz des Volksgeistes aber stellt einen Militärdespotismus in Aussicht. Die Völker, der Fehden und des Blutes müde, geben sich mit dem härtesten Joche zufrieden, wenn es nur den Bürgerkrieg verhindert.

Auf den Abhängen Abyssiniens gegen Norden finden wir nun mehrere kleinere Völker, halb Abyssinien, halb Aegypten unterworfen, halb christlich, halb mohammedanisch, halb Nomaden, halb Ackerbauer, mehrere sehr eigenthümliche Sprachen sprechend; die meisten verwahrloste Vorposten des Hochlandes. Da sie seit langer Zeit sich selbst überlassen sind, so haben sie ihre alte Sprache, Sitte und Recht unverfälscht auf die Gegenwart gebracht, was die Aegypter und Abyssinier nicht gethan haben. Es ist uns also hier allein die Gelegenheit geboten, ursprüngliche Volksverhältnisse zu studiren.

Wir können nun alle diese Völker vom rothen Meer bis zum Gasch in drei Classen theilen:

Die erste Classe bilden die Ag'azi, bei denen das Tigré vorherrscht; dazu gehören die Bewohner des Samhar und der Küste bis Agia; die Stämme des Anseba (Habab, Bedjuk, Mensa, Bogos, Takue, Marea), einzelne Ansiedelungen im Barka (Beit Bidel), Algeden, Sabderat und die Hallenga. Alle diese Völker haben einen inneren Zusammenhang, sie sind Abyssinier, alte Christen, und bedienen sich des reinsten äthiopischen Idioms, des Tigré. Freilich findet sich unter diesen Völkern fremde Mischung; so wissen wir, daß die Adeligen bei den Bogos, etwa ein Drittel der Bevölkerung, Agou sind und ihre Sprache ihren Unterthanen und auch ihren Nachbarn, den Takue, aufgedrungen haben; aber Sitte und Recht haben sie von dem

Kern der Bevölkerung adoptirt. Ferner müssen wir vermuthen, daß der Adel der Mensa und der Marea arabischen Ursprunges ist; er hat sich aber auch der alten Landessitte bequemen müssen und der fremde Ursprung hat sich nur in einzelnen aber scharf geprägten Zügen erhalten. Die allein gültige Ausnahme bilden die Algeden und Sabderal; denn nur die Sprache haben sie mit den übrigen gemein, sonst gleichen sie eher ihren Nachbarn, den Bazen.

Unter allen diesen Völkern herrscht nun eine merkwürdige Uebereinstimmung in Sitte, Gebrauch und Recht. Wir nennen sie aristokratische Völker, weil der Ständeunterschied sie eigentlich charakterisirt und weil das ganze Recht auf der Familie aufgebaut ist.

Die zweite Classe bilden die von Norden kommenden Beduinen mit der Sprache To'bedauie, rein vertreten durch die Hadendoa und die Bescharin, zwischen Nil und Meer weidend bis an die Grenzen Aegyptens. Die Beni-Amer sind freilich ein Zwittervolk, wozu die Ag'azi und die Bedu (oder Bedja) beigetragen haben; in der Sprache streiten sie sich noch immer, aber in Sitte und Recht haben sich die Beni-Amer von den Bedu bestimmen lassen. Wir finden also ein rein nomadisches Volk, fast ohne Ackerbau, in Zelten wohnend, Kameele ziehend, während die Ag'azi sich erst in jüngster Zeit zu diesem für den Christen unreinen Thier bequemt haben. Auch hier finden wir eine Aristokratie, aber auf ganz anderer Basis, als bei den Tigrévölkern: denn während sie hier auf einem Schutzverhältniß beruht, ist sie bei den Beni-Amern feudal, indem der Herr seinen Unterworfenen mit Eigenthum belehnt und sich davon eine Nutznießung und die Rechte des Herrn ausbedingt. Hierin und in dem ganzen Recht, besonders in den Eheverhältnissen, stimmen die Beni-Amer ganz mit den Hadendoa überein, der Einfluß des islamitischen Rechtes ist natürlich nicht zu verkennen.

Die dritte Classe endlich bilden die Völker der Bazen (Kun'ama) und der Barea. Sie steht in einem so schneidenden Gegensatze zu den bisher erwähnten Zuständen, daß wir es nie bereuen können, ihnen eine eigene Reise gewidmet zu haben. Seltenes Glück erlaubte uns, diese Völker als erste Europäer und auch als erste friedliche Reisende kennen zu lernen. Wir fanden die Bazen und die Barea als Nachbarn; man müßte sie für ein und dasselbe Volk nehmen, wenn die verschiedene Sprache dies nicht verböte; in Sitte und Recht sind sie sich ganz gleich. Zu den aristokratischen Völkern bilden sie einen eigenthümlichen Contrast; während dort die Familie den Staat bedingt, leben die Barea und die Bazen in Gemeinden; die Familie selbst hat keinen politischen Werth und einen anderen Sinn, da sie im Verhältniß zwischen Onkel und Schwestersohn besteht. Richter ist nicht der Familienvater, sondern die Aeltesten der Gemeinde; keiner ist besser als der andere; keine Idee von Adel, fast keine Sclaverei. Von Religion und Cultus ist keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Diese Völker sind essentiell Ackerbauer und seßhaft. Die Person steht ihnen hoch, die Sache niedrig und diesen Principien gemäß entwickelt sich eine ganz eigenthümliche Anschauung von Sitte und Recht.

Als ein viertes Volkselement ist das Arabische anzureihen, das mit Hülfe des Islam in Afrika und besonders im Nilthal immer mächtiger wird. —

Jetzt wollen wir einen Blick auf das religiöse Leben Abyssiniens werfen und zum Voraus bekennen, daß es durchaus nicht gesund ist. Wir finden vorerst eine vollständige Anarchie der Glaubensbekenntnisse. Die herrschende Bevölkerung bilden die Christen; doch sind die Mohammedaner in den Städten und besonders in den Grenzprovinzen sehr ausgebreitet und mächtig. Im Süden haben sich viele Juden erhalten; das Heidenthum ist selbst mitten im Lande nicht ausgerottet; die Nordgrenzen besetzen die beistischen Bazen, die Südgrenzen die teufelanbetenden Galla. Das Christenthum selbst ist für den größten Theil des Volkes ein äußerlicher Name geworden und mit jüdischen Gebräuchen arg vermischt.

Man weiß, daß Abyssinien seit 1500 Jahren seinen Glauben bewahrt hat, auf eine Weise aber, daß Wichtiges und Unwichtiges, Dogma und Disciplin gleiche Bedeutung erhalten haben. Wir finden die gleichen Mißbräuche, die unser Mittelalter entstellt haben; den Mangel an theologischen Kenntnissen; viel Unsittlichkeit und Ueberfluß an Mönchen; freche Simonie und Verkauf der Sacramente; theilweise sogar die Polygamie; strenge Fasten und Buße; viel Festtage; lose Eheverhältnisse; übermäßige Verehrung von Bildern und Kreuzen, vermengt mit schützenden Talismanen; wenig Kirchen, viel Heiligengeschichte; Glauben an Weissagereien und Vorbedeutungen; Auslegung der Träume; Furcht vor Hexerei und bösen Künsten;

doch jedenfalls keinen Unglauben und keine Gottesverachtung. Die judäisch-pharisäische Denkungsart, die allen Orientalen und besonders den Semiten eigen ist, klebt auch den Abyssiniern an; wir meinen damit den Formengeist, die Wichtigmachung von Gebräuchen und äußeren Werken, die Unterscheidung zwischen Rein und Unrein, die Beschneidung, das Hängen an dem Buchstaben, gegen das sich Paulus wehrt.

Die Kirchengüter befinden sich größtentheils in den Händen der Fürsten, die darüber zu Gunsten ihrer Anhänger disponiren. Die Erblichkeit der Pfarrstellen von Vater auf Sohn erzeugt Lauheit und raubt der Kirche die nöthige Unabhängigkeit. Das sehr verbreitete Mönchsthum verhindert alle wohlthätige Neuerung; die abyssinischen Mönche und Nonnen sind unruhige, anmaßliche, ungebildete, faule Fanatiker, die dennoch vielen Respectes genießen. Eine Reform derselben in arbeitende Orden wäre wohl wünschenswerth, aber schwer ausführbar. [269]

5. Die türkische Verwaltung in Khartum und der Sclavenhandel am weißen Nil.

(S. W. Baker.)

Khartum liegt unter 15° 29′ nördl. Breite, auf einer Landzunge, die den Winkel zwischen dem weißen und blauen Nil an ihrer Vereinigungsstelle bildet. Einen elenderen, schmutzigeren und ungesunderen Ort kann man sich kaum denken. So weit das Auge reicht, ist auf allen Seiten Sandwüste. Die Stadt, die hauptsächlich aus Hütten von ungebrannten Backsteinen besteht, breitet sich über eine Ebene hin, die bei Hochwasser kaum über dem Niveau des Flusses liegt, und wird von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt. Obwohl sie gegen 30,000 Einwohner enthält und dicht zusammengedrängt ist, so hat sie doch weder Abzugscanäle noch Senkgruben; in den Straßen ist ein unbegreiflicher schädlicher Geruch, denn wenn Thiere sterben, bleiben sie liegen, wo sie fallen, um Pest und Ekel zu erzeugen. Indeß giebt es einige ansehnliche Häuser, welche die Händler des Landes inne haben, von denen ein kleiner Theil Italiener, Franzosen und Deutsche sind, indem die europäische Bevölkerung ungefähr dreißig Seelen zählt. Griechen, Syrer, Kopten, Armenier, Türken, Araber und Aegypter bilden die bunte Einwohnerschaft Khartums.

Frankreich, Oesterreich und Amerika haben dort Consuln. Khartum ist der Sitz einer Regierung, denn die Sudan-Provinzen stehen unter der Oberaufsicht eines Generalgouverneurs mit unumschränkter Gewalt. Im Jahre 1861 lagen ungefähr sechstausend Mann Militär in der Stadt; ein Theil derselben waren Aegypter; andere Regimenter bestanden aus Schwarzen von Kordofan und vom weißen und blauen Nil, nebst einem Regiment Arnauten und einer Batterie Artillerie. Diese Truppen sind der Fluch des Landes; denn die meisten türkischen und ägyptischen Beamten erhalten ihre Besoldung höchst unregelmäßig, und die Soldaten stehen demnach unter lockerer Mannszucht. Fouragiren und Plündern ist das Gewerbe des ägyptischen Soldaten, und die unglücklichen Einwohner müssen sich von den rohen Menschen, die sie nach Belieben ausplündern, auch noch jede beliebige Schmach und Mißhandlung gefallen lassen.

Im Jahre 1862 war Musa Pascha der Generalgouverneur des Sudan. Dieser Mann war ein ziemlich übertriebenes Muster türkischer Behörden im Allgemeinen, indem sich in ihm die schlimmsten orientalischen Fehler mit der Brutalität eines wilden Thieres vereinigen.

Während seiner Verwaltung wurde der Sudan völlig zu Grunde gerichtet; durch Militärgewalt regiert, entsprachen die Einkünfte den Ausgaben nicht, und es wurden den Einwohnern neue Steuern bis zu einer Höhe auferlegt, die das ganze Land lähmte. Der Türke macht nie eine Verbesserung. Ein arabisches Sprichwort sagt: „In der Fußstapfe eines Türken wächst nie Gras“, und nichts kann den Charakter der Nation passender ausdrücken als dieser einfache Spruch. Schlechte Regierung, Monopol, Erpressung und Druck sind die sicheren Begleiter türkischer Verwaltung. In großer Entfernung

von aller Civilisation, und von Unterägypten durch die nubischen Wüsten getrennt, bietet Khartum für die Entwickelung des ägyptischen Beamtencharakters ein weites Feld. Jeder Beamte plündert; der Generalgouverneur erpreßt von allen Seiten; er füllt seine eigenen Taschen, indem er dem Fortschritt jedes nur denkbare Hinderniß in den Weg legt, und hemmt jede Handelsbewegung, um von den Betheiligten Geschenke zu erzwingen. Der allgemeinen Regel seiner Vorgänger folgend, zeigt ein neuer Gouverneur bei seiner Ankunft eine krampfhafte Energie. Von Kawassen und Soldaten begleitet, reitet er durch jede Straße von Khartum, schilt dabei die Untergebenen wegen früherer Nachlässigkeit und befiehlt, daß die Straßen gekehrt und die Stadt durch und durch gereinigt werde; er besucht den Marktplatz, untersucht an den Bäckerbuden die Beschaffenheit des Brodes und an den Fleischbänken das Fleisch. Er prüft die Richtigkeit der Gewichte und Maße, straft und verhaftet die Betrüger, führt eine vollständige Verbesserung ein und beschließt seine, die Gesundheit und Wohlfahrt der Menschheit fördernden Anordnungen mit der Auflage einiger Ortssteuern.

Die Stadt hat verhältnißmäßig gute Luft, das Brod hübsches Gewicht und Maß, und der neue Gouverneur hat, gleich einem neuen Besen, Alles reingekehrt. Es vergehen einige Wochen, und die Nase erinnert wieder an die gute alte Zeit, wo die Straßen nie gekehrt wurden, und der Schmutz führt abermals die Oberherrschaft. Die Stadt verfällt in ihren früheren Zustand zurück, die falschen Gewichte maßen sich wieder den Platz ehrlicher Maße an, und das einzige dauernde und sichtbare Zeichen der neuen Verwaltung ist die Ortssteuer.

Vom höchsten bis zum niedrigsten Beamten sind Unredlichkeit und Betrug die Regel und jeder raubt im Verhältniß zu der Stufe, die er im Regierungsfach einnimmt, während die Last der Erpressung auf die Eingeborenen fällt; auf diese Art werden den Landwirthen ungeheure Steuern auferlegt, und der Gewerbfleiß wird durch Druck entmuthigt. Die Steuern werden von den Soldaten eingefordert, die natürlich mit Gewalt noch mehr erpressen als die wirkliche Auflage beträgt; demgemäß beschränken die Araber ihren Feldbau auf ihre nothwendigsten Bedürfnisse, da sie fürchten, ein ergiebiges Landgut werde für immer eine drückende Steuerforderung herbeiführen. Die schwerste und ungerechteste Steuer ist die auf dem „Sagir“ (Sakieh) oder Schöpfrad liegende, durch welches der Landwirth einen sonst unfruchtbaren Boden bewässert.

Die Errichtung des Sagir (Sakieh) ist der erste zum Feldbau nothwendige Schritt. An den Ufern des Flusses giebt es viel für die Bewirthschaftung vortheilhaftes Land; aber wegen eines fast gänzlichen Mangels an Regen muß der Boden beständig durch künstliche Mittel bewässert werden. Kaum hat ein unternehmender Mann ein Schöpfrad errichtet, so wird er auch schon besteuert, und zwar nicht nur auf sein Rad, sondern er zieht sich eine vollkommene Plage herbei, da die zur Einforderung der Steuern verwendeten Soldaten sich in seinem Garten festsetzen und auf allerhand Nebengebühren an Butter, Getreide, Gemüse, Schafen u. s. w. für sich selbst bestehen, die den Eigenthümer fast zu Grunde richten. Jede andere Regierung außer der ägyptischen und türkischen würde für die Errichtung einer Bewässerungsmaschine, die zum Landbau anspornt und den Ertrag des Landes vermehrt, eine Prämie gewähren; aber hier ist die einzige, ausnahmslose Regel türkische Erpressung. Ich habe nie einen türkischen Beamten getroffen, der auch nur das geringste Interesse an Plänen zur Verbesserung des Landes genommen hätte, wenn er darin nicht ein Mittel entdeckte, seinen eigenen Beutel zu füllen. So werden in einem Lande, wo die Natur in der Austheilung ihres Maßes an die Bewohner hart gewesen ist, dieselben durch Druck noch mehr heruntergebracht. Die Araber fliehen beim Nahen der unmenschlichen Steuereinnehmer aus ihren Dörfern, treiben ihr Federvieh und ihre Heerden mit sich nach fernen Ländern und geben ihre stehenden Ernten den Soldaten preis. Es kann sich Niemand vorstellen, wie schwer das Land leidet.

Ohne den Handel des weißen Nils würde Khartum fast aufhören zu existiren; und dieser Handel besteht in Menschenraub und Mord. Der Charakter der Khartumer bedarf keiner weiteren Erklärung. Das Elfenbein, das vom weißen Nil herabgebracht wird, ist als Ausfuhrartikel eine reine Kleinigkeit, da der jährliche Werth desselben etwa 275,000 Thaler beträgt.

Die bei dem verruchten Handel des weißen Nils am meisten Betheiligten sind Syrer, Kopten, Türken, Circassier und einige wenige Europäer.

Durch den ganzen Sudan hindurch ist Geld überaus selten und der Zinsfuß ein ungeheurer,

indem er, je nach dem Unterpfand, zwischen sechsunddreißig und achtzig Procent wechselt; dies beweist eine allgemeine Armuth und Unredlichkeit, und wirkt als Hinderniß gegen jede Verbesserung. Ein so hoher und gefährlicher Zinsfuß schreckt von jedem ehrlichen Unternehmen ab, und das Land muß unter einem solchen System zu Grunde gehen. Der wilde Speculant borgt unter solchen Bedingungen, um plötzlich wie eine Rakete zu steigen oder wie ihr erschöpfter Stab zu fallen. Da sonach ein ehrliches Unternehmen unmöglich ist, so steht Unredlichkeit obenan, und man setzt voraus, daß eine erfolgreiche Expedition nach dem weißen Nil alle Kosten decke. Es giebt zwei Classen von Händlern des weißen Nils; die Einen besitzen Capital, die anderen sind geldlose Abenteurer; beide Classen verfahren nach demselben System, aber dasjenige der ersteren wird aus der Beschreibung der letzteren von selbst einleuchten.

Ein mittelloser Mann nimmt sich eine Expedition vor und borgt zu diesem Zwecke Geld zu hundert Procent in folgender Weise. Er verspricht dem Darleiher die Rückzahlung in Elfenbein zum halben Marktpreise. Nachdem er die erforderliche Summe erhalten hat, miethet er mehrere Fahrzeuge und nimmt 100 — 300 Leute in Dienst, die aus Arabern und entlaufenen Schurken aus fernen Ländern bestehen, welche in der Verborgenheit von Khartum eine Freistätte vor der Gerechtigkeit gefunden haben. Er kauft für seine Leute Schießgewehre und große Quantitäten Munition, nebst einigen hundert Pfund Glasperlen.

Wenn die Seeräuber-Expedition fertig ist, zahlt er seinen Leuten einen fünfmonatlichen Lohn im Voraus, und zwar 45 Piaster (3 Thaler) für den Monat, und verspricht ihnen für jeden Monat über die fünf vorausbezahlten Monate hinaus achtzig Piaster zu geben. Seine Leute erhalten ihren Vorschuß theils in baarem Gelde, theils in Baumwollenstoffen zu Kleidern zu einem ungeheuren Preise. Jeder hat einen Streifen Papier, auf welchen vom Secretär der Expedition der Betrag geschrieben wird, den er sowohl in Waaren als in Geld erhalten hat, und dieses Papier muß er beim endlichen Abschluß der Rechnung vorlegen.

Die Fahrzeuge segeln um den December ab, und wenn sie an dem gewünschten Orte angekommen sind, geht die Gesellschaft ans Land und bringt ins Innere vor, bis sie in das Dorf irgend eines Negerhäuptlings kommt, mit welchem sie innigste Freundschaft schließt. Von seinen neuen Freunden, deren Waffengewalt er anerkennt, bezaubert, versäumt der Häuptling die günstige Gelegenheit nicht, sich um ihr Bündniß zum Angriff auf einen feindlichen Nachbar zu bewerben. Von ihren schwarzen Gastwirthen geführt, marschiren sie die ganze Nacht hindurch und bivouakiren eine Stunde Wegs von dem arglosen Dorfe, auf das etwa eine halbe Stunde vor Tagesanbruch ein Angriff gemacht werden soll. Die Zeit kommt heran; ruhig umringen sie das Dorf; während seine Besitzer noch im Schlafe liegen, stecken sie die Grashütten nach allen Richtungen in Brand und schütten Musketensalven durch das lodernde Dachstroh. In panischem Schrecken stürzen die unglücklichen Opfer aus ihren brennenden Wohnungen; die Männer werden niedergeschossen wie Fasane auf einer Treibjagd, während die in der Gefahr und Verwirrung bestürzten Frauen und Kinder geraubt und in Sicherheit gebracht werden. Mit den Viehheerden, die sich noch in ihrem Pferch oder „Sariba" befinden, wird man leicht fertig — man treibt sie mit großer Freude als Siegespreis fort. Dann werden die Frauen und Kinder an einander befestigt, die ersteren in einem Instrumente verwahrt, das man Schéba nennt, und das aus einer gegabelten Stange besteht, so daß der Hals der Gefangenen in die Gabel paßt, welche durch ein hinten festgebundenes Querholz geschlossen wird, während man die Handgelenke auf der Vorderseite des Leibes vereinigt an die Stange bindet. Die Kinder werden hierauf an ihren Hälsen mit einem Strick an die Frauen geknüpft und bilden so eine lebendige Kette. In dieser Ordnung läßt man sie in Gesellschaft mit den erbeuteten Heerden nach dem Hauptquartier marschiren.

Dies ist der Anfang des Geschäfts. Sollte sich in einer der Hütten, die das Feuer nicht zerstört hat, Elfenbein finden, so eignet man es sich zu. Es findet eine allgemeine Plünderung statt. Die Leute des Händlers graben die Fußböden der Hütten auf, um nach eisernen Hacken zu suchen, welche, als der größte Schatz der Neger, in der Regel auf diese Art verborgen werden; die Getreidespeicher werden umgestürzt und muthwillig zerstört, und den Leichen der Erschlagenen werden die Hände abgeschnitten, um die kupfernen oder eisernen Armbänder, die man gewöhnlich trägt, leichter loszubringen. Mit dieser Beute kehren die Händler zu ihrem schwarzen Verbündeten zurück. Sie haben seinen

Feind gedroschen und gänzlich geschlagen, das macht ihm Vergnügen; — sie beschenken ihn mit dreißig bis vierzig Stück Vieh, das berauscht ihn mit Freude; — und ein hübsches kleines gefangenes Mädchen von etwa vierzehn Jahren als Geschenk vollendet sein Glück.

Aber das Geschäft hat erst begonnen. Den Neger gelüstet nach Vieh, und der Händler hat jetzt vielleicht 2000 Stück erbeutet. Sie sind für Elfenbein zu haben, und die Stoßzähne kommen bald zum Vorschein. Täglich wird Elfenbein ins Lager gebracht, um für Vieh umgetauscht zu werden, je nach der Größe, ein Stoßzahn für eine Kuh — ein einträgliches Geschäft, da die Kühe nichts gekostet haben. Der Handel geht schwunghaft; aber es wollen noch einige kleine Gewohnheiten beobachtet sein, einige geringfügige Formalitäten, die der Handel auf dem weißen Nil wohl versteht. Die Sclaven und zwei Drittel des erbeuteten Viehes gehören dem Händler, aber ein Drittel der gestohlenen Thiere beanspruchen seine Leute als ihren Nebenerwerb. Nachdem dieselben vertheilt sind, werden die Sclaven unter den Leuten zur öffentlichen Versteigerung gebracht. Die Leute kaufen, so viel sie brauchen können; der Betrag wird auf die Papiere (Serki) der Käufer eingetragen und von ihrem Lohne abgerechnet. Um Gefahr zu vermeiden, wenn etwa das Document der Regierung oder europäischen Consuln in die Hände fallen sollte, wird der Betrag nicht als Kaufpreis für einen Sclaven eingetragen, sondern auf erdichtete Lieferungen ertheilt. Wenn also ein Sclave für 1000 Piaster gekauft wird, so erscheint diese Summe auf dem Document etwa in folgender Weise:

Seife	50	Piaster.
Tarbohsch (Mütze)	100	„
Araki (Branntw.)	500	„
Schuhe	200	„
Kattun	150	„
	1000	Piaster.

Die an die Leute verkauften Sclaven werden unter denselben beständig umgetauscht und wieder verkauft. Wünschen aber die Verwandten der geraubten Frauen und Kinder sie loszukaufen, so nimmt der Händler sie von seinen Leuten zurück, thut die Kaufsumme aus und giebt sie für eine gewisse Anzahl Elephantenstoßzähne, über die man sich einigt, ihren Angehörigen wieder. Versucht eine Sclavin zu entlaufen, so wird sie, den anderen zur Warnung, entweder mit unmenschlichen Peitschenhieben bestraft, oder erschossen, oder gehängt.

Ein Angriff, oder Razzia, wie der beschriebene, führt in der Regel zu einem Streit mit dem verbündeten Neger, der seinerseits von dem Händler ermordet und geplündert wird, während seine Weiber und Kinder natürlich Sclaven werden.

Ein gutes Jahr soll für eine Gesellschaft von 150 Mann ungefähr 200 Kantaren (20,000 Pfund) Elfenbein eintragen, die in Khartum einen Werth von 4000 Pfund Sterling (etwa 27,500 Thaler) haben. Da die Leute mit Sclaven bezahlt werden, so kostet der Lohn nichts, und es bleiben für des Händlers eigenen Gewinn noch immer vier- bis fünfhundert Sclaven übrig, deren jeder einen durchschnittlichen Werth von fünf bis sechs Pfund Sterling (30 – 40 Thaler) hat.

Die Boote werden hierauf mit einer Ladung Menschen bepackt und ein Theil von des Händlers Leuten begleiten dieselben nach dem Sudan, während die übrigen in dem Lande, das sie sich angeeignet haben, ein Lager oder eine Niederlassung bilden und fleißig plündern, morden und Sclaven machen, bis ihr Herr im folgenden Jahre mit Booten von Khartum zurückkehrt, wo er dann voraussetzt, daß sie eine Ladung Sclaven und Elfenbein zur Einschiffung bereit haben.

So wird das Geschäft erst völlig begründet. Die Sclaven werden an verschiedenen Punkten einige Tagereisen von Khartum ausgeschifft. An diesen Plätzen sind Unterhändler oder Käufer, die auf ihren Empfang mit Thalern warten, welche sie zur baaren Zahlung bereit halten. Die Käufer und Handelsleute sind größtentheils Araber. Die Sclaven werden dann über Land nach verschiedenen Plätzen geführt, viele nach Sennaar, wo sie an andere Händler verkauft werden, welche sie an die Araber und Türken verhandeln.

Andere werden ungeheuer weit nach Häfen am rothen Meere, Suakim und Massuah gebracht, um dort nach Arabien eingeschifft zu werden. Manche werden nach Cairo versendet, ja sie werden über das ganze Sclavenhandel treibende Morgenland zerstreut, während der weiße Nil zur Lieferung die große Pflanzschule ist.

Der liebenswürdige Händler kehrt vom weißen Nil nach Khartum zurück, händigt seinem

Gläubiger hinreichendes Elfenbein ein, um das ursprüngliche Darlehn von 1000 Pf. St. zu berichtigen, und beginnt, nunmehr ein Mann mit Betriebscapital, als selbstständiger Händler. [197]

---

6. Die Fellah.

(A. v. Kremer, A. E. Brehm.)

Der Bauer wird in Aegypten allgemein mit dem Namen Fellah (von der arab. Wurzel falaha, pflügen, ackern) benannt. Auch mit Ahl fara'un, d. h. Volk des Pharao, werden die Bauern von den Städtern verächtlich bezeichnet, wohl nicht ohne Anspielung auf deren koptische Abstammung. So wegwerfend auch sonst der Name Fellah in Aegypten gebraucht wird, wo er bei den Städtern als Schimpfwort gilt und einen rohen, ungebildeten Menschen bedeutet, so beruht doch auf dieser vielfach mißhandelten, verachteten und durch den Jahrhunderte lang auf ihr lastenden Druck zum großen Theil entwürdigten Classe die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation. Die Fellah machen sicher drei Viertel der ganzen Bevölkerung aus. Das äußere Aussehen des Fellah, seine körperliche Bildung, ist durch ganz Aegypten fast völlig gleichförmig und deutet unverkennbar auf Einheit der ganzen Race und deren gemeinsame Abstammung.

Der Fellah ist stark und kräftig gebaut, bei einer durchschnittlichen Statur von 5—6 Fuß; doch ist sein Körper mehr sehnig und muskelhaft als fett und dick. Die Stirn ist schmal, aber selten hoch, die Nase meist breit und aufgestülpt. Kopf- und Barthaare sind gewöhnlich schwarz, leicht gekräuselt, der Bart ist selten üppig, meistens in der eigenthümlichen Spitzform, die schon den alten Aegypter kennzeichnet. Der Gesichtsausdruck des Fellah ist im Allgemeinen mehr schlau und verschlagen als verständig; doch kommt manchmal ein gutmüthiger Zug hinzu. Leider läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein gewisser wilder, ja thierischer Ausdruck fast unwillkürlich auffällt, was man wohl auf Rechnung des Jahrtausende alten Druckes zu setzen hat, unter dem die Landbevölkerung Aegyptens lebte und zum Theil noch lebt.

Die Hautfarbe ist braun in verschiedenen Schattirungen; die Bewohner Oberägyptens sind meistens etwas dunkler gefärbt als die von Unterägypten. Das Weib ist häufig von hellerer Farbe, von kleinerer Statur und zarteren Formen. Die Gesichtsbildung desselben ist im Ganzen mehr breit als oval, die Nase nur selten gerade und schön geschnitten, gewöhnlich breit, die Stirn niedrig und schmal, das Auge tiefliegend, lang geschnitten, groß und fast immer schwarz; sein Glanz wird durch den Köl (Augenschminke), womit die Brauen und die Augenlider bestrichen werden, erhöht. Der Ausdruck des Gesichts ist in der Jugend nicht ohne Anmuth. Das Alter bringt aber oft wahre Schreckbilder zum Vorschein. Als Grundtypus für die größte Anzahl der Frauengesichter kann die Sphinx gelten, an deren Antlitz man in Aegypten unendlich oft durch lebende Züge erinnert wird. Die Körperbildung ist sehr schön und erinnert an antikes Ebenmaß, die fortwährende Bewegung im Freien und die leichte Kleidung, welche die Entwickelung nicht hemmt, mögen hierzu viel beitragen.

Die Tracht des Landbewohners ist sehr einfach; ein weites blaues und weißes Hemd (kamis) aus Kattun, um die Mitte mit einem Gürtel oder auch einem Strick zusammengehalten, eine Filzmütze (libbeh) oder ein rothes Fes (tarbusch) als Kopfbedeckung genügen ihm im Sommer; im Winter trägt er einen groben schafwollenen, meist weiß und braun oder schwarz gestreiften Mantel (za'bût) oder auch blos eine schafwollene Decke (hurâm) oder ein grobes Kotzentuch. Gewöhnlich geht er barfuß und trägt nur selten die rothen gespitzten (zerbûn) oder die breiten gelben Schuhe (balghah). Ein dicker langer Knittel (nabbût) ist seine einzige Waffe. Nur der reiche Bauer, der Dorfschulze, Scheich-el-beled, der Vorbeter in der Dorfmoschee, Imâm, tragen den Turban, entweder weiß oder roth; nur diese sieht man zu Pferde, sonst legt der Bauer meist auf kleinen, aber sehr kräftigen Eseln die weitesten Strecken zurück.

Die Tracht der Weiber besteht in einem

indigogefärbten, dunkelblauen, weiten Baumwollhemd mit gleichfarbigem Schleier; ihr Schmuck sind silberne oder auch nur kupferne Armbänder, Ohrringe, dann und wann auch große Nasenringe und Fußbänder, die über dem Knöchel getragen werden. Am Knie, an den Armen und vorn an der Brust sind sie häufig blau tätowirt.

Die Fellah wohnen in Dörfern zusammen, die fast alle am Rande des Nils oder seiner zahlreichen Canäle erbaut sind, häufig liegen sie an der Stelle alter Ansiedelungen, auf Schutthügeln alter Städte. In einiger Entfernung kann ein ungewohntes Auge oft kaum menschliche Wohnungen erkennen.

Die Wohnung eines Fellah ist schnell beschrieben. Aus Nilschlamm werden vier Wände mit einer niedrigen Oeffnung, der Thüre, zusammengeklebt, darüber einige Stangen gelegt, auf diese Matten gebreitet und dann wird das Ganze mit Durrahstroh bedeckt. Das Haus ist fertig. Fenster fehlen ganz in diesen Hütten. Es war die Arbeit der Nachbarn und Freunde des Besitzers, die sie mit ihm in wenig Tagen vollendeten. Er speiste und tränkte sie während der Zeit zur Belohnung für ihre Hülfe. Nebenan errichtete er später wohl auch noch drei Mauern mit einem Dache, den Stall für sein Vieh. Wenn er das Ganze mit einer Art umzäunender Mauer umgab, dann gehörte seine Wohnung schon zu den besseren. Oft ist sie nur eine jedem Sturm und Regen preisgegebene Strohhütte. Das Innere einer Fellahhütte gleicht dem Aeußeren. Der Fußboden ist die festgestampfte Erde, darauf liegen einige Strohmatten; es sind die Lagerstätten. In einem Winkel steht ein Thonkrug zur Aufbewahrung des Wassers, in dem anderen vielleicht eine kleine Kiste aus Brettern oder aus an einander gefügten Palmblattstielen zur Beherbergung der wenigen Kleider. Außen vor der Hütte sieht man auch einen kleinen Backofen und einige Steine in der Asche liegen. Dort wird gebacken und gekocht. Holz hat der Fellah nicht, er muß sich anders helfen. Sein Weib und seine Kinder sammeln eifrig den Dünger der Rinder, Pferde, Esel und Kameele, mischen ihn mit geschnittenem Stroh und Wasser zu einem Brei an und bilden hieraus dünne Kuchen, welche an der Sonne getrocknet werden. Oft wird damit auch das ganze Haus tapeziert. Das ist das Brennmaterial des Fellah. Er ist genöthigt, die Salmiakdämpfe des brennenden Mistes beständig einzuathmen, er kocht damit seine wenigen Speisen, er bäckt sein Brod damit. In seiner Hütte liegt er dicht gedrängt mit seiner Familie und selbst der Schlafende muß noch während der Nacht die dem Organismus wahrhaft giftigen Ausdünstungen der Erde und der dicht neben ihm schlafenden Menschen einsaugen. Ist es dann ein Wunder, wenn die Pest einen so zu ihrem Empfange vollkommen vorbereiteten Körper in wenig Stunden bewältigt?

Nur in den größeren Dörfern findet man eine Moschee mit kleinem Minaret, aber auch aus Lehm erbaut. Bei den meisten Dörfern ist ein Wasserplatz, wo Gänse, Enten und Büffel sich gütlich thun und auch halb oder ganz nackte Kinder sich im Schlamm wälzen. Millionen von Fliegen halten sich in den Dörfern auf und bedecken oft förmlich die Augenlider der Kinder, welche durch die Unreinlichkeit häufig ein Auge oder beide verlieren. Nirgends sieht man daher mehr Blinde und Einäugige als in Aegypten und besonders in den Dörfern.

Selten fehlt bei dem Dorf eine „Taubenburg" (burg-el-hamam). Diese kolossalen Taubenschläge, deren oft 4—5 in einer Reihe aufgebaut werden, geben den ägyptischen Dörfern einen eigenthümlichen Anstrich. Es sind cylinderförmig, manchmal auch viereckig gebaute, nach oben sich verjüngende Lehmthürme von 15—20 Fuß Höhe, welche unzählige Tauben beherbergen, deren Mist zum Düngen für die Sommercultur verwendet wird.

Und wie elend, wie dürftig ist die Nahrung des Fellah! Nur an hohen Festtagen kann man ein Gericht Fleisch in seiner Hütte sehen. Seine gewöhnlichste Speise sind die sogenannten Buffbohnen in Wasser gekocht, mit ein Wenig Oel und Salz gewürzt. Hierzu ißt er sein Durrahbrod. Sein Mittagsessen besteht manchmal auch aus Linsen, dem gewöhnlichen Essen der Schiffsleute, stets ohne alle Würze, Salz etwa ausgenommen. Zur Zeit der Dattelreife lebt er fast nur von Datteln; wenn er Mais ansäete, ißt er die in der Asche gebratenen Kolben desselben. Die einzige Erholungsstunde, welche sich der schwer geplagte Mann zuweilen erlauben darf, ist ein Gang in das ärmliche Kaffeehaus des Dorfes, wo er für fünf Para zwei Tassen eines reichlich mit gebrannten Bohnen versetzten Kaffees trinkt. Glücklicher Weise empfindet er seine beispiellose Armuth nicht so, als sie jeder Andere empfinden würde; er hat nie bessere

Zeiten kennen gelernt, wird aber auch wohl nie bessere sehen.

Das Brod des Fellah wird von den Weibern tagtäglich frisch gebacken. Es besteht in dünnen Kuchen aus Durrah- oder Maismehl, welches ebenfalls erst von der Frau in einer erbärmlichen Handmühle gemahlen wurde. Die Brodkuchen werden bei der herrschenden Dürre schon nach ein oder zwei Tagen steinhart, dann ißt man sie in Wasser aufgeweicht.

Den Weizen, die Gerste und den Erlös aus seinem Viehstande braucht der Fellah mehr als nöthig, um die ihm von der Regierung aufgelegten Steuern völlig zu decken. Früher durfte er ein Drittheil des Ernteertrags für sich verwenden, jetzt hat er kaum ein Fünftheil des Ganzen zu seiner Verfügung. Die Regierung geht bei Eintreibung ihrer Steuern unerbittlich zu Werke. Das Dorf haftet für den einzelnen Bauer, der Kreis für das einzelne Dorf, die Provinz für den einzelnen Bezirk.

Wenn die Regierung die Steuern abverlangt und der Dorfschulze den Betrag nicht ganz abliefert, so wird ihm die Verantwortlichkeit seiner Stellung durch eine ganz erhebliche Bastonade auf die Fußsohlen eingebläut. Dieselbe Strafe bringt er hingegen den Bauern gegenüber mit Bereitwilligkeit zur Anwendung. Der Geiz, welcher ein Hauptcharakterzug des Fellah ist, geht so weit, daß er oft erst dann seine Steuern bezahlt, wenn er eine entsprechende Tracht Schläge erhalten hat; wer seine Steuern bezahlt, ohne vorher seine Bastonade erhalten zu haben, würde in vielen Dörfern als feig und ehrlos betrachtet werden.

Der Fellah darf nicht daran denken, sich auszubilden, er hat viel zu viel für die Regierung zu arbeiten, und es nimmt Einen wirklich Wunder, wenn man in ein ägyptisches Dorf kommt und dort um ein von Durrahstroh unterhaltenes Feuer zwanzig bis dreißig Knaben am späten Abende sitzen sieht, welche ein alter Fakhïe um Gotteslohn im Lesen und in der Religion unterrichtet. Der Fellah wächst auf wie das Vieh, nimmt sich mit seinem sechszehnten Jahre ein Weib, arbeitet und stirbt. Im Elende und im Schmutze geboren, lebt und stirbt er im Elende und Schmutze dahin. Er hat Nichts, was er sein nennen könnte, er besitzt als Pächter des von ihm bewirthschafteten Landes Nichts, worauf die Regierung nicht eine Steuer gelegt hätte. Er verkauft eine Kuh, die Regierung beansprucht die Haut davon; er pflanzt einen Palmenbaum, die Regierung verlangt drei Silbergroschen unseres Geldes davon; er haut ihn um, die Steuer bleibt dieselbe.

Bei solchem Sachverhalt ist es nicht zu verwundern, daß Geiz, Verschmitztheit, gemeine List, Betrug und Lüge fast allgemein dem Fellah eigen sind. Mit der Moralität der Bauern steht es nicht besser; ihre Religion ist reine Augendienerei und beschränkt sich auf mechanische Verrichtung der Gebete. Einen schöneren Zug bildet ihre Anhänglichkeit an Verwandte, Liebe zum heimathlichen Dorfe, Ausdauer bei schweren Arbeiten. Als Soldat ist der Fellah vortrefflich; er trägt Mühsal und Strapazen mit Leichtigkeit, ist mit schlechter Nahrung zufrieden, tapfer und unerschrocken im Gefecht, wie Mehemed-Ali's Kriege und Siege zur Genüge beweisen. [202. 250]

---

7. Die Baudenkmale der alten Aegypter.

(**Max Duncker.**)

Südlich von Kairo erhebt sich westlich vom Nil ein ödes und einsames Felsplateau, das sich mehrere Meilen weit in gleicher Richtung mit dem Flusse hinzieht, gegen hundert Fuß über dem blühenden und lebendigen Thale, welches der Nil durchfließt. In jenen Felsenboden, welcher etwa 2 Meilen von der Stätte des alten Memphis entfernt ist und das fruchtbare Land von der Wüste scheidet, bargen die Memphiten ihre Todten. Hier waren sie in Grabkammern vor den Ueberflutungen des Nil sicher. Auch die Könige suchten auf dieser Felsplatte ihren Ruheplatz; sie vor allen nahmen auf die Festigkeit und Dauer ihrer Gräber Bedacht, und sie wollten auch im Tode noch Könige sein. So entstanden die Pyramiden, die in langer Reihe von S. nach N. auf jenem Plateau liegen. Der berühmte deutsche Forscher Lepsius

versichert, die Spuren und Reste von 67 Pyramiden gefunden zu haben. Sie geben uns heute noch Zeugniß von den Herrschern des alten Reiches von Memphis, von der Kunstfertigkeit und Leistungsfähigkeit ihres Volkes. Die Grundfläche dieser Grabdenkmäler wurde genau im Quadrat genommen und ihre vier Seiten nach den Himmelsgegenden orientirt. Ihre Höhe steigt von 20 bis zu 450 Fuß, von einigen sind nur noch die Basen und wenige Trümmer vorhanden, auch von den größten und dauerhaftesten sind die Spitzen und mindestens ein Theil der Bekleidung verwittert, herabgefallen oder herabgebrochen, da die Araber späterhin diese Denkmäler als Steinbrüche benutzt haben.

Die schönsten und größten regelmäßig aus Quadern aufgemauerten stehen bei Dschiseh (Gizeh). Zwischen sieben kleineren, die alle in Anlage und Größe einander ähnlich sind, etwa 150 Fuß hoch, erhebt sich eine Pyramide von 447 (ursprünglich 457) und eine zweite von ursprünglich 480 Fuß, jetzt nur 450 Fuß Höhe, da die Spitze zerbröckelt und eine kleine Terrasse an deren Stelle getreten ist; die dritte bleibt in ihren Dimensionen weit hinter diesen beiden zurück; ihre Höhe beträgt nur 218 Fuß. Ihre Erbauer sind die Könige Chufu, Chafra und Menkera, welche wir gewöhnlich, nach griechischer Bezeichnung, Cheops, Chefren und Mykerinos nennen und deren Regierungszeit wahrscheinlich in den Zeitraum von 2819 bis 2732 vor Christo fällt. Die höchste Pyramide ist die von Chufu: sie mißt in den Seiten der Grundfläche je 716 Fuß oder 500 ägyptische Ellen; die schräge Höhe beträgt 764 Fuß, der Bau enthält gegen 90 Millionen Kubikfuß Mauerwerk. Fünfzig Fuß über der ursprünglichen jetzt durch Wüstensand verschütteten Grundfläche beginnt in der Mitte der Nordseite ein allmälig gesenkter Gang etwas über drei Fuß breit und vier Fuß hoch, der zu einer tief in den Felsen des Bodens hineingehauenen Grabkammer führt, welche mehr als hundert Fuß unter der Grundfläche der Pyramide, gerade 600 Fuß unter ihrem Scheitelpunkt und zwar lothrecht unter demselben liegt. Darüber liegen noch zwei andere Gemächer ebenfalls in der Achse der Pyramide; aber nur im oberen wurde ein zerstörter Sarkophag gefunden. An den Steinen dieser Räume liest man in angemalten Hieroglyphen den Namen Chufu.

In der kleinsten der drei Pyramiden wurde ein schön gearbeiteter Sarg von blauem Basalt mit der Mumie gefunden. Der Deckel desselben trug folgende Inschrift: „O König, Osirischer Menkera, ewig lebender, Kind des Himmels, geboren von der Göttin Nut. Möge deine Mutter Nut sich über dich ausstrecken in ihrem Namen, des Geheimnisses des Himmels. Möge sie dir gewähren, daß du ein Gott seist und deine Feinde nicht leben, König Menkera, Ewiglebender!"

Tausend Jahre später wurden jene großen Palast- und Tempelbauten zu Theben begonnen, deren Ruinen noch heute die staunende Bewunderung aller Beschauer erwecken. Nahe an dem breiten von Fahrzeugen belebten Strome erheben sich auf einer künstlichen, von Backsteinen eingefaßten Terrasse, welche ein längliches Viereck von etwa drei Viertel Meilen im Umfang bildet, von Palmen umgeben die mächtigsten Ueberreste dieser Bauten stolz aus der grünen Niederung, unfern von dem heutigen Dorfe Karnak. Zwei Reihen liegender Widder, welche auf dem Rande der Terrasse beginnen, führen zu kolossalen Propyläen, denen lange Säulenreihen, Säle und Hallen folgen. Die Masse von Trümmern verwirrt den Blick, der zunächst in diesen durch einander geworfenen Resten von Mauern, den zerbrochenen Säulen, den verstümmelten Kolossen, den über einander gestürzten Obelisken keine Ordnung zu entdecken vermag. Aber zugleich imponirt die Mannigfaltigkeit und Pracht des Materials von farbigem Sandstein, von schönem Marmor, von rothem und dunkelschwarzem Granit. Das erste Vorgebäude von Westen her führte einst in einen Hof, welchen Hallen umgaben, deren Decken von Säulen gestützt waren: alle Monolithen, jeder von 70 Fuß Höhe; aber sie liegen alle bis auf eine einzige in Stücken am Boden. Das zweite Thorgebäude führt einige zwanzig Stufen aufwärts zu dem erhabensten Rest ägyptischer Baukunst, zu einem ungeheuren Saal, der 320 Fuß lang und über 160 Fuß breit ist. Die mächtigen Quadern, welche die Decke dieses Saales bilden, werden von 134 Säulen getragen, von denen die 12 mittleren, die stärksten, eine Höhe von gegen 70 Fuß und einen Durchmesser von 12 Fuß haben. Die Capitäle dieser Säulen messen 64 Fuß im Umfange, so daß wohl 100 Menschen stehend auf einem Platz haben. Auf diesen Saal folgt ein freier Raum, dann ein Hof, dessen Halle von Pilastern getragen wird; an diesen schließen sich die Reste eines Tempels des Ammon, dem wieder ein großer Hof, große

Säulensäle und eine ansehnliche Anzahl kleinerer Gemächer folgen. Alle diese Reste sind mit theils erhabenen, theils vertieften Sculpturen bedeckt; das Innere der Hallen ist mit Reliefs und Wandgemälden in verwirrender Fülle geschmückt, die zum Theil noch heute in den lebendigsten Farben glänzen.

Jener Tempel des Gottes Ammon (Amun Ra) war der Ursprung dieser gewaltigen Gruppe von Bauwerken wie der Kern derselben. Sesortosis I. hatte denselben vor 2300 v. Chr. dem höchsten Gotte von Theben errichtet. Unmittelbar vor diesem alten Tempel erbaute nun der erste Tuthmosis (1642—1621 v. Chr.) jenen Hof, dessen Hallen von Pilastern getragen werden. Vor dem stattlichen Thorgebäude ließ Tuthmosis zwei Obelisken von rothem Granit aufstellen, von welchen der eine, 69 Fuß hoch, heute noch steht. Seine Gemahlin Mesphra, welche später die Regentschaft führte, ließ gleichfalls am Eingange in den alten Tempel des Ammon die beiden zweitgrößten Obelisken errichten, die wir kennen; einer von ihnen steht ebenfalls noch unverletzt, seine Höhe beträgt 90 Fuß, der andere liegt umgestürzt am Boden. Der dritte Tuthmosis (1599—1560) umhegte das alte Heiligthum des Sesortosis mit einer Mauer und stellte zwei Obelisken vor den Eingang derselben; der eine von ihnen, der größte von allen, steht heute in Rom neben dem Lateran; auch der Obelisk in Konstantinopel rührt von Tuthmosis III. Einer seiner Nachfolger Amenophis III. (1560—1551) begann den Bau eines neuen Tempels, des s. g. Palastes von Luksor, und ließ dies neue Werk mit den Gebäuden von Karnak durch eine doppelte Reihe von Sphingen verbinden. Bereits sein Vorgänger, der vierte Tuthmosis, hatte jene gewaltige Sphinx, welche am Fuß der Pyramiden von Dschiseh liegt, aus dem lebendigen Felsen hauen lassen. Wenigstens trägt dieses Bildwerk, das 190 Fuß Länge mißt, eine Säule zwischen den ausgestreckten Vordertatzen, auf welcher König Tuthmosis IV. dargestellt ist, wie er das vor ihm befindliche Bild der Sphinx verehrt.

Wie zu Memphis war in Theben nicht blos für die Lebenden, sondern auch für die Todten gesorgt. Nicht weit entfernt von der Stadt, in der ersten libyschen Bergkette, die hier 300 Fuß hoch aus der Ebene emporsteigt, liegen die Gräber der Bewohner Thebens, welche sich in ununterbrochenen Katakomben zwei Stunden weit in diesen Bergen fortziehen. Die Grüfte und die zu ihnen führenden Gänge sind sämmtlich und zum Theil sehr tief in die Felsen gehauen. Mehrere Reihen von Grabkammern liegen übereinander. In den unteren, den Ruhestätten der Reicheren, sind die Gräber größer und schöner, die oberen sind einfacher, kleiner und ärmlicher. Gerade und gewundene Treppen verbinden diese Stockwerke und die Grabkammern mit einander. Gallerien, Stollen und senkrecht hinabführende Schachte unterbrechen die Reihenfolge der Höhlen und geben dieser Todtenstadt den Charakter eines unentwirrbaren Labyrinths. Diese Katakomben mit Tausenden von Mumien, mit ungezählten Gemächern, voll von Papyrusrollen und Amuletten, welche man den Todten mitgab, mit den Sculpturen und Fresken der Wände und Decken, die meist in merkwürdiger Frische erhalten sind und den Beruf jedes Bestatteten der begüterten Stände auf das Getreueste und in der mannigfaltigsten Weise darstellen, sind eine fast unerschöpfliche Quelle für die Kenntniß des Lebens und der Sitten einer so fernen Zeit.

In einer zweiten Bergkette weiter nach Westen, welche von der ersten durch eine einsame, öde, von schroffen Felsenwänden gebildete Schlucht getrennt ist, die keine Spur von Vegetation zeigt, liegen die Gräber der Könige. Wenn die Könige des alten Reiches unten bei Memphis Steinberge über ihren Gräbern aufthürmten, so ließen die Fürsten des neuen Reiches Gewölbe und Hallen zu ihren Grabkammern in die Felsen hineinhauen. Man kannte hier im Alterthum vierzig Königsgräber, und die neuesten Forschungen haben diese Angabe bestätigt. Geräumige, aber vielfach gesperrte Gänge führen zum Theil nur 50, zum Theil 360 Fuß tief in die Felsen hinein; die meisten dieser Gräber bestehen aus einem Complex von Gallerien, Kammern und Sälen, die zu der Kammer führen, in welcher der Sarkophag in einem vertieften Brunnen ruhte. Die Pharaonen von Theben werden die Arbeiten an diesen ihren Grabstätten in derselben Art betrieben haben wie die Könige des alten Reiches den Bau ihrer Pyramiden. Sie begannen die Bereitung ihrer Grabstätten mit dem Eingang, der Vorkapelle (einem breiten, nicht allzu langen, gewöhnlich von Pfeilern gestützten Saale) und einer schmalen Kammer, dem eigentlichen Grabgemach. Reichte die Regierungszeit aus, so wurde aus dieser Kammer ein neuer Gang tiefer in den Felsen getrieben, eine neue größere Vor-

kapelle, eine höhere und weitere Grabkammer ausgehauen. Diese Felsgemächer sind von den ersten Eingängen an, die einst mit Thorflügeln zu festem Verschlusse versehen waren, mit Sculpturen, die mit noch heute sehr lebhaften und grellen Farben bemalt sind, bedeckt. Es sind meist Bilder von dem Schicksal der Seele und deren Leben nach dem Tode: Darstellungen, von welchen die Pyramiden und die ihnen gleichzeitigen Gräber noch keine Spur zeigen. Der König erscheint vor den Göttern der Unterwelt, er richtet Gebete an sie, er rechtfertigt seine Thaten, sein irdisches Leben vor ihnen; hier sind die Freuden der reinen Seelen im Himmel, dort die Qualen der Missethäter in der Hölle dargestellt; hier ist die Decke der Grabeshalle mit dem langgestreckten Bilde der Himmelsgöttin, durch deren Leib die Sterne hindurchscheinen, ausgefüllt; dort zeigt sich der Sonnengott auf seinem Laufe durch alle Stunden des Tages und der Nacht, sammt deren verschiedenen Einflüssen auf den Menschen u. s. w.

Die Ruhestätten der Tuthmosis und Amenophis sind noch nicht aufgedeckt. Das Grab zu Biban el Moluk ist das des ersten Ramses, der nur vier Jahre regierte. Die Felsenkammer wie der granitne Sarkophag, welcher noch heute in der Felsenkammer steht, sind ohne jeden Schmuck, bis auf einige Wandgemälde, in welchen der Gott Atmu und die Göttin Neïth, „die große Mutter, die Herrin des Himmels, die Königin der Gottheiten," den König vor Osiris führen. Der König spricht: „Ich bin zu dir gekommen, Herr der Götter, großer Gott, Meister des Himmels"; während die Neïth dem Könige sagt: „Ich gewähre dir den Thron des Osiris, du sollst ihn für immer besitzen". Ganz anders das Grab seines Nachfolgers, des ersten Sethos. Es besteht aus einem reichen Complex von Gängen, Kammern und Sälen. Ein Corridor führt durch Treppen und Vorgemach in einen breiten über dreihundert Fuß tief im Inneren des Berges gelegenen, gewölbten Saal, in dessen Mitte die Leiche des Königs in einem Sarge von Alabaster ruhte, der mit Sculpturen bedeckt ist. Der Sarkophag wurde leer gefunden; der Deckel war zerbrochen. Die ausgemalten Sculpturen zeigen den König vor den Göttern der Unterwelt, die Stationen des nächtlichen Laufes der Sonnenbahn entgegenstellt, die Constellationen des Himmels, die fünf Planeten in ihren Barken, die vier Stämme der Menschen, welche die Aegypter unterscheiden, jeden durch vier Gestalten dargestellt.

Von den Gräbern der elf Ramses, welche dem dritten folgten, sind die des vierten, fünften, sechsten und neunten Ramses aufgedeckt. Das Grab des sechsten Ramses ist eines der größten und prächtigsten; aber die Gemälde wie die Inschriften sind ohne alle historischen Beziehungen. Sie zeigen uns den Himmel, die Astronomie und Astrologie der Aegypter, einen Kalender, der von fünfzehn zu fünfzehn Tagen die Aufgänge der Sternbilder am ägyptischen Himmel angiebt, die Bedeutungen, welche die Constellationen der Sterne den Stunden des Tages verleihen, endlich die Freuden der gerecht befundenen Seelen im Himmel, die Qualen der Missethäter in der Hölle. [222]

---

8. Die Pyramiden.

(A. E. Brehm, A. Ziegler.)

Ueber dem Mokkattam-Gebirge flammte die Morgenröthe. Nach kurzer Zeit erblich sie vor der aufgehenden Sonne, deren erste Strahlen rosenfarbenen Duft über die gewaltigen Steinmassen hauchten. Ihre Wärme that uns wohl nach der Kühle der Nacht. Eine Gesellschaft von Arabern war angelangt, um uns beim Besteigen der Pyramiden behülflich zu sein; ihr Scheich wählte für Jeden von uns zwei rüstige Männer zur Begleitung und übergab uns den ungeduldig Harrenden, mit denen wir unseren Weg antraten.

Zuerst erklimmten wir einen steilen und ziemlich hohen, aus Mauerschutt bestehenden Berg, welcher bei jedem Schritte nachgab und uns manchen Schweißtropfen kostete. Nun erst standen wir an der jetzigen Basis der Pyramiden und nun erst, nachdem wir an der einen Ecke

der Cheopspyramide hinaufgeschaut hatten, waren wir im Stande, das unbegreiflich Großartige und Kolossale des Weltwunders zu würdigen.

Wir wählten die nördliche Seite zum Hinaufsteigen. Unsere Begleiter sprangen die im Anfange gegen fünf Fuß hohen Staffeln oder Mauerschichten — von denen bis zur Spitze zweihundert und zwei gezählt werden — hinan und zogen uns an den Armen nach. Schon nach fünf Minuten langem Steigen mußten wir ruhen; wir hatten kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Nach anderen fünf Minuten standen wir auf dem Gipfel der Cheops-Pyramide, einem Raume von vierhundert Quadratfuß. Er ist ziemlich eben; nur in der Mitte überragen einige mit Namen bedeckte Steinblöcke die anderen; sie mögen dem Zerstörer der Spitze wohl zu groß oder zu fest in das Gemäuer eingefügt gewesen sein.

Ermüdet von dem beschwerlichen Steigen ruhen wir aus; dann lassen wir unsere Blicke auf der vor und unter uns ausgebreiteten Landschaft umherschweifen. Sie haften zuerst auf der oben überschwemmten Fläche, aus deren Wasserspiegel die Dörfer der Fellah mit ihren Palmenhainen wie blühende Inseln hervorsehen; dann folgen sie dem silberglänzenden Bande, welches sich durch grüne Gefilde dahinzieht, dem heiligen Nilstrom mit seinen Dörfern und den drei Schwesterstädten Bulak, Djizeh und Alt-Kairo; rechts weilen sie an den in weiter Ferne unabsehbaren Palmenwald wie Felseneilande überragenden Pyramiden von Sakarah; links zeigt sich ihnen das freundliche Schubra mit seinen grünenden, lebensfrischen Gärten und weißgetünchten Landhäusern, in der Mitte des ganzen Bildes aber fesselt sie die ganze Stadt der Chalifen, das siegesstolze Kairo. Gelehnt an den Djebel el Mokkattam, umgeben von Wüste, Gärten, Feldern, Palmenhainen, Dörfchen und der stillen Stadt der Todten; unter dem Schutze der über ihr wie ein Herrscher thronenden Citadelle liegt sie vor uns; ihre Minarets glühen im Golde der Morgensonne, ein leichter Duft hüllt sie in seinen zarten Schleier. Nach allen Seiten und Himmelsgegenden breitet sich ihr Häusermeer, phantastisch gestaltete, reich verzierte Kuppeln tauchen von ihm aus auf. Ganz dicht zu unseren Füßen endlich sehen wir unser kleines Lager, in dem sich mehrere uns nur ameisengroß erscheinende Menschen umhertreiben. Das ist die Vorderseite unserer Aussicht; sie sticht grell gegen die Rückseite ab. Von den dicht neben uns stehenden Pyramiden des Chephren und Mykerinos, der im Sande lagernden Sphinx und den vom Sande überdeckten Mumiengräbern sich abwendend irrt das Auge, wohin es sich auch wenden mag, in der Wüste umher, es sieht Nichts, als Wellenhügel gelben Sandes oder graue Steinmassen. Hier beginnt das Gebiet der „Furchtbaren, Zauberhaften, Unausfüllbaren", arabisch Sahara genannt, wenn sie auch hier nach unserer Geographen Meinung diesen Namen noch nicht führen darf.

Kein Gegensatz kann ergreifender sein, als der, welchen von der großen Pyramide herab die libysche Wüste mit ihren unabsehbaren Sandhügeln zur grünen Nilniederung bildet.

Großartig ist das von der Pyramide herab gesehene Panorama, großartiger noch der Gedanke, auf dem höchsten Gebäude der Welt zu stehen. Kleine Krüge mit Trinkwasser auf der flachen Hand tragend, waren mit uns noch mehrere Araber und Araberinnen heraufgestiegen, um uns oben gegen ein kleines Entgelt den kühlen Labetrunk anzubieten. Die bekannte Gewandtheit der graziösen Araberinnen überraschte uns weniger, als die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher die Fellah von einer Staffel zur anderen sprangen, um uns ihre Fertigkeit im Klettern zu zeigen. Einer von ihnen machte sich erbötig, innerhalb zehn Minuten vom Gipfel der Cheops auf den der Chephren zu gelangen und führte dieses staunenswerthe Manöver gegen einen Bakschisch (Trinkgeld) von zwei Piastern wirklich aus.

Wir wählten dann zu unserem Rückwege dieselbe Seite, auf welcher wir heraufgestiegen waren. Das Hinabsteigen ist weit gefährlicher und beschwerlicher, als das Heraufklettern; der Neigungswinkel der Seiten ist noch immer steil genug, einen Sturz lebensgefährlich zu machen. Mit Hülfe unserer Araber kamen wir glücklich herab, wandten uns, da wir auch das Innere besuchen wollten, sogleich nach dem gegen vierzig Fuß über der Sandebene befindlichen Eingange, waren aber von unserem mühsamen Steigen so ermüdet, daß wir, bevor wir uns anschickten, ins Innere hineinzukriechen, erst längere Zeit ausruhen mußten.

Der Eingang der großen Pyramide wurde trotz aller gemachten Nachforschungen erst entdeckt, nachdem eine große Kalksteinplatte, welche bisher die Granitblöcke des in das Innere



DIE PYRAMIDEN VON GIZEH.

führenden Ganges verdeckt hatte, herabfiel. Man räumte dann eine wohl zehn Fuß starke Mauer ab und gelangte zu dem engen und schmalen, unter einem Winkel von 25 Graden ungefähr hundert und zwanzig Fuß abwärts ins Innere führenden Gange. Seine Wände bestehen aus polirtem Granit; in den Fußboden hat man, um das Gehen zu erleichtern, Löcher eingehauen. Am äußersten Eingange sieht man eine Gedenktafel an die Forschungen der preußischen Expedition in Hieroglyphenschrift.

Mit angezündeten Lichtern traten wir unseren Weg ins Innere der Pyramide an. Der scharfe, widerliche Geruch, welchen die Excremente der im Inneren aller ägyptischen Monumente zahlreich hausenden Fledermäuse zurücklassen, machte das Eindringen höchst abschreckend. Je weiter wir ins Innere vordrangen, um so beschwerlicher wurde die Wanderung. Gänzlicher Mangel an Luftzug, die beständig hier herrschende mittlere Jahrestemperatur Aegyptens, immenser Staub beengten uns die Brust und dennoch konnten wir uns in dem niedrigen, engen und glatten Gange nur gebückt und mit größter Vorsicht weiter bewegen. So kamen wir an das Ende des einfallenden Ganges, gelangten in einen wagerecht hinlaufenden, kletterten über einige Steinblöcke hinauf und betraten einen stark ansteigenden, immer höher werdenden dritten Gang, welcher uns endlich in die „Kammer des Königs“ führte.

Sie ist zweiunddreißig Fuß lang, sechszehn Fuß breit, achtzehn Fuß hoch, mit mächtigen Steinblöcken wagerecht überdeckt und enthält einen sieben Fuß langen und drei Fuß breiten, wie die Wände der Kammer aus polirtem Granit bestehenden Sarkophag, welcher beim Daraufschlagen einen hellen, im Inneren der Kammer dröhnend widerhallenden Glockenton giebt.

Die „Kammer der Königin“ liegt tiefer, ist aber der des Königs ganz ähnlich. Außer diesen beiden Räumen hat man bis jetzt noch einen dritten, zu dem man auf leitersprossenartigen, in die Steine eingepflöckten Hölzern gelangen kann, und einen (bis auf zweihundert Fuß Tiefe untersuchten) brunnenähnlichen Stollen aufgefunden. Der Staub und die drückende Hitze peinigten uns zu sehr, als daß wir beide letztgenannte zu besuchen Lust gehabt hätten.

Geöffnete Gräber, Mauerreste, vollendete und unvollendete Bildsäulen, versteinte Mörtelhaufen und andere Fragmente aus früheren Zeiten liegen in namhafter Anzahl um die Pyramiden herum. An der südöstlichen Seite der Cheops-Pyramide ruht die gewaltige Sphinx. Die kolossale Figur verschwindet fast neben ihren riesigen Nachbarn; der Sand der Wüste droht sie vollends zu verschütten; von dem kleinen Tempel, den man zwischen ihren Vorderfüßen entdeckt hatte, sieht man keine Spur mehr. An dem Gesicht bemerkt man jetzt die von alten Geschichtsschreibern oft gerühmte Schönheit nicht mehr. Es zeigt die Physiognomie eines Nubiers, ist aber barbarisch verstümmelt.

[202. 319]

---

9. Leben in Kairo.

(C. v. Hailbronner.)

Kairo, die Beschirmte, ist die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit. Sie giebt den Ton an, so weit arabische Sitte und Sprache herrscht, und in ihr sehen wir, was die Chalifenperiode Großes erzeugte und was jetzt noch das arabische Wesen Höheres in sich trägt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokkattam-Gebirges. Ihr gegenüber thronen auf den starren Felsenhügeln der libyschen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Kairo ist die Pforte von Oberägypten. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt, zu sein. Ganz eine Geburt des Mittelalters, wo sie die edelsten Künste nährte, finden wir in ihr eine neue Welt.

Allein diese neue Welt erhält ihr Leben von den selbstsüchtigen Bestrebungen eines eitlen Emporkömmlings, und das Gebäude seiner Macht dürfte kaum so lange dauern, als die festen maurischen Burgen, welche noch jetzt Kunde geben, wes Geistes ihre Erbauer müssen gewesen sein.

Wer sich nur einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairos machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit dem keiner anderen Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerzen von den Straßen nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustande von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten; flüchtige Reiter auf arabischen Pferden; Packträger ohne Barmherzigkeit; Heerden von Büffeln und Ochsen; ägyptische Phantasien mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen; Tausende dieser leise tretenden Esel, die Einem auf den Fersen sind, ehe man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — alles Das kreuzt sich im unentwirrbaren Knäuel und unter Ohren zerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Es ist noch nicht lange, daß es in Kairo für einen Schimpf galt, in den Straßen zu gehen. Dafür halte ich es nun zwar nicht; aber doch fand ich mich immer besser auf einem guten Pferde, wo man giebt, was man sonst empfangen muß.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreißer bringen Alle zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken; Magier, die den Dieb mittelst des berühmten Zauberspiegels entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler, die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten; die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Offiziere; die Unzahl von abyssinischen, äthiopischen Sklaven; das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen; das traurig tönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets; der nie endende Tumult der Fantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte, herrenlose Hunde in großen Banden umherschweifend und Alles angreifend; all dieser heillose Spectakel windet sich den ganzen Tag durch die Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß ebenso wunderbar, daß nicht mehr, ja daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht, erheben sich die Saracenenschlösser des alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Castell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen, und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Chalifenstadt in hundert Festungen gespalten, durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Tranchéen und Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen, und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem, dichten Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraum, in dessen Inneren sich das ganze Leben der Wohnung bewegt. Dahin aber zu dringen, dieses Leben der jetzigen Levante in den düsteren maurischen Säulenhallen zu betrachten, blieb mir lange ein unerfüllter Wunsch. Wie viele Tage wanderte ich an diesen sprachlosen Wänden herum, vom Gewühl der Straßen getrieben;



DIE MAMELUKENGRÄBER IN KAIRO.

wie manche Nacht besah ich mit Erstaunen dieselben unheimlichen Gebäude, aus denen kein Ton der Freude ertönte, die kein Lichtstrahl erleuchtete, diese todte, ausgestorbene Stadt mit ihren dunkeln hohen Häusern, die gleich Statuen ohne Augen mich anstarrten, die nämliche Stadt, die des Tages so laut, so schrecklich laut sich vernehmen ließ! Wo sind sie hingeschwunden die Hunderttausende, die sich hier gedrängt und getreten, bis sie zur Ruhe kamen, der Ruhe des Grabes; denn kein Ton ist mehr übergeblieben, keiner als das seltsame Knarren der Thorangeln an den Stadtquartieren, wenn ja ein Kühner es wagt, die schauerlichen Straßen zu durchwandeln und Einlaß fordert von dem schlaftrunkenen Portier seines Stadttheiles. [229]

---

10. Alexandrien.

(A. v. Kremer.)

Das jetzige Alexandrien liegt an der Stelle der alten Stadt, der es an Größe allerdings bei weitem nicht gleichkommt. Am westlichen und äußersten Rande des Deltas, an dem niederen sandigen Gestade, wodurch eine in geringer Entfernung von der Küste liegende Insel und Felsenriffe eine geräumige Bai in zwei Hälften getheilt wird, die gegen Sturm und Wellen ziemlich sichere Unterkunft bietet, scheint diese Stelle von der Natur schon zu einem großen Schiffs- und Handelsfort bestimmt zu sein; denn auf der ganzen ägyptischen und angrenzenden afrikanischen Küste findet sich kein halb so guter und sicherer Hafen. Die alte Stadt, nach dem Gründer Alexandria, von den alten Aegyptern aber die Feste von Rakoti (Sebti-n-Rakoti) genannt, war zwischen dem Meere und dem See Mareotis erbaut. Zwei Hauptstraßen durchkreuzten im rechten Winkel ihren Mittelpunkt, und sie maß dreißig Stadien oder drei engl. Meilen in der Länge und sieben Stadien in der Breite. Vor der Fronte der Stadt lag die durch geringe künstliche Nachhilfe zu einem großen Hafen umgeschaffene Insel Pharos, welche durch einen Steindamm von sieben Stadien Länge (das Heptastatium) mit der Stadt verbunden war. Die meisten öffentlichen Gebäude lagen dem Hafen gegenüber, so die Docks zum Bau der Kriegsschiffe, das Emporium oder die Börse, das Poseideum oder der Tempel des Poseidon, des Gottes der griechischen Seefahrer, und der Begräbnißplatz der griechischen Könige von Aegypten, welcher das Sema, d. i. das Grabmal, hieß, weil er den Leichnam Alexanders des Großen umschloß.

Im Südwesten lag die Akropolis mit dem Serapistempel und außerhalb der Ringmauer auf der Landenge gegen Südwest die Todtenstadt von gewaltiger Ausdehnung. Das einzige Ueberbleibsel des auf der Akropolis gelegenen Serapeums ist jetzt die sogenannte Pompejussäule. Noch im Mittelalter stand sie in einem Hofe in der Mitte von mehreren hundert kleineren Säulen, woher auch der arabische Name: Amud-es-Sawari, d. i. Säule der Säulen. Unter Sultan Saladin ließ dessen Statthalter Karadscha dieselbe abbrechen und in den großen Hafen werfen, um ihn den Schiffen der Kreuzfahrer unzugänglich zu machen. Der Schaft der Pompejussäule ist aus dunkelrothem Granit von echt griechischer Arbeit. Die Höhe ist 63 pariser Fuß, der untere Durchmesser 8 Fuß. Der Untersatz und das Capitäl sind sehr roh aus Sandstein in den ungefälligsten Formen ausgeführt und verrathen die spätere Kaiserzeit. Der Kern des Unterbaues, auf dem die ganze Last ruht, besteht aus einem alten verkehrt in die Erde gesteckten Obelisken mit dem hieroglyphischen Namen Psammetich. Wahrscheinlich wurde der Schaft unter einem der ersten Ptolemäer gearbeitet; er stand in dem Serapeum, dem Haupttempel der Stadt und dem prachtvollsten Gebäude des Alterthums nächst dem römischen Capitol. Später wurde er umgestürzt, vielleicht bei einer der vielen Belagerungen im dritten Jahrhundert n. Chr., zuletzt unter dem Kaiser Diocletian (so sagt die Inschrift am Fußgestell) von einem Statthalter Aegyptens, Publius oder Posidius, wieder aufgerichtet, der den Fuß

und das Capitäl im Geschmacke seiner Zeit hinzufügen ließ und zum Unterbau die Reste eines alten Obelisken benutzte. Auf die Säule stellte er das Standbild des Kaisers, das aber längst herabgerissen wurde.

Arme Araber, die bei der Säule in elenden Lehmhütten wohnen, pflegen vom Piedestale Steinstücke abzubrechen, um sie an die Reisenden zu verkaufen, und haben dadurch oder vielleicht auch mit der Absicht, nach Schätzen zu graben, den Unterbau derart ausgehöhlt, daß ein Umstürzen der Säule nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Das zweitbedeutendste Denkmal des Alterthums in Alexandrien ist die sogenannte Nadel der Kleopatra, ein altägyptischer Obelisk von rosenrothem Granit, 66 pariser Fuß hoch und unten 7 Fuß im Quadrat. Die Araber nennen ihn wie alle Obelisken: Messellet-Fir'aun, d. i. Nadel des Pharao. Daneben liegt halb verschüttet ein zweiter Obelisk von derselben Größe. Beide standen wahrscheinlich vor dem Cäsareum und wurden aus Heliopolis (Matarijjeh) bei Kairo hierher geschafft.

Noch einige Säulen, wovon ein paar aufrecht, die meisten aber umgestürzt und zertrümmert sind — das ist Alles, was von dem alten Alexandrien noch übrig.

Von dem im Bereich der Königshäuser gelegenen Museum, der großen wissenschaftlichen Stiftung der ersten Ptolemäer, wo Dichter und Gelehrte mit königlicher Freigebigkeit unterhalten, wo die Geistesschätze aller damals bekannten Völker aufgehäuft wurden; von dem Sema, dem Grabdenkmal Alexanders des Großen, wohin sein Leichnam aus dem fernen Babylon gebracht und in einem goldenen Sarge eingeschlossen ward; von dem Timonium, das, mit dem Poseideum verbunden, weit in den großen Hafen hinausreichend, von dem bei Actium besiegten Antonius als einsiedlerischer Wohnsitz für sein übriges Leben erbaut ward; von dem Paneum, einem künstlich aufgeschütteten Kegelberg, etwa in der Mitte der Stadt, den man auf einem schneckenförmig gewundenen Gang erstieg und auf dem man oben die herrlichste Aussicht genoß, von dem Theater und Amphitheater, dem Gymnasium, dem Hippodrom, dem Dikasterium, dem Sebasteum und den vielen Tempeln ist nicht einmal die Stelle, wo sie standen, genau mehr anzugeben.

Mehrere Ueberreste der alten Größe finden sich unter der Erde, nämlich die weitläufigen, in den Kalkfelsen gearbeiteten Cisternen, welche die alte Bevölkerung das ganze Jahr hindurch mit Trinkwasser versahen. Viele sind von den Arabern zugeschüttet worden, andere sind noch jetzt im Gebrauch.

Wo immer in Alexandrien der Boden durchgraben wird, stößt man auf Ueberreste alter Bauten, meistens Mauerwerk von mächtigen Dimensionen aus felsenfest mit Mörtel verbundenen Ziegeln. Am wichtigsten und umfangreichsten sind in dieser Beziehung die großen Mauerreste, die mitten in der jetzigen Frankenstadt an der Stelle sich befinden, wo in der oberen inneren Ecke des großen Platzes eine gerade Straße zwischen dem Palast des Prinzen Mustafa-Bey und dem neuen Häusercomplex des Prinzen Achmed-Pascha sich hinzieht. Bei dem Bau der in der Nähe gelegenen griechischen Schule stieß man zuerst auf gewaltiges Gemäuer, das oft bei 14 Fuß dick war. Lange kellerartige Gänge fanden sich dort und zwei Cisternen, die noch jetzt klares, trinkbares Wasser enthalten, wurden daselbst entdeckt; von diesen geht die eine in langen Gängen noch tief unter den Fundamenten fort. Mitten unter den Schuttbergen zeigten sich Ueberreste von Granit- und Marmorsäulen, hier und da auch Capitäle. Man fand auch einen großen Block aus schwarzem Granit, der eine Opferscene mit der Person und den Namensschildern des Königs Menoptah Seti darstellt.

Katakomben und Reste alter Grabstätten, sowohl vor dem jetzigen Rosette-Thor, als auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, gegen die Bäder der Kleopatra zu, bezeichnen die Stelle der alten Nekropolis; bei den letzteren sind die besterhaltenen Katakomben, welche eine beträchtliche Ausdehnung haben.

Dies ist Alles, was von der alten Residenz der Ptolemäer sich erhalten hat. Aus den Trümmern und der Verödung erhob sich das neue Alexandrien erst, seit Mehemed-Alis kräftige Hand in dem von den Mameluken verwüsteten und ausgeplünderten Lande Ordnung und Sicherheit schuf. Zu Beginn dieses Jahrhunderts machte Rosette lange Zeit hindurch Alexandrien den Vorrang streitig, und die meisten europäischen Handelshäuser waren in Rosette etablirt. Erst als Mehemed-Ali den Mahmudijjeh-Canal vollendet und dadurch wieder die alte Verbindung Alexandriens mit dem Nil hergestellt hatte, gewann es für immer den

Vorrang, und Handel und Wandel zog sich fast ganz von Rosette weg.

Alexandrien zählt jetzt gegen 160,000 Einwohner, worunter 30—40,000 Europäer (mit Inbegriff der Griechen, Jonier, Malteser und Schutzbefohlenen der Consulate) und ist eine der bedeutendsten Handels- und Hafenstädte des Mittelmeeres. Es zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Hälften, die mohammedanische Stadt, die am alten, westlichen Hafen liegt, und das Frankenquartier, welches von den Europäern bewohnt wird und am neuen, östlichen Hafen sich ausdehnt. Der ganze Handelsverkehr fand früher in dem letzteren statt, indem europäischen Schiffen das Einlaufen nur in diesen gestattet war. Daher siedelten sich auch die Europäer hier herum an. Nachdem jedoch Mehemed-Ali auch den fremden Schiffen den viel sicherern und geräumigern alten Hafen eingeräumt hatte, der früher nur mohammedanischen Schiffen zugänglich war, zog sich der Verkehr dahin. Um vom alten Hafen in das Frankenquartier zu kommen, muß man die mohammedanische Stadt passiren. Diese trägt die allgemeinen Kennzeichen mohammedanischer Städte zur Schau, enge, unregelmäßige Straßen, Unreinlichkeit, regellos gebaute Häuser mit vergitterten und meistens gegen den Hofraum gerichteten Fenstern. Nur die Paläste reicher Türken sind in einem etwas gefälligeren Stil erbaut, der mit dem Namen „alla franca" bezeichnet wird und ein Zwitterding zwischen europäischem und konstantinopolitanischem Baustil ist. Das europäische Stadtviertel dehnt sich um den von den Arabern Menschijjeh genannten Platz aus, der in neuester Zeit auf Said-Paschas Kosten mit Bäumen bepflanzt, und durch zwei große Wasserbecken mit hochspringendem Wasserstrahl verschönert worden ist. Hierherum befinden sich die schönsten Häuser Alexandriens, im südeuropäischen Baustil, worunter einzelne fast palastartige Gebäude, meistens den Prinzen oder europäischen Kaufleuten gehörig. Schön gebaut und geräumig ist die katholische und die griechische nichtunirte Kirche. Die Moscheen der Mohammedaner sind alle unter der Mittelmäßigkeit.

Die enge Landzunge, auf der die Stadt liegt, zwischen dem Meer und dem Mareotis-See, ist eine dürre, trostlose Sandwüste, wo nur mit Hülfe reichlicher Bewässerung die Vegetation sich entwickelt. Am Mahmudijjeh-Canal liegen die Landhäuser der Europäer, wovon viele mit hübschen Gartenanlagen. Ramleh, eine sandige Stelle in der Entfernung einer Stunde von Alexandrien in der Richtung gegen Rosette zu, ist ein wegen gesunder, trockener Luft beliebter Sommeraufenthalt. Die Befestigungen Alexandriens, welche unter Mehemed-Ali nach französischen Plänen erbaut wurden, sollen nicht unerheblich sein, leiden aber an dem Fehler, daß sie zu ausgedehnt sind und zur Vertheidigung eine so große Truppenmasse erfordern, daß unter den gegenwärtigen Umständen das ägyptische Heer dazu nicht hinreichend wäre. Trefflich ist der Hafen, worunter der jetzt fast allein benutzte alte, westliche zu verstehen ist, indem der andere nur als Nothhafen dient. Die Einfahrt ist jedoch durch Untiefen nicht ohne Gefahr und große Kriegsschiffe müssen die Geschütze ausladen. Alle Schiffe bedienen sich des Hafenpiloten, ungeachtet die Regierung erst neuerlich die verdienstliche Arbeit der Errichtung von Bojen und schwimmenden Fahrwassermarken durchführen ließ. Einige Batterien bei Marabut an der Küste unterhalb Meks sowie am neuen Thurm dürften die Einfahrt kaum genügend vertheidigen. Dieser letztere ist auch eine Schöpfung Mehemed-Alis und steht auf der inneren Seite der westlichen Abzweigung der Landzunge, welche die beiden Häfen scheidet; es wird dieser ganze westliche Arm das Cap der Feigen, auf Arabisch Ras-et-tin, auf Türkisch Indschir Burnu genannt. Auf demselben befindet sich der schöne von Mehemed-Ali erbaute Regierungspalast und das Gouvernementsgebäude, die sich gleich bei der Einfahrt in den Hafen nicht ohne Großartigkeit zeigen.

So wie durch die Eröffnung des alten Hafens für Schiffe aller Flaggen die Meeranfahrt erleichtert und gesichert ward, so sorgten Mehemed-Ali und dessen Nachfolger auch für die Verbindungen der Handelsstadt mit dem großen Hinterlande, für dessen Erzeugnisse Alexandrien der natürlichste Stapelplatz ist. Der Mahmudijjeh-Canal stellte eine ununterbrochene Wasserstraße her. Vom Hafen dieses Canals bei Minet-el-Bassal, außerhalb des Wasserthores, wo Hunderte und abermals Hunderte von Nilbooten ankern, welche Feldfrüchte und Erzeugnisse aller Art aus dem Inneren Aegyptens herabbringen, geschieht unmittelbar die Umladung in die dicht vor der Mündung des Canals ankernden Seeschiffe. Said-Pascha hat durch die Errichtung einer im neuen System gebauten Schleuße an der Mündung und durch Ausbau

eines künstlichen Beckens diese Operation wesentlich erleichtert. So ist der Canal die große Lebensader Alexandriens, auf der unzählige Boote mit ägyptischen und fremdländischen Producten, mit Export- und Importwaaren beständig auf und nieder segeln und einen Verkehr unterhalten, der jetzt schon gewaltige Verhältnisse erreicht hat. Die von Mehemed-Ali auf dem Canal zuerst organisirte Dampfschifffahrt trug erheblich zur Belebung des Verkehrs bei und war namentlich vor Ausbau der Eisenbahn zwischen Alexandrien und Kairo für die englischen Ueberlandsreisen von großer Bedeutung. Der Bau der von Abbas-Pascha begonnenen Eisenbahn zwischen Alexandrien und Kairo, welcher unter Said-Paschas Verwaltung vollendet ward, gewährte dem Handel einen erneuerten Vorschub. Nicht blos, daß dadurch für die Schnelligkeit des Verkehrs mit Kairo, dem Centralpunkt des Binnenhandels, viel gewonnen ward, sondern auch der Transport leichter und weniger umfangreicher Waaren erhielt hierdurch größere Beschleunigung. Die Schifffahrt auf dem Canal war nämlich bei niedrigem Wasserstande in der ersten Hälfte des Sommers nicht blos sehr langwierig, sondern geradezu ganz unmöglich. Besonders hob sich durch die Eisenbahn der Transporthandel mit indischen Waaren, die nun mittels Eisenbahn schnell und sicher von Suez bis Alexandrien befördert werden. Auch die Ueberlandpost und die englischen Ueberlandreisenden wendeten sich der neuen Eisenbahn zu, und die Dampfschiffe auf dem Nil und dem Canal dienten von nun an nur noch zum Waarentransport. Der im Alterthum so bedeutende Schiffsverkehr auf dem Mareotis-See, der so lebhaft gewesen sein soll, daß der Sumpfhafen am Mareotis-See fast ebenso belebt war wie der große Seehafen, hat infolge der Versumpfung des Sees gänzlich aufgehört. Derselbe Umstand hat auch das sonst ziemlich gesunde Klima Alexandriens sehr verschlechtert.

Der Großhandel ist ganz in den Händen der Europäer, und nur der Kleinvertrieb wird von Eingeborenen vermittelt. [250]

Asien.



I. Vorderasien.

1. Der Araber und sein Kameel.

(C. Ritter.)

Om el Bel, das heißt „die Mutter der Kameele", ist der bekannte Name, mit welchem die Araber die Mitte ihrer Halbinsel gern und mit Stolz zu belegen pflegen, und sie haben darin Recht, weil das mittlere Hochland Nedsched, wie kein anderes Land überreich an zahllosen Heerden dieser Thierart, seine Nachbarländer von jeher mit diesen Thieren versah und fortwährend, ohne sich selbst zu erschöpfen, bis heute zu versehen pflegt.

Kein Thierleben ist so eng anschließend mit einer gewissen ursprünglichen Entwickelungsstufe des Menschenlebens durch Naturbande gepaart und durch so viele Jahrtausende hindurch historisch festgestellt, als das des Kameels an den Beduinenstand; die Existenz keines Menschenlebens aber ward in solche local-nothwendige Abhängigkeit von einem Thierleben gestellt, als die des Wüstenbewohners von der Kameelheerde. Wirft die Kameelin ihm ein Junges, so begrüßt er es freudig mit dem Ausrufe: Uns ist wieder ein Kind geboren. Wenn dieses auf dem Wanderzuge durch die Wüste sich zutrifft, so nimmt er es für einige Zeit auf den Arm, läßt es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kameelmutter ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite und weiterhin wird es sogleich mit in den Kreis seines Nomadenlebens gezogen. Das Füllen, dem oft noch weiten Marsche folgend, muß zu seiner schweren Bestimmung, zum dauernden Last- und Wanderleben, heranwachsen, das aber zugleich das häusliche Leben der Beduinen ist.

Auf dem Kameele, das der Araber selbst mit dem so charakteristischen Namen „das Landschiff" oder das Schiff der Wüste belegt, wird er eben so sanft fortgetragen, wie ihn das Schiff auf dem Wasser entführt. Und mit Recht nennt er es so, weil es ihn auch schnell wie der Wind nach allen Richtungen durch das sonst unwegsame Sandmeer und die Steppenfläche, und mit ihm seine Familie, sein ganzes Eigenthum davonträgt. So fühlt er sich denn auch selbstständig und unabhängig genug von der übrigen Welt, wie nur immer der Schiffer auf dem weiten Oceane. Die für Andere ganz

unnahbare und sonst den Tod bringende Sandwüste, die auch keine Tyrannengewalt, kein Eroberungszug feindlicher Kriegsheere zu erreichen vermochte, konnte dem Beduinen zur glücklichen und gepriesenen, vielfach besungenen Heimath werden. Durch sein flüchtiges Reitthier (Habjie, der Renner, das Dromedar) entgeht der Rakeb (d. i. der Reiter eines Dromedars, im Gegensatz zum Fares, d. i. ein Pferde-Reiter) nicht nur jeder Gefahr der Verfolgung, sondern er gewinnt auch ein wahres, Jahrhunderte hindurch dauerndes Asyl, schwerer zugänglich und unnahbarer, als selbst die eisigen Bergfirsten anderer Asiaten, der Kaukasier oder Himalaya-Bewohner. Er gewinnt dadurch den einzigen Boden innerhalb des Bereiches der großen asiatischen Weltmonarchien, den noch kein fremder Welteroberer betreten hat, einen der wenigen Zufluchtsorte auf der weiten Erde für ursprüngliches Naturleben zahlreicher Volksstämme.

Das Kameel, so unabhängig wie der Beduine, die beide zusammengenommen erst ein Ganzes bilden, findet fast überall, auch auf der ganz nackt scheinenden Fläche, in dem härtesten, holzigsten Wüstengestrüpp, in den Salzpflanzen, den Disteln und Tamariskennadeln wie in dem dornigsten Acaziengewächse, das jedes andere Thier unberührt läßt, wie im steinigen Dattelkerne, wenn er ihm gereicht wird, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne und sein knorpeliges Gebiß doch noch seine hinreichende Nahrung. Futter wird ihm in der Regel nicht gereicht; nur einige Stunden Freiheit gestattet man ihm, sich selbst zwischen Sand und Klippenspalten die sparsamen Kräuter zu suchen, die andere Thiere verachten.

In den Einsamkeiten des langen Wüstenzuges ist das Kameel dem Araber der einzige Freund, dem er zusprechen kann; er erzählt ihm gern während des Marsches von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten, und freut sich des Zuhörers, der seinen stets gemessenen Schritt in gleicher Art fortschreitet. Dessen Anstrengungen, Muth und Ausdauer belohnt er dadurch, daß er ihm nun auch von seiner Race und Abstammung, von seinen rühmlichen Vorfahren, von den Wegen, die sie zurücklegten, erzählt, von deren Freundschaft und Begebenheiten mit seinen eigenen Ahnen, und daß er ihm eine große Nachkommenschaft verheißt. Dann lobt er es als sein bestes Kameel, bläst Tabakrauch in die weiten Nasenflügel, verspricht ihm eine baldige Heirath, nennt es Freund, Bruder, singt ihm Liebes- und Kriegslieder vor, zu denen das Thier, aufmerksam horchend, die Kinnladen zusammenpreßt, mit den Zähnen knirscht und den Kopf nach dem Sänger hinzudrängen pflegt.

Wird das Thier störrig und auch wohl widerspenstig, so fehlt es dem feurigen Araber nicht an Zorn, Schimpfreden und Vorwürfen, wie gegen einen menschlichen Widersacher; es muß sich die Namen Hundssohn, Jude, Nazaräer, Ungläubiger gefallen lassen und oft hören, daß es seinen Wohlthäter vergessen habe, der ihm Amulete gekauft und zum Schmucke umgehängt, um es gegen den „bösen Blick" zu schützen. — Aber sein Kameel oder Dromedar zu prügeln, dazu läßt sich der edle Araber nie herab. Nur durch das Wort lenkt er das mächtige, so kolossale und doch so willige Reitthier, oder durch den Fuß, mit dem er ihm von seinem Sattel aus sanft auf den Nacken tritt, oder durch den Stab, mit dem er es nur zu berühren braucht, um ihm die Richtung zu zeigen, die es gehen soll, ohne Zaum, Zügel und Gebiß, ohne Rückhalt oder Antrieb (auch der Nasenring ist nicht allgemein in Anwendung). Und so bleibt die große Maschine, sich fast ganz selbst überlassen, ein wahres Wunder, mit schwerer Last in gleichmäßig abgemessenem Schritt, oder unbelastet in dauernd flüchtiger, windgleicher Bewegung, die von Nichts unterbrochen wird. Denn der Kameelschritt ist von größter Sicherheit, und der Kameelreiter hat Nichts weiter dabei zu thun, als sich fortschaffen zu lassen, während der Pferdereiter sein Reitthier fortwährend lenken und im Zaume halten muß.

Der vielseitige und unentbehrliche Nutzen und Gewinn, den das Kameel dem Araber bringt, dessen Superiorität, die aus allen seinen Handlungen und Bewegungen hervorleuchtet, flößt auch dem gemeinsten Beduinen gegen dieses so bevorzugte Thier Respect ein.

In den geregelteren syrisch-arabischen Karawanenzügen bewunderte der aufmerksame L. de Laborde die große Gefügigkeit des Lastkameels in die durch den Kameelführer ihm gewordene Bestimmung als Transportthier, als wahre Tragmaschine. Hierdurch ist es auf den Karawanenstraßen des großen Handelsverkehrs diesem zu einem ebenso unschätzbaren Gute geworden, wie der Renner, d. i. das Dromedar, in der Wüste dem Beduinen. Denn es bietet in einem Lande, dessen Inneren aller Transport auf der

Axe, wie jede Flußverbindung fehlt, das einzige Mittel zum Umsatz schwerer Ballen und Lasten, Zimmerholz, Anker, Kanonen u. s. w. für den großen Völkerverkehr oder specielle Unternehmungen, wie Flottenbau, Kriegführung u. s. w. bar. Nur der Elephant könnte ihm hinsichtlich seiner Transportfähigkeit unter den Thieren verglichen werden; aber um Vieles ist das Kameel genügsamer, fügsamer, harmloser, den Menschen zugethaner, zuverlässiger! [278]

---

2. Mekka und die Walfahrt zur Kaaba.

(J. L. Burkhardt, R. F. Burton.)

Mekka wird von den Arabern mit manchem hochtrabenden Namen bezeichnet. Die gewöhnlichsten sind Om el Kora (Mutter der Städte); el Moscherefe (die Edle); Biled al Ameye (die Region der Gläubigen). Die Stadt liegt in einem engen und sandigen Thale, das in seiner Breite zwischen einhundert und siebenhundert Schritt wechselt. In dem breitesten Theile desselben ist der Haupttheil der Stadt. In den engeren Theilen sind blos einzelne Häuserreihen, oder abgesonderte Schoppen.

Man kann Mekka eine hübsche Stadt nennen; seine Straßen sind im Allgemeinen breiter, als die anderer Städte des Orients, die Häuser hoch und von Stein erbaut, und die vielen Fenster nach der Straße zu geben ihr ein angenehmes und mehr europäisches Aussehen, als den Städten von Aegypten und Syrien, wo nur wenige Fenster auf die Straße gehen.

Der einzige öffentliche Platz im Inneren der Stadt ist der geräumige Platz vor der großen Moschee. Weder Gärten noch Bäume ergötzen das Auge, und die Scene wird einzig während des Hadsch (Walfahrt) durch die große Menge wohlgebauter Schoppen, die man in jedem Quartier findet, belebt.

Die Straßen sind alle ungepflastert. Im Sommer verursachen Sand und Staub auf denselben eben so große Beschwerlichkeit, als der Schmutz in der Regenzeit, während welcher man sie nach einem Regenschauer kaum passiren kann; denn im Inneren der Stadt fließt das Wasser nicht ab, sondern bleibt, bis es aufgetrocknet ist. Mekka ermangelt aller solchen polizeilichen Einrichtungen, die in anderen Städten des Orients gebräuchlich sind. Die Straßen sind Nachts ganz finster und keine Art Lampe brennt; die verschiedenen Quartiere sind ohne Thore und in dieser Beziehung von den meisten orientalischen Städten verschieden, wo jedes Quartier regelmäßig nach dem letzten Abendgebet geschlossen wird.

Wo das Thal weiter ist, als in den anderen Theilen des Inneren der Stadt, steht die Moschee, welche Beit Allah (das Haus Gottes) oder El Haram (die Heilige) heißt und einzig wegen der Kaaba, welche sie einschließt, merkwürdig ist. Denn es giebt in anderen Gegenden des Orients einige Moscheen, die ihr an Größe beinahe gleichkommen und sie an Schönheit weit übertreffen.

Richard Burton, welcher als mohammedanischer Pilger verkleidet 1853 Mekka besuchte, schildert uns den ersten Eindruck folgendermaßen:

Um ein Uhr in der Frühe weckte mich der Ruf: „Da ist Mekka, Mekka! Das Heiligthum, das Heiligthum!“ Alle riefen: Lebbeyk, lebbeyk *)! Viele weinten und schluchzten. Ich bog mich aus der Sänfte und gewahrte beim Sternenschimmer die verschwommenen Umrisse einer großen Stadt, welche sich schwarz auf dem Horizont der Ebene abhoben. Bald überstiegen wir noch eine Hügelreihe, durch welche ein Weg ausgehauen war. Zu beiden Seiten desselben erheben sich Thürme, um den Darb el Maula zu beschützen, das heißt den Pfad, auf welchem man von Norden zur heiligen Stadt gelangt. Und nun kamen wir in die Maabideh, die nördliche Vorstadt, in welcher der Palast des Scherifs liegt, und bogen zur Rechten ab, um in das afghanische Stadtviertel zu gelangen. Mohammed, mein junger Geleitsmann, dessen Wohnung im syrischen Viertel lag, war nicht ohne Besorgniß, weil diese beiden Stadtviertel

*) Lebbeyk, labik gesprochen, heißt in freier Umschreibung etwa: „Zu dir bin ich aus tödtlicher Noth geflüchtet und folge dir“. (Maltzan.)

mit einander in schlechtem Einverständniß leben. Die Kinder werfen sich mit Steinen, die Männer prügeln sich, wenn sie einander begegnen; manchmal greift man auch, allen Verboten der Religion Trotz bietend, zum Säbel oder Dolch. Bei diesen Feindseligkeiten gilt eine feste Regel. Sobald zum Beispiel ein Bürger getödtet wird, eröffnet man eine Sammlung, um den Blutpreis zu bezahlen. Der Bewohner des einen Stadtviertels, der in ein anderes geht, wird dort als Gastfreund behandelt; sobald er aber die Grenze überschreitet, läuft er Gefahr, von denselben Leuten niedergeschlagen zu werden, die ihm eben noch gastfreundlich begegneten.

Die heilige Kaaba, das Gotteshaus, Beit Allah, erhebt sich in der Mitte einer ausgedehnten, fast rechtwinkeligen Einfriedigung von etwa dritthalb hundert Schritten Länge und zweihundert Schritten Breite. Innerhalb derselben befinden sich vier Reihen Säulen auf der Ostseite, während die übrigen Seiten nur drei solcher Säulenreihen haben. Die, welche der inneren Seite, dem Hofraume, zunächst sind, haben Bogengewölbe, und das Dach besteht aus drei Reihen halbrunder Kuppeln, die mit Gyps beworfen und geweißt sind. Solche kleine Dome, deren Zahl sich auf nicht weniger als 152 beläuft, gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Die Säulen haben ungefähr zwanzig Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser; je vier und vier sind durch einen weit dickeren achteckigen Pfeiler von einander getrennt. Drei Viertheile oder vielleicht auch vier Fünftel dieser Säulen oder Pfeiler sind von Marmor, die anderen aus Granit, wie er in der Nähe von Mekka gebrochen wird. Einige sehr schöne Schäfte von rothem Porphyr oder rosafarbenem Granit fallen als Ausnahmen auf und sollen aus Aegypten hergebracht worden sein. Und unter diesen Hunderten von Säulen sind nicht zwei mit gleichförmigem Capitäl oder einerlei Sockel. Die Capitäle zeigen zumeist schlechte saracenische Arbeit; einige haben früher anderen Gebäuden angehört und sind nun hier von den ungeschickten Werkleuten verkehrt eingesetzt worden, so daß der obere Theil nach unten steht und der untere nach oben. An einigen Sockeln erkennt man vortreffliche griechische Arbeit; an verschiedenen Marmorsäulen arabische oder auch kufische Inschriften, aber diese sind noch nicht abgeschrieben oder übersetzt worden. Das Pflaster besteht aus roh neben einander liegenden Steinen. Manche Säulen und Minarete sind mit schlechten Malereien von rother, gelber oder blauer Farbe bepinselt.

Auf der Südseite ist die Kaaba etwas schmäler als auf der Nordseite, und daraus geht wohl hervor, daß diese Moschee später als das innere Hauptgebäude, um dieses letztere herum, aufgeführt und zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden ist. Der letzte Ausbau fällt in das Jahr 1627 und seitdem hat sie weitere Veränderungen erlitten. Sie bildet einen massiven Bau von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und ist ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Fuß hoch. Das Dach ist platt und sie gleicht deßhalb aus der Ferne gesehen einem Würfel, oder vielmehr einem länglich geformten Würfel. Die Unterlage der Wandmauer bildet in der Höhe von etwa einer Elle einen Vorsprung, der ungefähr einen Fuß weit aus der Mauer hervortritt. Die einzige Pforte zum Inneren liegt auf der Ostseite sechs oder sieben Fuß über dem Boden; ihre Thürflügel sind mit vergoldeten Silberplatten bedeckt; auf der Schwelle wird an jedem Abend Weihrauch verbrannt; auch werden brennende Lichter dorthin gestellt.

Unweit von der Thür, im südöstlichen Winkel der Kaaba, befindet sich der berühmte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welchen die Engel dem Abraham zutrugen, als dieser am heiligsten Tempel bauete. Er war seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für die Araber, bildet vier bis fünf Fuß über dem Boden einen Theil des Vorsprungs in der Mauer, hat eine länglich runde, unregelmäßige Gestalt von sechs bis sieben Zoll Durchmesser und seine ungleiche Oberfläche ist aus etwa einem Dutzend Bruchstücken zusammengesetzt, die, an Umfang und Gestalt sehr verschieden, durch einen Mörtel gut zusammengekittet und vollkommen abgeglättet sind. Der Stein sieht aus, als wäre er durch einen kräftigen Schlag in Trümmer zerschlagen worden, die man dann zusammensuchte und wieder an einander fügte. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz, und man hat ihn mit einem goldenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Reifen umgeben. Der Hadschar el Aswad ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen und aber Millionen Küsse und Handberührungen dermaßen abgeglättet worden, daß es schwer hält, über seine eigentliche Beschaffenheit ins Reine zu kommen. Während Burkhardt und Maltzan ihn für ein Stück Lava oder für Basalt

erklären, halten ihn Andere für einen Aërolithen, und dieser Meinung pflichtet auch Burton bei.

In der westlichen Mauer, neben dem Jemeniwinkel, liegt ein anderer Stein, welchem die Pilger Ehrfurcht bezeigen, er heißt El Mustaschab, Stein des Gebetes; die Gläubigen dürfen ihn nicht küssen, sondern nur anrühren. Unten an der östlichen Mauer, nördlich von der Thür, ist der Boden etwas eingedrückt, und diese Stelle hat man mit einer Marmoreinfassung versehen, auf welcher drei Menschen Platz nehmen können. Das ist die Stätte der Vermischung, El Maaschan, weil dort Abraham und sein Sohn Ismael den Lehm und Thon vermischten, dessen sie beim Bau bedurften. Die Stelle wird auch Makam Dschibraïl, der Ort Gabriels, genannt, weil der Erzengel dem Propheten Mohammed dort den Befehl überbrachte, die fünf täglichen Gebete des Islam anzuordnen; auch hat der Engel an dieser Stelle mit dem Propheten Andacht verrichtet.

Die berühmte Dachrinne, Myzab, vermittelst welcher das Regenwasser vom Dache der Kaaba abfließt, liegt an der nördlichen Mauer; sie wurde 1573 aus Konstantinopel nach Mekka gebracht und ist angeblich von gediegenem Golde. Ihr Vorsprung beträgt etwa vier Fuß; unter ihr befindet sich ein sehr schönes Mosaikpflaster; in dessen Mitte bezeichnen zwei grüne Platten die Stelle der Gräber Ismaels und seiner Mutter Hagar. Es gilt für sehr verdienstlich, dort zu beten. Dieses Doppelgrab ist von einer halbkreisförmigen Mauer (Hatim) umschlossen; der Ueberlieferung zufolge hat dieser Platz einst zur Kaaba selbst gehört, ist aber bei einem Umbau von derselben abgeschieden worden. Wie dem auch sei, die Gebete, welche man im Hatim hersagt, gelten für eben so verdienstlich, als wären sie im Inneren der Kaaba selbst gesprochen worden. Deßhalb darf ein Pilger, welcher nicht in das Heiligthum konnte, der aber im Hatim gebetet hat, mit gutem Gewissen schwören, daß er im Beith Allah, im Hause Gottes, gebetet habe.

Die Kaaba ist rings mit schönen Marmorwürfeln umlegt, die etwa acht Zoll über dem Boden des großen Hofraumes liegen. Dieser bildet ein unregelmäßiges Oval und ist von zierlichen Broncepfeilern eingefaßt, in deren Zwischenräumen schlechte Gaslaternen hängen; diese geben eine sehr dürftige Beleuchtung. Jenseit der Pfeiler ist wieder ein Marmorpflaster, aber nur acht Schritt breit und nicht so zierlich als jenes. Noch weiterhin ist ein dritter Rundgang, doppelt so breit.

An die Kaaba schließen sich mehrere Nebengebäude. Da sind die vier Makams oder Stätten, an welche die Imams der vier rechtgläubigen Secten (der Hanifiten, Schafeiten, Hanbaliten und Malekiten) sich stellen, wenn sie vorbeten. Der Makam el Maleki im Westen und der Makam el Hanbali in der Nähe des schwarzen Steines bilden kleine, von allen Seiten offene Pavillons, deren Dach auf vier dünnen Pfeilern ruht und an eine indische Pagode erinnert. Der Makam el Hanifi liegt im Norden, ist größer und hat zwölf Säulen, sammt einem Obergeschoß, von welchem herab der Muezzin den Gläubigen zum Gebet ruft. Der Makam el Schafei bildet das Gebäude über dem Brunnen Zemzem; er ist massiv, viereckig und hat die Eingangsthür auf der Südostseite. Das Gemach, in welchem sich der Brunnen befindet, hat man reich mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt; in einem Nebengemache befindet sich ein stets mit Wasser gefülltes Sammelbecken. Die Pilger, welche von dem Wasser dieser Hagarquelle trinken wollen, reichen ihre Schalen durch ein Gitterfenster, denn die Oeffnung dieses Brunnens ist mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben und auf dieser stehen die Brunnendiener, welche das Wasser in ledernen Eimern heraufziehen. Die Makams und das Gebäude über dem Zemzem scheinen in den Jahren 1661 und 1663 aufgeführt worden zu sein.

Südöstlich vom Zemzembrunnen stehen zwei kleine viereckige Gebäude. Sie werden von einer Kuppel überragt und ihre schwerfällige Bauart bildet einen starken Gegensatz zu den leichten, zierlichen Makams. Man nennt sie die Kobbateyns. Sie wurden 1540 auf Kosten eines Statthalters von Dschibda gebaut und bilden die Bibliothekräume, in denen die von frommen Muselmännern der Moschee vermachten Bücher nebst den von Konstantinopel ihr geschenkten Uhren und Chronometern aufbewahrt werden. Einige Schritte vom Zemzem, gegenüber dem Eingange zur Kaaba, liegt die bewegliche Treppe, El Daray, auf welcher die Gläubigen zu dieser Pforte gelangen. Die Treppe ist von Holz, mit etwas Schnitzwerk versehen, und ruht auf vier Rädern. Neben der Stelle, wo die bewegliche Leiter angelegt wird, erhebt sich ein halbkreisrunder Bogen,

Bab el Salam, die Pforte der Begrüßung; man darf aber diesen Bogen nicht verwechseln mit dem großen Portal der Moschee, welches die gleiche Benennung führt. Die Pilger, die das Gotteshaus zum ersten Male besuchen, müssen durch beide Thore der Begrüßung gehen, und, wenn sie durch das zweite einherschreiten, die Worte sprechen: „Allah, gewähre, daß dieser Eingang mir günstig sei".

Zwischen der Kaaba und dem Bab el Salam liegt der Makam Ibrahim, die Stätte Abrahams, ein zierlicher Pavillon, der auf sechs Pfeilern ruht. Um vier derselben läuft ein hübsches Eisengitter, welches einen Einblick in das Innere ermöglicht. Man sieht dort einen großen pyramidenförmigen Holzdeckel, unter welchem jener Stein aufbewahrt wird, auf dem Abraham stand, als er die Tempelmauern bauete; man gewahrt auch, wie die Muselmänner glauben, noch den Eindruck, welchen die Füße des Patriarchen in den Stein gemacht haben. Diese Stätte wird für sehr heilig gehalten, und vor dem Gitter liegen stets Gläubige, welche um Abrahams Vermittelung bei Gott flehen; denn Abraham war ja ein großer Vorläufer Mohammeds.

Neben dem Makam Ibrahim sieht man den Manbar, die aus weißem Marmor gebaute und mit Sculpturen verzierte Kanzel. Der Prediger steigt auf einer engen Treppe zur oberen Flur hinan, die sich unter einer Art von Himmel oder Spitzdache von vergoldetem Metall befindet.

Die Moschee hat neunzehn sehr unregelmäßig vertheilte Eingangsthüren; vier sind auf der östlichen, sieben auf der südlichen, drei auf der westlichen Seite; die übrigen fünf liegen nach Norden hin. Sie werden niemals geschlossen und die Bewohner der heiligen Stadt rühmen sich gegen die Fremden, daß die Kaaba immer und ewig, sei es bei Tage, sei es in der Nacht, Gläubige finde, welche den Tawaf, den Umgang, machen. Die Umfassungsmauer ist für sämmtliche Gebäude, mit welchen die Moschee umgeben ist, gemeinschaftlich. Diese gehörten ursprünglich zum Heiligthum, sind aber nun im Besitz von Privateigenthümern und werden gegen hohen Zins an die reichsten Pilger vermiethet. Sie haben Fenster, aus denen man die Kaaba sehen kann, und die Bewohner können deßhalb im Zimmer ihre Gebete hersagen, ohne daß diese weniger verdienstlich wären.

Die sieben Minarete sind bei weitem nicht so hübsch als jene der Moschee zu Medina, aber die Dienerschaft des Tempels ist eben so zahlreich, faul und habsüchtig, wie in jener Stadt.

Die Geschichte des Beit Allah verliert sich in der Nacht der Zeiten, aber die Ueberlieferung weiß von nicht weniger als zehnmaligem Bau und Umbau. Gott faßte den Gedanken, für die Menschen einen Tempel zu bauen, schon zweitausend Jahre vor der Schöpfung. Dieser himmlische Tempel kam aus Allahs Händen selbst, bestand aus vier Jaspissäulen und hatte ein Dach von Rubinen. Als er fertig war, umgaben ihn sogleich die Engel und riefen: „Lob sei Allah; es giebt keinen Gott außer Gott". Und dann machten sie den Umgang, welchen noch heute die Gläubigen halten. Der zweite Tempel stand zu Adams Zeit und verschwand, als Adam starb; er war ein Tabernakel aus Rubinen und ein Geschenk Allahs. Der dritte war ein Gebäude, das Seth, Adams Nachkomme, aus Stein und Kalk aufführte. Damals wurde der schwarze Stein aus dem Gebirge Abu Kubays bei Mekka geholt und zum Bau des Tempels verwandt, welchen dann die große Sündfluth vernichtete. Späterhin befahl Allah dem Abraham und dessen Sohn Ismael, auf jener Stelle den vierten Tempel zu bauen. Dieser war unregelmäßig, von Osten nach Norden zweiunddreißig Ellen lang, von Norden nach Westen auch zweiunddreißig, von Westen nach Süden einunddreißig, aber von Süden nach Osten nur zwanzig Ellen; auch hatte er eine Höhe von nicht mehr als neun Ellen, gar kein Dach, und nur im Osten und im Westen eine Thür; der Engel Gabriel brachte den schwarzen Stein, welchen Abraham im Winkel dort anbrachte, wo der Umgang beginnt. Auch lehrte der Engel den Patriarchen alle Gebräuche, welche bei der Pilgerfahrt beobachtet werden müssen. Als Abraham die heilige Kaaba fertig gebaut hatte, stieg er auf Allahs Befehl zum Dschebel Sabir hinan, um von diesem Berge aus aller Welt zu verkünden, daß die Menschen den heiligen Ort besuchen sollten. Und alle Bewohner der Erde hörten ihn.

Als die Gipfel des östlich von Mekka sich erhebenden Gebirges Abu Kobeïs von den ersten Strahlen der Morgensonne vergoldet wurden, gingen wir nach der Moschee, und traten durch das Thor Ziyebeh, also auf der Nordseite, hinein, stiegen auf zwei langen Treppen hinab, eilten durch die Säulengänge und befanden uns

dann im Angesichte des Gotteshauses. Es machte nicht etwa den gewaltigen Eindruck, dessen wir uns beim Anblick ägyptischer Denkmale nicht erwehren können; es war auch nicht etwa anmuthig, wie die griechischen Monumente, aber das Schauspiel, welches ich sah, war wundersam befremdend, ich kann wohl sagen einzig in der Welt. Wie wenig Europäern ist es vergönnt gewesen, dasselbe vor mir zu genießen! Da lag das weltberühmte Heiligthum des Islam vor meinen Augen! Unter allen Menschen, welche den Tempelvorhang mit Thränen benetzten oder ihre hochwallende Brust an den schwarzen Stein in der Mauer drückten, war sicherlich kein einziger so tief bewegt, so gewaltig im Inneren ergriffen, als ich, der einsame Pilger, welcher fernher aus dem Norden bis hierher wanderte. Aber freilich, jene fromme Menge war von religiöser Begeisterung erfüllt, ich dagegen hatte nur den Enthusiasmus der Neugier und Wißbegierde, und war von dem selbstsüchtigen Gefühle durchdrungen, daß meinem Stolze Genüge geschehen sei. Ich stand am Grabe des Propheten!

Wir gingen in das Innere der Kaaba durch die Pforte der Begrüßung, erhoben unsere Hände, sprachen das Lebbeyk, das Takbïr und das Tahlil und einige andere Gebete, und bedeckten dann das Gesicht mit unseren Händen. Dann begaben wir uns zur Stätte, an welcher die Schafeïs beten; sie liegt zwischen dem Makam Ibrahim und dem Brunnen Zemzem. Dort hat der Pilger das zweimalige Verbeugen zu Ehren der Moschee zu erfüllen. Die Sakkas oder Brunnenwärter brachten uns eine Schale Wasser; in Anbetracht des Geschenkes, welches ich ihnen dafür verabreichte, gaben sie in meinem Namen auch armen Pilgern zu trinken, für welche sie ein großes irdenes Gefäß füllten. Darauf schritten wir dem östlichen Winkel der Kaaba zu, wo der schwarze Stein sich befindet, stellten uns in einer Entfernung von etwa zehn Schritten ihm gegenüber, erhoben unsere Hände und sprachen: „Es giebt keinen Gott außer Gott; seine Verheißungen sind Wahrheit und die, so ihm dienen, sind siegreich. Es giebt keinen anderen Gott als Allah, den einzigen, ungetheilten. Er besitzt die höchste Gewalt. Ihm sei Ruhm; er verfügt über alle Dinge!“ Wir gaben uns Mühe, bis dicht an die Mauern vorzudringen, in welcher der Stein angebracht worden ist, konnten aber nicht dorthin gelangen, weil die Menge der Pilger zu groß war. Er blieb also diesmal von uns unberührt, aber wir erhoben die Hände bis an die Ohren, ließen sie dann wieder sinken und riefen: „O Allah, ich erfülle diese Handlung in dem Glauben an dich, gemäß deinem Buche (dem Koran) und nach dem Beispiel deines Propheten. Möge Allah ihn segnen und bewahren! O Gott, ich strecke meine Hand nach dir aus und groß ist mein Verlangen, dir zu nahen. O erhöre mein Flehen, mindere meine Sorgen, erbarme dich meiner Erniedrung und bewillige mir gnädig Verzeihung“.

Der Andrang war immer noch so stark, daß wir auch jetzt noch nicht zum Steine gelangen konnten. Wir erhoben also wiederum die Hände bis zu den Ohren, wandten die flache Seite nach dem Steine hin, gleichsam als ob wir ihn berührten, sprachen das Takbïr, Tahlil und Hamdilah, segneten den Propheten und küßten die Fingerspitzen unserer rechten Hand. Darauf begann die Feierlichkeit des Tawafs, des Umgangs. Dabei mußten wir dem Mataf folgen, das heißt dem länglich runden Wege, der mit Granit gepflastert ist und dicht an der Kaaba um diese herumführt. Unter Anleitung meines Führers (in Mekka werden diese Leute als Metowwef, Motawwif bezeichnet), sprach ich folgende Worte, die er mir vorsagte: „Im Namen Allahs. Allah ist allmächtig. Ich habe den Vorsatz, sieben Umgänge zu machen zu Gottes Ehre, des Ruhmreichen, des Erhabenen, des Allmächtigen. Gott, ich vollziehe diese Handlung in dem Glauben an dich, gemäß deinem Buche,“ u. s. w., wie oben. Dieses Gebet sprachen wir während des Ganges zum El Moltasem, einer Stelle zwischen der Kaabathür und dem schwarzen Steine, und als wir dort waren, riefen wir: „O Allah, du hast die Wahrheit gelehrt; verzeihe mir, wenn ich deine Gebote übertreten habe!“ Der Thür gegenüber wurde Folgendes gesprochen: „Gott, dieses Haus ist dein Haus, dieses Heiligthum dein Heiligthum, diese Zuflucht deine Zuflucht; hier ist die Stätte für Alle, welche bei dir Schutz suchen gegen das Feuer der Hölle“.

Wir gelangten dann an den Yemeniwinkel, wo wir den Andrang nicht so stark fanden. Deßhalb konnten wir, nach dem Beispiel des Propheten, mit unserer rechten Hand die Mauer berühren, küßten dann die Fingerspitzen und sprachen, ehe wir noch den schwarzen Stein erreichten, an welchem unser Umgang endete, folgende Worte: „O Allah, wahrlich ich such

Zuflucht bei dir gegen Untreue, Dürftigkeit und Grabespein, gegen die Unruhen des Lebens und des Todes. Ich komme zu dir, um Schutz zu finden gegen die Schmach in dieser und jener Welt; ich flehe um deine Verzeihung für die Gegenwart und für die Zukunft. Herr, gewähre mir Glück in diesem und in jenem Leben, und bewahre mich vor der Züchtigung durch das ewige Feuer".

Damit war unser erster Umgang vollendet. Dieser und die beiden folgenden werden rasch, gleichsam im Turnerschritt, vorgenommen, die vier übrigen müssen mit berechneter Langsamkeit zurückgelegt werden. Bei allen diesen Umgängen war es uns nicht möglich, bis dicht an den schwarzen Stein vorzubringen und zum Kuß zu gelangen; wir mußten uns damit begnügen, vor ihm stehen zu bleiben, hielten die Hände an die Ohren und sprachen: „Im Namen Allahs, und Gott ist der Allmächtige". Dann küßten wir die Fingerspitzen, begannen wieder einen Gang und sprachen dieselben Gebete.

Der Tawaf war nun vollendet und es kam darauf an, den Stein zu küssen. Lange verzweifelte ich daran, durch die Masse von Beduinen und anderen Pilgern, welche ihn umlagerten, hindurchdringen zu können. Aber mein Freund Mohammed zeigte sich den Umständen gewachsen. Während unserer Umgänge hatte er seinen religiösen Eifer auch dadurch bethätigt, daß er alle Perser, die uns in den Weg kamen, ausschimpfte. Beleidigende Reden gegen diese verruchten Ketzer und fromme Gebete entströmten wechselsweise seinem Munde. Es waren, wenn ich so sagen darf, malerische Unterbrechungen, zum Beispiele so: „O Allah! ich suche meine Zuflucht bei dir gegen die Schmach dieser Welt!" Ein bärtiger Mann aus Chorassan begegnete uns, Mohammed bricht in seinem Gebet ab und ruft ihm unter den Bart: „Du verfluchter Sohn eines Verfluchten, du Schwein und Bruder einer Sau!" Dazu kamen andere Liebenswürdigkeiten ähnlicher Art. Keiner dieser Adschemis wagte ein Wort zu entgegnen.

Höfliche Reden und Bitten halfen bei den frommen Pilgern vor dem Steine nichts; sie standen dicht gedrängt, ein Wald von nackten Schultern und geschorenen Köpfen, und wollten weder weichen noch wanken. Da brachte mein Führer ein halbes Dutzend stämmiger Mekkawis, echte Stadtkinder, zusammen, und mit deren Unterstützung schafften wir uns Bahn. Die Beduinen waren grimmig wie wilde Katzen, aber sie hatten keine Dolche und waren ohnehin sehr abgemagert, weil ihnen im Sommer ihre Hauptnahrung, die Milch, spärlich zugemessen war. Ich hätte mit leichter Mühe ein halbes Dutzend dieser Leute umwerfen können. Also trotz ihres Grimmes und Geschreis erreichten wir unseren Zweck und blieben wohl zehn Minuten lang in ausschließlichem Besitze des schwarzen Steines. Wir küßten ihn, rieben an ihm Hände und Stirn, dabei betrachtete ich aber das Heiligthum mit der größten Aufmerksamkeit, und bin nun überzeugt, daß der Stein ein Aërolith ist.

Wir gelangten dann mit Mühe bis zur Stätte Moltasem, drückten dort Magen, Brust und rechte Wange gegen die Kaaba, hoben die Arme über den Kopf empor und riefen: „O Allah, Herr des alten Hauses, befreie meinen Leib vom Höllenfeuer, beschütze mich vor jeder Missethat, laß mich zufrieden sein mit dem täglichen Brote, das du uns giebst, und segne mich bei Allem, das du mir gewährst!" Darauf folgte der Istighfar oder die Bitte um Vergebung: „Ich erflehe die Verzeihung Allahs, des Höchsten, Einzigen, Lebendigen, Ewigen, und biete ihm meine Reue dar". Dann sprachen wir die Segnung für den Propheten, erbaten für uns, was unser Herz am meisten begehrte, küßten den Moltasem, gingen nach der Stätte beim Makam Ibrahim, wo die Schafeïs beten, und sprachen die beiden Sunnat el Tawaf, das heißt die Gebete des Umgangs des Propheten. An der Thür zum Zemzem war ich genöthigt noch einmal zu trinken; das Wasser ist sehr bitter. Auch einem Sturzbad entging ich nicht, denn man goß mir ein paar Eimer Wasser über den Kopf; indem es vom Leibe des Pilgers zur Erde fiel, nahm es alle Sünden fort, mit denen meine Seele beschmutzt war. Während dieses Sturzbades sagte ich: „O Allah, ich flehe zu dir, daß du mir Ueberfluß an täglichem Brote gewährest und Wissenschaft, welche dem Menschen nütze ist, auch Heilung von allem Uebel".

Noch einmal mußte ich zum schwarzen Steine zurückgehen und, da ich jetzt nicht bis zu ihm vorbringen konnte, das Takbîr, Tahlil und Hambilah hersagen. Das war aber die letzte Station. Meine nackten Füße waren wie geschunden, mein geschorener Kopf war von der Sonne verbrannt. Um zehn Uhr verließ ich die Moschee und begab mich nach Hause.

Am anderen Morgen, 12. September, stieg

ich in meine Sänfte und nahm den Weg zum Berg Arafat. Die Straße war mit weißbekleideten Pilgern förmlich bedeckt. Einige gingen zu Fuß, andere ritten oder ließen sich in Sänften tragen, Kopf und Füße Aller waren unbekleidet. Das Ganze erschien ungemein bunt und malerisch.

Ich kam durch das Dorf und Thal Muna, die wegen ihrer großen Heiligkeit berühmt sind; anderthalb Wegstunden jenseit derselben wurde Rast gemacht und das Mittagsgebet gesprochen. Dort holte uns die Damaskuskarawane ein, die einen großartigen Anblick darbot. Jetzt war die Fahne des Sultans nicht mehr in ihrer Hülle, sondern die grüne, mit goldenen Stickereien bedeckte Seide wurde von der Sonne beschienen. Hinter ihr zog eine dichte Säule von Pilgern einher; bewaffnete Beduinen galoppirten auf ihren Dromedaren. Viele waren von ihren Frauen begleitet, und die Gewänder flatterten im Winde. Das Gesicht war mit dem Litham verhüllt, jenem Schleier, welchen in der Wüste Männer und Weiber tragen. Deßhalb konnte ich manchmal beide nicht von einander unterscheiden; ohnehin waren die Frauen nicht minder kräftig wie die Männer, ritten eben so gut wie diese, und handhabten den Stock sehr wuchtig, wenn es darauf ankam, irgend einen Esel, ein Maulthier oder ein Kameel, das den Weg versperrte, hinwegzutreiben.

Als der Arafat in nahe Sicht kam, stimmte die ganze ungeheure Menge das Lebbeyk an. Der Berg liegt etwa sechs Wegstunden von Mekka nach Osten hin. Wir waren sehr rasch vorwärts gekommen, hatten aber auch unsere Kameele sehr ermüdet. Auch die Menschen hatten viel auszustehen; auf der Strecke zwischen Muna und dem Arafat sah ich unterwegs nicht weniger als fünf umfallen und sterben. Erschöpft und schon todtkrank hatten sie sich so weit geschleppt, um unmittelbar die Seligkeit zu erlangen, denn wer auf dieser Pilgerfahrt verendet, wird für einen Märtyrer gehalten. Ich sah mit eigenen Augen, wie leicht unter jenem Himmelsstriche der Tod wird. Jene Unglücklichen, die ich beobachtete, schaukelten und wankten etwas hin und her, zuckten dann zusammen, fielen zu Boden, und aus war es mit ihnen. Die Todten wurden mit allem Anstand aufgehoben und noch an demselben Abend ohne alle Leichenfeierlichkeiten in den leeren Räumen zwischen den Zelten eingescharrt.

Die Araber nennen den Arafat Dschebel el Rama, den Berg der Barmherzigkeit. Er bildet eine vielfach zerrissene, mit Gesträuch überkleidete Granitmasse, die schroff aus der sandigen Ebene emporsteigt und etwa zweihundert Fuß Höhe hat. Von den Ausläufern des Taïfgebirges ist er durch die steinige Thalschlucht Bathna geschieden; die Grenze auf der Südseite wird durch eine niedrige Mauer angedeutet. Der ganze Anblick hat etwas Ueberraschendes. Hinten in der Ferne erheben sich die blauen Spitzberge des Taïf; am Fuße des Arafat dehnt sich auf gelbem Sande in der unbebauten Ebene das Zeltlager der Pilgerkarawanen aus. Nach Norden hin lagern die Soldaten, welche den unbewaffneten Wallern zum Schutze dienen. An der östlichen Seite prunken Fahnen und Standarten und große grüne Zelte, überragt von vergoldeten Halbmonden; dort verweilen der Scherif und die Vornehmen, während im Westen die Zelte der gemeinen Pilger stehen, oft als Duars, das heißt im Kreise, in deren Inneren sich die Kameele und Hämmel befinden. Ich habe mir das Ganze sehr genau betrachtet und bin überzeugt, daß die Menge wenigstens fünfzigtausend Menschen betrug. Das ist freilich etwas weniger, als Burkhardt im Jahre **1814** dort beisammen fand; er schätzt sie auf siebenzigtausend und Ali Bey **1807** auf dreiundachtzigtausend. Uebrigens sagen die Araber, daß die Gläubigen, welche den Arafat besuchen, gar nicht gezählt werden könnten; denn wenn nicht **600,000** Pilger vorhanden sind, dann steigen Engel vom Himmel herab, um die Zahl voll zu machen. Meine Begleiter versicherten mir, daß diesmal **150,000** himmlische Geister herabgekommen seien und Menschengestalt angenommen hätten.

Als Adam und Eva von der verbotenen Frucht genossen und aus dem Paradiese verstoßen wurden, stieg Eva auf den Berg Arafat und Adam ging nach Ceylon. Er sehnte sich aber sehr nach seiner Eva und hätte sie gern wieder gehabt. Deßhalb trat er eine Reise an; er wollte sie aufsuchen. Diese Wanderung ist Ursache, daß wir jetzt auf Erden eine so große Mannigfaltigkeit in der Bodengestaltung erblicken. Adam hatte einen sehr großen Fuß; wohin er mit ihm trat, da sollte in Zukunft eine Stadt gebaut werden; die Räume, welche er überschritt, sollten Felder bleiben. Adam wanderte manches liebe Jahr umher, bis er endlich an den Berg der Erbarmung kam. Auf diesem stand Eva und rief ihren Mann. Der Erzengel

befahl diesem, auf dem Berge eine Betstelle zu errichten; das lange getrennte Paar wurde wieder vereinigt und wohnte bis zu seinem Tode am Fuße des Berges, zwischen diesem und Muna.

Ich betrachtete mir diesen heiligen Hügel und ging dann ins Lager zurück, dessen Straßen durch Zelte, Hütten und Buden gebildet und von Laternen beleuchtet waren. In den Bazaren wogte eine dichte Menschenmenge und ich sah dort alle Leckereien des Orientes. Auch hier wieder schroffe Gegensätze! Manche Pilger, namentlich die Soldaten, waren ohne Pilgergewand und trugen ihre gewöhnlichen Kleider. Ein ziemlich betrunkener Arnaut schritt stolz einher, stieß die Leute mit den Elbogen und suchte Streit. In einem großen, schlecht beleuchteten Zelte saßen Aegypter auf Rohrbänken, lärmten und berauschten sich in Hanf. Ueberall war Zank und Unordnung. Viele Leute hatten ihre Freunde und Gefährten verloren und schrien laut nach ihnen; aller Orten hörte man das Lebbeyk. Auch die Diebe verhielten sich nicht müßig. Als ich nach unserem Zelte zurückkam, fand ich eine aufgeregte Menschenmenge vor demselben. Eine Frau hatte einen Dieb auf frischer That ertappt und ihn beim Barte festgehalten, bis Hülfe kam. Einmal mußten wir mit Gewalt die Todtengräber fortjagen, welche dicht neben unserem Zelt einige Leichen verscharren wollten. Ueberall bemerkte ich den großen Abstand, welcher in Bezug auf Reinlichkeit zwischen den Beduinen und den Stadtbewohnern herrscht.

Erst um Sonnenuntergang war ich zum Aufbruch fertig, als der Prediger das Zeichen zum Israf gab, das heißt die Ermächtigung zum Weggehen. Jetzt schrien alle Pilger so laut als immer möglich das Lebbeyk und stürzten wie eine Lawine den Berg hinunter. So war ich Zeuge des El Dafa min Arafat, des Herabsteigens vom Arafat. Jeder lief oder trieb sein Thier nach Kräften an. Die Sonne war verschwunden, die Erde starrte gleichsam von den langen Pflöcken, an welchen man die Zeltstricke befestigt, die Kameele stürzten, Sänften zerbrachen, Fußgänger wurden niedergetreten. Auch gab es Zweikämpfe, auf allen Seiten regnete es Stockprügel und auch gefährliche Waffen kamen zum Vorschein. Der Eine suchte ein Thier, der Andere eine Frau, der Dritte ein Kind. Mit einem Worte, es herrschte eine wahrhaft chaotische Verwirrung.

Die Pilger hielten ihr Nachtlager einige Meilen vom heiligen Berge entfernt in der Ebene und waren am anderen Morgen in Muna, wo sie die Steinigung verrichteten. Ehe wir unsere Esel bestiegen, um an den Ort der Steinigung zu reiten, wuschen wir mit sieben Wassern sieben kleine Steine, die etwa so groß wie eine Bohne waren, und die wir am Abend vorher am Arafat gesammelt hatten. Am westlichen Ende der langen Straße, welche das Dorf Muna bildet, war der Weg, welcher zum Scheïtan el Kebir führt, von der Menge versperrt. Das Wort bedeutet buchstäblich den großen Satan, und bezeichnet einen Steinhaufen, der am Eingange des Dorfes auf der Seite von Mekka her vor einer roh aus Steinen aufgeworfenen Mauer liegt. Jeder Pilger muß die Feierlichkeit des Rami, das heißt der Steinigung, in der Zeit zwischen dem Aufgang und Untergang der Sonne verrichten. Der böse Feind ist abscheulich genug gewesen, sich in einem sehr schmalen Engpasse blicken zu lassen, in welchem die Gläubigen, welche ihn hassen, einander drängen; dort richtet er nun alljährlich unter ihnen Unglück an. Der Pfad ist etwa vierzig Fuß breit; an der einen Seite desselben steht eine Reihe von Buden, die meist im Besitz von Barbieren sind. Auf der anderen Seite befinden sich die Mauer und der Steinhaufen, zu welchem der Zugang durch eine lebendige Mauer von Beduinen und nackten Kindern versperrt war. Die Pilger kämpften in dem Gedränge, welches sie selbst veranlaßten, verzweifelt, etwa wie ein Ertrinkender, der Alles aufbietet, um sich zu retten. Jeder wollte dem großen Satan einen Denkzettel geben. So dicht war die Masse, daß man auf den Köpfen und Schultern bequem hätte gehen können; und unter dieser Menge befanden sich Reiter auf unruhigen Thieren. Beduinen sprengten mit ihren Kameelen heran, vornehme Pilger auf Maulthieren, hinterher kam eine Schaar von Dienern, um Platz zu machen. Das Gewirr war in der That ungeheuer. Ich wußte, daß einer meiner Vorgänger, Ali Bey, demselben erst entronnen war, nachdem er zwei Wunden erhalten; deßhalb hatte ich mich für den Nothfall mit einem Dolche versehen, und es zeigte sich bald, daß ich wohl daran gethan. Mein Esel wurde nämlich von einem Dromedar über den Haufen gerannt und ich kam unter den Bauch des Thiers zu liegen, das mit allen Vieren um sich schlug. Mit Hülfe meiner

Waffe konnte ich mich losmachen, ich war aber nahe daran, erdrückt und erstickt zu werden. Einige Muselmänner behaupten freilich, der Ort sei dermaßen heilig, daß dort kein Mensch das Leben verlieren könne, dagegen sagen die Mekkawi, welche die Sache besser wissen, daß allerdings manche Pilger zu Grunde gehen.

Wir kamen der heiligen Stätte bis auf ein paar Schritte nahe. Sogleich nahmen wir die sieben Steine, einen nach dem anderen, warfen sie auf Satans Schandsäule und sprachen: „Im Namen Allahs. Allah ist der Allmächtige. Ich thue dieses aus Haß gegen den bösen Feind und ihm zu Schimpf und Hohn!" Dann sprachen wir das Tahlil und das Sana, kehrten um und gingen in eine Barbierbude, wo im Inneren die Wände entlang Erdbänke angebracht waren. Jetzt war der Augenblick, das Ihram oder Pilgergewand abzulegen, und das Ihlal, die gewöhnliche Tracht der Muselmänner, wieder anzuziehen. Der Barbier schor mir das Kopfhaar ab, beschnitt Bart und Nägel, und wir mußten sprechen: „Ich will meinen Ihram ablegen, gemäß dem Vorgange des Propheten. Möge Allah ihn behüten und segnen. O Allah, gieb, daß in mir seien bis zur Wurzel der Haare Einsicht, Reinheit und Freigebigkeit. Im Namen Allahs und Allah ist der Allmächtige!" Der Barbier sprach bei seiner Arbeit höflich: „Naïman, das Vergnügen sei mit Dir!" Worauf wir entgegneten: „Möge Allah Dir dieses Vergnügen gewähren".

[206. 208]

---

3. Die Beduinen.

(R. F. Burton.)

Das Wort Bedawi bedeutet einen Bewohner der Wüste. Der Beduine im Hedschas hat häufig ein rein nervöses Temperament, worauf auch sein hohes Vorderhaupt und das Haar hindeuten. Nicht selten schlägt das Cholerische oder Sanguinische vor; ein lymphatisches Temperament ist wenigstens mir nie vorgekommen. Er ist kräftig gebaut; seine Hautfarbe hat Abstufungen zwischen der dunkelsten, welche man an den Spaniern bemerkt, bis zum Chocoladenbraun, und diese Verschiedenheit schreibt das Volk dem Blute, also der Abstammung zu.

Wegen der weit vorspringenden Jochbeine und der tiefeingefallenen Wangen sehen manche wie Todtenköpfe aus. Die Augenbrauen sind lang, buschig, geschwungen. Der Beduine im Hedschas hat, wie das Volk im Allgemeinen, ein kleines, rundes Auge, das tief liegt, unruhig und feurig ist, von scharfer Beobachtung, heißem Temperament und leidenschaftlichem Charakter zeugt. Es ist dunkelbraun oder gräulichbraun, die Pupille manchmal gesprengelt. Der Beduine kneift häufig die Augenlider zusammen, um den Sonnenglanz weniger empfindlich zu machen, und bekommt deßhalb schon früh Krähenfüße; er hat eine Eigenthümlichkeit, die Augen plötzlich zu öffnen, besonders wenn er in starker Aufregung ist; sein Blick erscheint oft starr und hat häufig den Ausdruck von wildem Stolz oder ist ungemein finster. Am Kinn läßt man zwei wirr herabhängende Büschel wachsen; die Stelle, wo wir den Backenbart tragen, ist gewöhnlich kahl oder nur sehr dünn mit vereinzelten Haaren besetzt.

Man sieht unter ihnen keine sehr großen Gestalten und eben so wenig Zwerge. Kinder, die nicht vom Mutterleib an kräftig sind, können bei dem beschwerlichen Leben der Wüstenbewohner nicht aufkommen. Die Gestalt ist kräftig und im Frühling, wenn Ueberfluß an Milch vorhanden ist, wohlgenährt und rund; ich habe auch ein paar recht muskulöse Leute gesehen, aber niemals einen fetten Mann. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit ein Glied zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen des Arabers ist, gleich jenem des Kelten, sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist nicht fleischig, aber dünnknochig und sehr elastisch. Der Beduine hat einen hübschen Gang und tritt zwanglos auf.

Dieser Typus ist durch systematische Zwischenheirathen seit uralter Zeit bewahrt worden. Die wilden Männer verweigern ihre Töchter einem Fremden nicht, aber dann muß der

Schwiegersohn unter ihnen bleiben. Heirathen finden auch unter nahen Blutsverwandten statt und man hat davon weder Ausartung noch andere üble Folgen gespürt. Jeder Beduine hat ein Vorrecht, seines väterlichen Oheims Tochter zu heirathen, bevor die Hand derselben einem Anderen bewilligt wird; deswegen bedeutet in der höflichen Ausdrucksweise auch Bent Amm, Baase, so viel als Frau. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Beduinenfrauen im Hedschas keineswegs hübsch sind.

Das Benehmen der Beduinen ist offen, frei, einfach; er zeigt sich weder gemein noch affectirt, weder befangen noch linkisch; nicht selten hat er aber in seinem Wesen eine feierliche Gemessenheit, welche uns befremdet. Zwei Freunde, die einander begegnen, umarmen sich oder strecken beide Hände aus, welche dann zusammengeschlagen werden, oder sie bewegen den Kopf von einer Seite zur anderen und richten dabei einige Minuten lang Fragen an einander, die sie gegenseitig beantworten. Es wäre ein Verstoß gegen gute Sitte, selbst beim Essen, einem Anderen den Rücken zuzuwenden; wer es thut, beabsichtigt damit eine Beleidigung. Ein Mann, welcher Kaffee bereitet, trinkt zuerst eine Schale; seit man den Scherbet Kadschari der Perser und den Suleymani der Aegypter kennt, gilt eine solche Vorsicht für nöthig. Ein Fremder, welcher sich dem Lager nähert, wird nicht angerufen, damit er nicht erschrecke, wohl aber ein Bekannter, sobald man seiner ansichtig wird; diesem sprengt man zu Roß entgegen und feuert Schüsse ab. Das ist das bekannte Laab el Barut oder Schießpulverspiel. Im Allgemeinen drücken die Beduinen sich höflich aus; aber im aufgeregten Zustande werfen sie, aller Lebensgefahr trotzend, mit den ärgsten Schimpfwörtern: Hund, Trunkenbold, Lügner, Ungläubiger und dergleichen um sich.

Beduinen vom besten Charakter zeigen ein wahrhaft edles Gemisch von Entschlossenheit, freundlicher Leutseligkeit und Edelmuth; insgemein sind aber die Leute zugleich pfiffigverschlagen, einfach und einfältig, reizbar und empfindlich, nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, dabei im Behaben etwas feierlich und würdig; bei allem Ernst lieben sie doch den Scherz, und mit Lachen und guten Worten kann man viel bei ihnen ausrichten. Ihre leidenschaftliche Aufwallung läßt bald wieder nach, aber jede Beleidigung hat eine unversöhnliche Rachsucht im Gefolge. Wenn man fragt, wie unter Leuten mit solchen Eigenschaften eine Gesellschaft möglich sei, so ist die Antwort gleich gegeben. Sie haben so eine Art von Löwengesellschaft, in welcher dann jener, der am meisten Stolz und Trotz, Tapferkeit und Ausdauer zeigt, eine Obergewalt über die Anderen erhält, und damit ist ein Schlußstein für das Gewölbe gewonnen. Sodann ist die Blutrache vorhanden und diese lenkt auch der Wildeste schon deßhalb nicht gern auf sich, weil von derselben auch seine Nachkommen betroffen werden. Das offenbarte Gesetz des Koran wird zwar, als nicht ausreichend für die Wüste, offen mißachtet, dagegen sind aus uralter Zeit die Bräuche des Kadi el Arab in strenger Kraft und werden gewissenhaft beobachtet. Dieser Richter der Araber ist gewöhnlich ein Greis mit scharfem Verstande, welcher die Genealogie der Familien und Stämme genau kennt, mit dem Herkommen vertraut ist und bei gutem Gedächtniß eine beredte Zunge hat.

Die Tapferkeit des Beduinen ist von eigener Art und sehr unbestimmt, weil sie von Launen und Wallungen abhängt. Der Mensch ist von Natur ein Raubthier, welches durch die verwickelten Verhältnisse der Gesellschaft seine Erziehung erhält, aber unter Umständen bald wieder in die alten Gewohnheiten zurücksinkt. Habsucht und Blutgier keimen in der Wüste schnell auf; aber die Nichtswürdigkeiten der Civilisation sind unbekannt. Alle Wilden und Halbbarbaren zeigen sich mißtrauisch und vorsichtig, weil Gliedmaßen und Leben ihr werthvollster Besitz sind, dagegen hat der civilisirte Mensch hundert verschiedene Wünsche, Bedürfnisse, Hoffnungen und Ziele, ohne welche das Leben keinen Werth für ihn besitzen würde. Der Araber hat andere Begriffe von Bravheit und Tapferkeit als wir; das geht schon klar aus seinen Romanzen hervor, denen ein wahrhaft kriegerisches Volk keinen Geschmack abgewinnen könnte. Ein solches würde auch jenen Freibeutern keine Bewunderung zollen, welche aus sicherem Versteck in die Karawane hinein feuern. Auch sind die Kriege, welche die Araber unter einander führen, immer nur eine Reihenfolge von Scharmützeln, und fünfhundert Mann ziehen sich vor dem Feinde zurück, wenn sie ein Dutzend Leute verloren haben. In solchen Gefechten wird der Sieg oft durch den ersten Anprall entschieden und der Besiegte flieht in wilder Eile, bis es dunkel wird.

Die Schlachten der Beduinen wollen dem-

nach nicht viel bedeuten, aber diese Männer sind nicht etwa feig, sondern sie blicken dem Tode kühn ins Antlitz und benehmen sich, wenn mächtiger Anreiz vorhanden ist, wie Helden. Auf den Kriegszügen und bei den Blutfehden gewöhnen sie sich an Gefahren; ihre Existenz ist zumeist mehr oder weniger ungewiß, sie sind häufig auf der Jagd, das harte Leben, Wind und Wetter kräftigen ihre Nerven; sie üben sich oft in den Waffen, sind kühne Reiter und gute Schützen. Unter Umständen kämpft der Beduine wie toll und blind.

Die Sprache der Liebe, des Kriegs und jeder Aufregung wird oft poetisch, und so ist es auch bei den Beduinen. Die ganze Ausdrucksweise des Arabers ist poetisch, obwohl sie oftmals unseren Begriffen von dichterischem Geschmack nicht entspricht; doch sie ist sehr witzig, phantasiereich, lebhaft und leidenschaftlich. Wer nicht in der Wüste gelebt hat, wird die Wirkung arabischer Poesie schwerlich begreifen. Abgesehen von dem Wortgang und der Musik des Tones, liegt über den Ideen, welche der Araber ausdrückt, etwas Träumerisches, ein Schleier, der unendlich anziehend ist, den man aber nicht beschreiben kann. Jede Schilderung würde dem Gesange seine Verschwommenheit und Unbestimmtheit nehmen, die gerade das Wesentliche an ihm ist.

Die Bezeichnung Haremi, Räuber, gilt unter den Beduinen des Hedschas noch heute für ehrenvoll. Ein Mann, der auf einem Raub- oder Fehdezuge fällt, wird als ein Ghandur, ein Tapferer, bezeichnet; wer friedlich auf seinem Lager stirbt, ist Fätis, d. h. Aas. Die weinende Mutter wird dann vielleicht jammernd rufen: „O, hätte man meinem Sohne doch den Hals abgeschnitten!" und andere alte Frauen werden ihr als Trost sagen, daß das Unglück durch Allahs Willen geschehen sei. Man sagt, daß bei den Lahabeh, einem Zweige des Stammes Auf in der Gegend von Rabigh, die Mädchen selbst eines Vetters Bewerbung zurückweisen, so lange er nicht aus der Pilgerkarawane und des Paschas Gefolge Etwas geplündert hat und als Beute aufweisen kann. Die Sache ist auch nicht mehr so gefährlich, wie noch vor einem Vierteljahrhundert; damals hätte man den Räuber sicherlich gepfählt; jetzt kommt er wenigstens mit dem Leben davon, weil die Türken sich nicht gern Blutfehde zuziehen mögen.

Die Blutrache, Thar, spielt bei den Beduinen eine große Rolle. Der Blutpreis beträgt achthundert Dollars oder eine verhältnißmäßige Menge Vieh. Die sämmtlichen Blutsverwandten dessen, welcher getödtet hat, tragen zur Aufbringung des Sühngeldes bei, veranschlagen jedoch den Werth eines jeden Stück Viehes, welches sie stellen, drei- und vierfach höher, als der wirkliche Werth beträgt. Zwei Haupteigenschaften der Araber, Geiz und Rachsucht, treten bei solchen Gelegenheiten stark hervor; der Bluträcher dürstet darnach, dem Feinde den Hals abzuschneiden, aber er will auch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich zu bereichern. Alle seine Leidenschaften sind heftig, insbesondere die Habgier. Er hat immer neue Pläne und Anschläge, um zu gewinnen, will ein neues Dromedar kaufen, sein Geld in einem berühmten Füllen anlegen, er ist unersättlich. Aber doch nimmt er den Blutpreis nicht ohne eine gewisse Beschämung, und wird derselbe einer alten Frau angeboten, so trifft es sich wohl, daß diese das Geld verächtlich abweist, ihr Messer ergreift und mit schriller Stimme bei Allah schwört, daß sie um Alles in der Welt ihres Sohnes Blut nicht essen wolle.

Für einen rechten Mann hält sich der Beduine nur, wenn er zu Pferde sitzt, die Lanze schwingt und auf einen Raubzug oder zur Fehde auszieht. Vergnügungen, welche den Krieg nachahmen, sind ihm die liebsten, schon die Spiele der Kinder beziehen sich darauf. Als man einem Beduinen für seine Kinder ägyptische Spielsachen darbot, entgegnete er: „Meine Kleinen spielen auf des Kameeles Rücken". Der Mann liebt Falkenjagd, Schießen, Reiten; mit dem Sakrfalken jagt er die Gazelle, bis sie matt ist, dann wird sie von Windspielen niedergerissen. [208]

4. Unter den Scherarat-Beduinen.

(William Gifford Palgrave.)

Die vortheilhafte Schilderung, welche manche Reisende von der unverbrüchlichen Treue der Beduinen machen, entsprechen keineswegs der Wirklichkeit. Im Gegentheil, Beispiele der kaltblütigsten Treulosigkeit sind bei diesen Nomaden durchaus nicht ungewöhnlich. Reisende in der Wüste irre zu führen, bis sie, von Durst und Müdigkeit erschöpft, hinsinken, und sie dann auszuplündern und ihrem Schicksal zu überlassen, ist ein keineswegs seltenes Verfahren dieser Beduinen. So wurde z. B. vor wenigen Jahren eine zahlreiche Karawane, die hauptsächlich aus reichen Juden bestand, von ihren beduinischen Führern verrathen, und die Reisenden kamen alle um, während ihre treulosen Führer in einem nahen sicheren Versteck warteten, bis Durst und Sonnengluth ihr Werk gethan. Dann setzten sich die Beduinen, auf den Schauplatz des Todes zurückgekehrt, zum Universalerben der sämmtlichen Habe ein.

Die gewöhnliche Reisetracht der Beduinen besteht aus einem langen und sehr schmutzigen Hemde, das bis auf die Knöchel reicht. Ein schwarzes baumwollenes Tuch wird über den Kopf mit einer Schnur von Kameelhaaren befestigt, darüber fällt ein zerrissener weiß und braun gestreifter Ueberwurf. An einem ledernen Gürtel hängt ein verrostetes Messer. Als Waffe dient eine lange Flinte mit schwerem Schloß und ein noch längerer spitziger Speer, endlich eine Pulvertasche.

Diese Wüstenbewohner sind noch bis heute Sonnenanbeter geblieben, wie sie es vor der Zeit Mohammeds waren. Ihre Hauptandacht verrichten sie darum bei Sonnenaufgang. Kaum sind die ersten hellen Strahlen in gleicher Höhe mit dem Horizont, so wenden sie das Gesicht der aufgehenden Sonnenscheibe zu und fangen an, abwechselnd, aber ohne vorhergehende Abwaschung, ja ohne selbst von ihren Kameelen zu steigen, gewisse Formeln der Anbetung und Anrufung herzusagen, mit denen sie nicht eher aufhören, als bis die ganze Scheibe hell über dem Rande der Wüste steht. Mohammed hatte nun zwar behauptet, daß die Sonne zwischen den Hörnern des Teufels aufgehe, daß also die Anbetung der Beduinen auch dem Teufel gelte, allein alle diese Schreckmittel haben die Beduinen nicht vermocht, von ihrem alten Lichtdienste abzulassen. Auf die große Masse der nomadischen Bevölkerung hat die Religion Mohammeds wirklich im Laufe von 12 Jahrhunderten wenig oder gar keinen Eindruck gemacht. Sie sind dazu nicht fähig und haben nur in der Nähe der festen Ansiedelungen es gelegentlich für gut gehalten, Gebete und religiöse Aeußerlichkeiten des Islam mitzumachen, soweit sie es lernen können. Nur in der Wüste, wo sie sich völlig frei fühlen, zeigen sie ihren Cultus unverfälscht. Die meisten wissen nichts von den gewöhnlichen Förmlichkeiten der mohammedanischen Gottesverehrung. Die Walfahrt kennen sie nur als gute Gelegenheit zur Plünderung der Pilger; gegen das Fasten im Ramadan sind sie völlig gleichgültig; dagegen kommen Opfer, bei denen Schafe und Kameele andächtig auf den Gräbern ihrer Verwandten geschlachtet werden, häufig vor und ersetzen den Mangel der religiösen Obliegenheiten des Islam; vielleicht ohne großen Nachtheil.

Unter den erbärmlichen Nomadenstämmen, welche Arabien unsicher machen, sind die Scherarat die erbärmlichsten. Sie besitzen nur sehr wenige Schafheerden; ein Pferd ist bei dem Stamme eine Seltenheit; ihr ganzer Reichthum besteht in ihren Kameelen, an denen kein Mangel ist. Sie sind in unzählige Abtheilungen verzweigt, jede mit einem Häuptling an der Spitze. Fast alle jedoch sind seit einigen Jahren durch den eisernen Arm Telals, des Königs von Schomer, in eine Art Dienstbarkeit gebracht und entrichten ihm demgemäß ihren Tribut, der in einer jährlich zu liefernden Anzahl von Kameelen und täglichem Murren besteht.

Palgrave besuchte diesen Stamm auf seiner Wüstenreise von Maan nach Dschauf und schildert uns seine Erlebnisse im Lager der Scherarat:

Der Häuptling und einige zwanzig Knaben und Männer kamen heran und setzten sich, nach einem kurzen Gruß auf Beduinenart, vor uns in einem Halbkreise nieder. Jeder hielt einen kurzen Hakenstock in der Hand, mit dem die

Kameele angetrieben werden, um damit beim Sprechen zu gesticuliren oder während der Pausen der Unterhaltung damit zu spielen, während die jüngeren, weniger redegewandt, uns angafften und zum Zeitvertreib getrocknete Kothkugeln aus dem Sande aufhoben und herumwarfen.

Aber wie soll ich die Unterhaltung beschreiben, ihre Fragen und Antworten, ihre Manieren und Geberden? Einer liegt der Länge lang auf den Boden gestreckt, ein anderer zieht gedankenvoll mit seinem Stocke Linien in den Sand, ein dritter grinset, ein vierter thut nichtssagende oder impertinente Fragen oder macht Späße, die für witzig gelten sollen, in der That aber im höchsten Grade plump sind. Dazwischen drängen sich die Knaben vor und unterbrechen die Aelteren, ich kann kaum sagen, die Besseren, ohne die geringste Achtung und Ehrerbietung.

Bei Alledem aber kann man ihnen keine absichtliche Ungebührlichkeit zur Last legen; im Gegentheil sind alle von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, sich dem Ankömmlinge angenehm zu machen; nur wissen sie nicht, wie sie sich dabei benehmen sollen.

Was kann man auch von Leuten erwarten, die ihr ganzes Leben als Kameeltreiber in der freien Wüste hinbringen, ohne Gesetz, ohne Religion, ohne Unterricht, ohne Beispiel; die statt dessen nichts kennen, als den drückendsten Mangel, beständige Entbehrung, häufige Gefahren und nirgends Sicherheit? Das ist die Erziehung des Wilden; und daß eine solche Schule solche Zöglinge entläßt, ist vollkommen naturgemäß. Ich wünsche, daß diejenigen, deren Einbildung sich in ideellen Bildern des Wüstenlebens gefällt und welche die Beduinen und deren Zustände für beneidenswerth halten, nur drei Tage in einem Lager der Scherarat zubringen könnten, da würden sie mit eigenen Augen sehen, zu welcher Stufe der Entartung eine der edelsten Racen, welche die Erde trägt, unter einem Jahrhunderte langen Einflusse des Nomadenlebens sinken konnte.

„Was seid ihr? Was ist euer Geschäft?" ist die gewöhnliche Eröffnung des Gesprächs, ohne alle vorhergehende Umschweife. Wir antworten: „Aerzte aus Damaskus, und unser Geschäft ist alles, was uns Gott in den Weg legt". Die nächste Frage bezieht sich auf das am Boden liegende Gepäck; einer schlägt mit dem Stocke daran, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, und sagt: „Was ist das? Habt ihr eine Kleinigkeit, die ihr uns verkaufen könnt?"

Vorsichtig lehnen wir es ab, etwas zu verkaufen; unsere Waaren und unsere Habe unter dem freien Himmel, auf dem Sande und vor einer sich drängenden Menge zu öffnen, würde nicht gerathen erscheinen, da uns sehr geringe Garantie für die genaue Beobachtung des siebenten Gebotes gegeben ist. Nach mehreren vergeblichen Versuchen stehen sie von ihrem Verlangen ab. Einer, der an irgend einem körperlichen Gebrechen leidet, z. B. eine verdorrte Hand oder ein stockblindes Auge, verlangt eine Arznei, die seiner Erwartung nach ihm sofort seine vollkommene Gesundheit wiedergeben soll. Höflich lehne ich es ab. Er wird dringend; ich mache einen Scherz, um ihn loszuwerden.

„Ihr lacht uns aus, o ihr Bewohner der Städte. Wir sind Beduinen, wir kennen eure Sitten nicht", antwortet er in einem weinerlichen Tone, während die Jungen über das Mißgeschick eines Stammesgenossen in ein lautes Gelächter ausbrechen.

„Ja woleid", oder „junger Mann" (denn so nennen sie jeden ohne Unterschied vom achten bis zum achtzigsten Jahre), „willst du nicht meine Pfeife füllen?" sagt einer, der bemerkt hat, daß die meinige nicht leer ist, und der, obwohl mit einem guten Vorrath trockenen Tabaks versehen, den er in einem Lappen um seinen fettigen Gürtel trägt, doch meint, daß jetzt der günstige Augenblick gekommen sei, etwas zu erbetteln, da weder Arznei noch Waaren feil sind.

Aber mein Führer Salim, der mitten im Kreise sitzt, giebt mir einen Wink, ich weiche also seinem Verlangen aus. Indessen er läßt nicht nach zu betteln, und zwei bis drei Andere folgen seinem Beispiele, die alle vorwärts drängen, ihre Pfeife in der Hand haltend, die aus nichts Anderem besteht, als einem Stück von einem Markknochen, mit einem Loche an der Seite, oder einem porösen Steine, der in der ganzen Wüste ziemlich häufig gefunden wird und plump zu einem Rauchapparate zugestutzt ist — eine Art primitiver Meerschaum.

Da sie immer zudringlicher werden, stelle ich mich endlich ärgerlich, um der Sache kurz ein Ende zu machen. „Wir sind eure Gäste, ihr Beduinen, schämt ihr euch nicht, uns anzubetteln?" — „Nehmt es nicht übel, entschuldigt uns; es sind dumme Kerle, ungezogene Tölpel u. s. w.", sagt einer, der neben dem Häupt-

ling sitzt und dessen Bekleidung sich in einem etwas besseren Zustande befindet, als die der übrigen halb oder beinahe ganz nackten Individuen, welche die Versammlung bilden.

„Wollt ihr nicht die Pfeife für euren kleinen Bruder bevölkern?" hebt jetzt der Häuptling selbst an, indem er mit sehr bescheidener Miene eine leere Pfeife hervorzieht. Die Sprache der Beduinen, wie die der meisten Orientalen, ist außerordentlich reich an zierlichen bildlichen Ausdrucksweisen, und „bevölkern" bedeutet hier nichts Anderes als „füllen". Salim giebt mir wieder einen Wink, und ich nehme eine Handvoll Tabak, die ich auf den langen Hemdsärmel des Bittenden schütte, den er mit höchst zufriedenem Gesichte zusammenschlägt. Jedenfalls sind diese Beduinen sehr leicht zufriedengestellt.

Der Häuptling aber, sobald er seinen Tabak in Empfang genommen, der eigentlich der Hauptzweck seines Besuches war, hat sich in sein Zelt zurückgezogen, um für das bevorstehende Gastmahl Anordnungen zu treffen. Bald darauf sehen wir einen Haufen müssiger Leute im Hintergrunde auf einem Fleck beisammen, dies zeigt uns die Stelle, wo ein Schaf oder Kameel, je nach den Umständen, für das Gastmahl, welches am Abend stattfinden soll, geschlachtet wird. Bald darauf sehen wir das geschlachtete Thier an der Ecke des Zeltes ausgestreckt auf dem Boden liegen, um mitten unter dem Gedränge von Zuschauern, die großes Interesse an dem Verfahren nehmen, zerlegt zu werden; denn das ganze Lager nimmt an dem für die Gäste bereiteten Gastmahle theil.

Dies Alles jedoch erfordert Zeit; das Feuer brennt im Freien nicht so leicht wie in einem Ofen oder in der Küche, und große Massen Fleisch lassen sich nicht so schnell in einen irgend eßbaren Zustand bringen. Die Sterne stehen daher schon am Himmel und der Nachtwind hat den Sand abgekühlt, ehe ein ungewöhnliches geschäftiges Treiben unter den Umstehenden beginnt, und die herumfliegenden Feuerfunken zeigen, daß der Kessel endlich von den Steinen herabgenommen wird, die ihm als Untersatz dienen. Das Wasser wird dann abgegossen, das Fleisch in einen großen, sehr schmutzigen hölzernen Napf geschüttet, und so ohne weitere Zuthat, Würze oder sonst dergleichen auf den Boden gesetzt, etwa in der Mitte zwischen uns und den Zelten.

Der Häuptling kommt nun mit dem herkömmlichen „erweist uns die Gunst", nämlich die Einladung anzunehmen. Wir treten zu dem Napfe, aber ehe wir unseren Platz einnehmen können, wird von allen Seiten ein Sturm auf den gemeinsamen Mittelpunkt der Anziehung vorbereitet, und ein großer Kreis erwartet schweigend das Zeichen zum Angriff. Dieses wird von dem Häuptling gegeben, der noch einmal die Formel der Bewillkommnung wiederholt, und Salim und mein Kamerad fischen ein großes Glied halbrohes Fleisch heraus, welches sie, indem sie von verschiedenen Seiten daran ziehen, in mehrere leichter zu handhabende Stücke theilen. Nun fallen Alle über die Schüssel her; mehr als dreißig ungewaschene Hände sind zu gleicher Zeit in dem Napfe beschäftigt und binnen fünf Minuten ist nichts mehr übrig als Knochen, die so rein abgenagt sind, daß den ringsherum auf die Ueberreste des Mahles lauernden Hunden kaum noch etwas übrig bleibt.

„Warum issest du nicht? Eßt nur; laßt euch nicht nöthigen, hundertmal willkommen, werthe Gäste", wiederholt unser Wirth in kurzen Pausen wieder und immer wieder, indem er selbst mit gutem Beispiele vorangeht. Ich muß bemerken, daß der Sultan selbst an unserer Stelle nicht reichlicher und ausgesuchter bewirthet werden könnte, aus dem einfachen Grunde, weil die Scherarat nichts Besseres zu geben haben.

Wir ziehen uns nun zu unserem Gepäck an dem Sandhügel zurück, denn in dem Zelte des Wirthes zu schlafen ist in dem ächten Beduinenleben nicht Sitte. Die Beschränktheit der Wohnung, wo die ganze Familie in einem ungetheilten Raume zusammengedrängt ist, erklärt und rechtfertigt diese Vorsicht vollkommen, der keineswegs ein Mangel an Gastlichkeit zu Grunde liegt.

In diesen Wüsten ist die Nachtluft Leben und Gesundheit. Wir schlafen fest, der Gedanke, am nächsten Morgen in erster Frühe wieder zum Aufbruch getrieben zu werden, quält uns nicht mehr, und Leute wie Thiere bedürfen einen vollen Tag Ruhe. Sobald die Sonne aufgegangen ist, werden wir eingeladen, in das Zelt des Häuptlings zu treten und unser Gepäck unter Dach zu bringen. Ein Hauptgrund unseres Wirthes, indem er uns diesen Vorschlag macht, ist der, von unserem Besuch auf irgend eine Weise für sich selbst Vortheil zu ziehen, sei es durch Geschenke oder durch Kauf. Alle Höflichkeit, die ihm zu Gebote steht, wird

in Gang gebracht, und ein großer Napf frischer Kameelmilch, ein vorzügliches Getränk, erscheint nun auf der Bühne.

Auf dringende Bitte des Häuptlings, seiner Frau, seiner Schwestern und Vettern, und ausschließlich für ihre Betrachtung, öffnen wir nun eine Ecke unserer Säcke und verkaufen endlich nach vielem Feilschen ein Stück Zeug, einen Kopfschmuck oder dem Aehnliches.

Das Schwierigste ist die Bezahlung, denn nicht einer von unseren Freunden ist nur im Geringsten im Stande, mit seinem Gelde zu rechnen oder kennt den entsprechenden Werth eines Geldstücks in kleiner Münze. Es wird also ein Rath der weisesten Häupter des Stammes zusammenberufen, die über den Werth jedes einzelnen Stückes entscheiden und endlich die ganze Summe zusammenrechnen, für Beduinen eine mehr als herkulische Arbeit, und die Summe wird dann mehr als zehnmal wieder überzählt, ehe einer weiß, ob er zwanzig oder dreißig Piaster in seiner schmutzigen Hand hält.

Besondere Abenteuer, die zu erzählen der Mühe lohnte, kamen hier nicht vor, obwohl es keineswegs an Gelegenheit zum Lachen fehlte, bald mit, bald über unsere Gefährten oder Wirthe. Diese unterhielten uns mit langen Erzählungen über ihr Wanderleben und Abenteuer, verirrte oder gestohlene Kameele, prahlerische Kriegshelden und Liebhaber, ebenso abenteuerlich wie Romeo, nur weniger zart, und Ehescheidungen ohne Rechtsspruch, und Heirathen, bei welchen der Punkt, um den sich alles Andere drehte, eine Mahlzeit auf fremde Kosten zu sein schien.

„Was werdet ihr thun, wenn ihr nach einem so gottlosen Leben einst vor Gott zum Gerichte treten müßt?" fragte ich einmal einen kecken jungen Scherarat, dessen lange Schmachtlocken und etwas stutzerhaftes Wesen — denn auch die Wüste hat ihre Stutzer, bei all ihrer lumpigen Ausstaffirung — sehr wohl zu seinen keineswegs sehr erbaulichen Reden paßte. — „Was wir thun werden?" antwortete er ohne Zaudern, „nun, wir gehen hin zu Gott und grüßen ihn, und wenn er sich gastfreundlich erweist (zu essen und Tabak giebt), so bleiben wir bei ihm, wenn nicht, so besteigen wir wieder unsere Pferde und reiten davon." Dies nur als Probe der Vorstellungen, welche sich die Beduinen von der künftigen Welt machen; ähnlicher Anecdoten könnte ich mindestens fünfzig erzählen, wenn ich nicht fürchtete, mich selbst der Lästerung schuldig zu machen. Unter den ächten Nomadenstämmen ist mir nie Jemand vorgekommen, der irgend eine geistigere Auffassung der Gottheit oder der menschlichen Seele oder überhaupt eines unkörperlichen Wesens hatte. Gott ist in ihren Augen ein Häuptling, der, wie es scheint, hauptsächlich in der Sonne wohnt, mit der sie ihn gewissermaßen identificiren, etwas mächtiger natürlich als ihre eigenen Oberhäupter, oder auch als Telâl, der König von Schomer selbst, in anderer Hinsicht aber ganz von derselben Art.

Die Seelen der Verstorbenen sind ebenfalls nicht viel besser; sie freuen sich über die Opfer auf ihren Gräbern, ja verlangen sogar dieselben, und nähren und sättigen sich von dem vergossenen Blute.

Bei allem diesen rohen Materialismus wissen die Beduinen aber doch zwischen Tugend und Laster zu unterscheiden, wenigstens im Großen und Ganzen; Alle geben zu, daß Mord, Verrath, Raub und Ehebruch „Schejn", d. i. Schande, sind, obwohl sich Alle dergleichen zu Schulden kommen lassen und namentlich die beiden letzteren ziemlich häufig sind. Doch muß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie sind keine blutdürstige Race und vermeiden den Mord, so weit dies bei ihrer gewöhnlichen Wegelagerung überhaupt nur immer möglich ist.

Obwohl die Beduinen unter einander in beständiger Fehde leben, so wird doch wenig Blut vergossen; ihr Hauptzweck bei feindlichen Einfällen ist Beute, nicht Mord; und der Beduine, obwohl ein gewaltiger Prahler, hat im Herzen wenig Lust, Andere todtzuschlagen oder sich selber todtschlagen zu lassen. Stundenlang können sie grausige Geschichten von ihren Kämpfen mit anderen Stämmen erzählen und Metzeleien schildern, zählt man aber die „Tausende", die sie erschlagen, genauer, so findet man, daß sie auf die bescheidene Anzahl von zwei oder drei zusammenschmelzen, und auch diese darf man nicht sogleich auf die Liste der Todten setzen, da sie höchst wahrscheinlich nur leicht verwundet sind, und bei dem nächsten Schlachtberichte wieder frisch und munter erscheinen.

Ein Grund dieser großen Schonung des Menschenlebens ist der, daß alle jene nationalen und religiösen Grundsätze fehlen, die in anderen Ländern so oft, und in Asien noch mehr als in Europa, die Menschen zu Blutvergießen treiben. Der Beduine kämpft nicht für Haus und

Hof, er hat keines; nicht für sein Vaterland, es ist überall und nirgends; nicht für seine Ehre, er hat nie davon gehört; nicht für seine Religion, er hat keine und kümmert sich nicht darum; ihn treibt zum Kampfe kein anderer Zweck, als die zeitweilige Besitznahme eines kleinen Stückes erbärmlichen Weidelandes, oder die Benutzung eines Brunnens mit brackigem Wasser; vielleicht der Wunsch, ein Pferd oder Kameel, das einem Anderen gehört, in seine Hände zu bringen — Alles Dinge, die keine große Erbitterung erregen, und die, wenn sie nicht durch den Feldzug erreicht werden, leicht auf irgend eine andere Weise erlangt werden können und keineswegs die Wuth und Grausamkeit im Gefolge haben, die mit bürgerlichen oder religiösen Kämpfen verbunden ist. Doch darf man nicht vergessen, daß diese Wanderstämme weder als Beispiel der eigentlichen arabischen Race zu nehmen sind, noch als deren ächter Typus; sie sind nur entartete Aeste dieses großen Stammes, nicht dessen Wurzel oder Hauptstamm. [272]

---

5. Die Nefud oder Sandpässe und der Semûm in Arabien.

(William Gifford Palgrave.)

Man muß sich Arabien als ein centrales Tafelland vorstellen, das von einem Wüstenring umgeben ist; dieser ist im Norden steinig, sonst jedoch überall sandig. Der Ring wird seinerseits von einer zumeist niedrigen und unfruchtbaren Kette von Gebirgen umzogen; in den Landschaften Yemen und Omân, also im Südwesten und einem Theile des Ostens, erreichen dieselben eine beträchtliche Höhe und Breite und sind auch fruchtbar. Zwischen ihnen und dem Meer zieht sich ein nur schmaler Küstensaum hin. Die Oberfläche des mittleren Tafellandes nimmt etwa die Hälfte des Raumes der arabischen Halbinsel ein und ihre Grenze ist in manchen Gegenden ein für allemal durch die Windungen und Einläufer des Nefud festgestellt. Wenn wir zu diesem centralen Hochlande, dem Ne-dsched im weiteren Sinne, noch die Landschaften Dschauf, Tayif, Dschebel-Asir, Yemen, Omân und Hasa hinzurechnen, oder überhaupt alle fruchtbaren Strecken, welche den Umgebungskreisen angehören, dann stellt sich heraus, daß Arabiens Oberfläche etwa zwei Drittel angebauten oder doch anbaufähigen Landes enthält. Nur das übrige, zumeist im Süden liegende Drittel ist Wüste und wird es ewig bleiben. Wenn wir auf der Karte von Arabien so viele weiße Stellen finden, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß dieselben allesammt unfruchtbar oder unbewohnt seien, sondern nur, daß wir sie noch nicht kennen.

Die Nefud oder Sandpässe werden von den Arabern als Töchter der großen Wüste bezeichnet und allerdings haben sie mit ihrer Mutter eine unverkennbare Familienähnlichkeit. Sie sind Ausläufer oder Einläufer der Dahnâ oder eigentlichen großen Wüste, dieses gewaltigen Sandoceans, der ein Drittel der Halbinsel bedeckt. Sie dringen in das centrale Plateau vielfach tief ein und an manchen Stellen wird dasselbe von ihnen fast ganz durchschnitten. Die Araber wissen Dutzende solcher Sandströme herzuzählen, man irrt aber nicht, wenn man vier große Hauptläufe annimmt. Palgrave, welcher Arabien von Nordwesten, an der syrischen Küste, gen Südosten, bis zum persischen Meerbusen durchzog, durchkreuzte nicht weniger als drei derselben.

Er hatte Dschauf erreicht und wollte nach Hayel in der Landschaft Dschebel Schomer (oder Schammar). Der Weg führt durch die Nefud. Palgrave befand sich auf einem wahren Ocean losen röthlichen Sandes, der unabsehbar erschien. Er war zu mächtigen Ketten aufgehäuft, die mit einander geleisig von Norden nach Süden zogen; Bodenwelle folgte auf Bodenwelle, jede etwa 300 Fuß hoch, mit schrägabfallenden Seiten und abgerundeten Kämmen, aber dabei nach allen Richtungen hin von den unstäten Wüstenwinden mit Schrunden durchfurcht. Der Reisende, welcher zwischen solchen Sandwellen wandert, glaubt sich in einem erstickend heißen

Sandloche verloren, und in der That ist er auf allen Seiten von man möchte sagen glühenden Sandmauern umgeben. Dann gelangt er mühsam auf die Höhe und übersieht von dort eine Art feuriger See, die von einem starken Monsunwind in Bewegung gesetzt wird, während gleichzeitig ein Gegenwind kleine glühend heiße Sandwellen auftreibt. Da ist für Auge und Glieder nirgends Schatten, nirgends Ruhe noch Rast inmitten dieser Lichtströmung; vom Himmel herab schießt die Sonne ihre Strahlen und aus der Erde quillt eine fürchterliche Hitze hervor. So reitet man an einem Sonnentage durch den losen tiefen Sand auf halbverschmachteten Thieren. Bei Nacht hat man nur ein paar Stunden Rast, aber es fehlt der anhaltende, erquickende Schlaf. Auch bei Tage kann man sich keiner wahren Ruhe erfreuen, denn man hat nirgends ein schirmendes Obdach, wenig zu essen und noch weniger zu trinken. Das warme Wasser in den Schläuchen vermindert sich durch Verdunstung noch weit mehr als durch den Verbrauch; eine senkrecht über uns stehende Sonne, — und was für eine Sonne! — erhitzt Alles dermaßen, daß man mit bloßen Fingern keinen Gegenstand anrühren mag. „Wenn das ewig währte, hätten wir hier wirklich die Hölle": so sprach Palgrave zu seinem Gefährten, der aber halb bewußtlos auf seinem Kameel hing und keine Antwort geben konnte. Auch die Beduinen waren still geworden und scherzten längst nicht mehr. Wir hatten am 20. Juli nur vier Stunden Rast gehalten; mehr durften wir uns nicht gönnen, denn wir waren ohne Rettung verloren, wenn wir nicht die andere Seite der Nefud erreichten, so lange unser Wasservorrath noch nicht völlig erschöpft war. So konnten wir in vier und zwanzig Stunden nur eine Stunde Halt machen; das war am 21. Juli. Der Anblick war unwandelbar derselbe. In dem losen Sande vermag kaum ein spärlicher Pflanzenwuchs aufzukommen; selbst die Ghadapflanze, eine Euphorbie, welche gleich manchen anderen ihrer Art kaum etwas Fruchterde oder Feuchtigkeit zu bedürfen scheint, ist hier verbuttet. Manchmal sieht man Spuren von einem Pfade, zumeist aber auch nichts von einem solchen, weil der fliegende Sand sie bald überdeckt.

Gegen Abend des zweiten Tages kamen zwei einzeln sich erhebende, pyramidenförmige Granitberge in Sicht. Das Volk bezeichnet sie als Alam es Saad, Zeichen des guten Glückes, weil nun ein Drittel der Reise durch diese Nefud zurückgelegt worden ist. Diese beiden Berge erinnern an jene vor der Mündung des Tejo oder an die Gruppe der Malediven im Indischen Ocean. Die durchschnittliche Tiefe des Sandes schätze ich auf ungefähr 400 Fuß, sie ist aber sehr oft viel beträchtlicher; wenigstens habe ich Vertiefungen gesehen, deren senkrechter Abfall reichlich 600 Fuß mißt.

Um Mitternacht zog die Karawane an den gewaltigen Felsmassen vorüber und erst gegen Tagesanbruch, als der Morgenstern dicht unter den Pleiaden stand, wurde Halt gemacht. Alle taumelten zur Erde nieder, um ein wenig zu ruhen, aber wenige Stunden nachher zog man weiter. Am fernen Horizont erschienen einige blaue Spitzberge und der Führer bemerkte, das seien die Berge von Dschobba, welche die Grenze des Dschebel Schomer bilden. Unter großen Mühseligkeiten wateten die Kameele bergab, und je weiter man kam, um so öder und schrecklicher wurden diese Sandwellen. Um Mittag zeigte sich große Noth in der Karawane, die nun nicht mehr einen zusammenhängenden Zug bildete. Ein Theil war jetzt schon ohne Mundvorräthe oder Wasser, ein anderer hatte nur noch geringe Ueberreste, Alle aber trieben die ohnehin schon abgematteten Thiere an, um das Ende der Qualen zu beschleunigen. Da kamen, ein tröstlicher Anblick, drei Sperlinge in Sicht, welche unter einem dürftigen Strauche zwitscherten; man war hocherfreut über diese Thiere, denn nun konnten menschliche Wohnungen nicht mehr weit entfernt sein. Doch war die Wüste noch meilenbreit und die Karawane mußte noch während der ganzen Nacht durch ein Sandlabyrinth ziehen. Als der Tag angebrochen war, zeigte sich noch immer kein Grün, doch konnten die Hügel von Dschobba jetzt nicht mehr weit entfernt sein. Endlich, um Mittag, erblickte man diese wild und phantastisch zerklüfteten Berge, die sich am Rande des Sandoceans erhoben. Sie sind von schwarzem Granit mit rothen Streifen und etwa 700 Fuß hoch; jenseit derselben liegt eine breite öde Ebene, die theils mit einer Salzkruste überzogen, theils grün ist. Dort liegt, von schlanken Palmen überragt, das Dorf Dschobba.

Meine Leser werden ohne Zweifel schon viel von dem Semûm oder dem tödtlichen Winde der Wüste gehört haben; bis jetzt aber hatte ich diesen noch nicht in seiner ganzen Stärke kennen gelernt, und seine modificirte Form, oder der

Schiluk, der Sirocco der syrischen Wüste, obwohl unangenehm genug, kann kaum gefährlich genannt werden. Ich war daher beinahe geneigt, die Erzählungen von dieser merkwürdigen Naturerscheinung und den verderblichen Wirkungen dieses „giftigen Sturmes“ in dieselbe Kategorie zu setzen, wie die wandelnden Sandsäulen, von denen in manchen Werken die Rede ist. Ueber diese wandelnden Säulen und vom Sande erstickten Karawanen lachten die Beduinen, wenn ich sie darüber fragte, laut auf, und erklärten, daß außer etwa einem Staubwinde, ähnlich denen, die jeder erlebt hat, der etwa einmal einen Sommer in Scinde zugebracht, in Arabien nichts von dergleichen fabelhaften Dingen vorkomme. Wenn ich sie aber über den Semûm befragte, nahmen sie die Sache ungleich ernster, und mit welchem Rechte, sollten wir jetzt erst erfahren.

Es war gegen Mittag, ein Mittag, wie nur unter dem unbewölkten Himmel Arabiens in der ausgedörrten Wüste und im höchsten Sommer möglich ist, als plötzliche und glühende Windstöße von Süden her begannen, während die Luft jeden Augenblick schwüler wurde, bis mein Gefährte und ich uns gegenseitig fragten, was das zu bedeuten habe und wo es hinaus wolle. Wir sahen uns nach Salim um, um diesen zu fragen, er hatte aber bereits sein Gesicht in seinen Mantel gehüllt und kauerte gebückt auf dem Halse seines Kameels, ohne ein Wort zu antworten. Seine Kameraden, die beiden Scheraratbeduinen, hatten eine ähnliche Stellung angenommen und sprachen ebenfalls kein Wort. Endlich, nach wiederholten Fragen, deutete Salim, anstatt direct auf unsere Fragen zu antworten, auf ein kleines schwarzes Zelt, welches zum Glück nicht weit vor uns lag, und sagte: „Versucht das zu erreichen; wenn wir noch bis dahin kommen, sind wir gerettet“. Dann setzte er noch dazu: „Nehmt euch in Acht, daß die Kameele nicht stehen bleiben und sich niederlegen“; dann gab er seinem Thiere einige tüchtige Hiebe und verfiel wieder in ein dumpfes Schweigen.

Wir sahen ängstlich nach dem Zelte; es war noch etwa zweihundert Schritte entfernt. Die Windstöße wurden immer heißer und heftiger, und nur mit wiederholter Anstrengung konnten wir unsere Thiere noch vorwärts treiben. Der Horizont nahm jetzt schnell eine dunkle violette Farbe an und schien sich zu allen Seiten wie mit einem Vorhange zu bedecken, während uns zu gleicher Zeit ein erstickender Hauch, wie aus einem ungeheuren Backofen, entgegenströmte; unsere Kameele fingen nun an, sich im Kreis zu drehen und ihre Kniee zu beugen und wollten sich niederlegen. Der Semûm war da.

Wir waren natürlich dem Beispiele unserer Araber gefolgt und hatten unser Gesicht verhüllt, und nur mit Schlägen und Stößen zwangen wir die wankenden Thiere vorwärts, dem einzigen Asyle zu. Die Luft war so finster und die Hitze so glühend, daß es schien, als ob die Hölle aus den Tiefen der Erde heraufgestiegen wäre. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit bei dem Zelte an, und in dem Augenblicke, als der heftigste Stoß des concentrirten Giftwindes kam, lagen wir bereits Alle, mit verhüllten Köpfen, unter Dach auf den Boden ausgestreckt, allerdings dem Ersticken nahe, aber doch in Sicherheit; während unsere Kameele draußen wie todt ihre langen Hälse auf dem Sande ausstreckten und das Vorübergehen des Sturmes erwarteten.

Bei unserer Ankunft war Niemand in dem Zelte, als eine einzelne Beduinenfrau, deren Mann mit seinen Kameelen im Wadi Sirhân abwesend war. Als sie sah, wie fünf kräftige Männer so plötzlich ohne ein Wort des Grußes in ihre Wohnung stürzten, erhob sie ein gewaltiges Geschrei und schimpfte uns Räuber, Mörder und Gott weiß wie noch; Salim aber beeilte sich, sie zu beruhigen, indem er rief: „Freunde“ und, ohne weiter ein Wort zu sagen, sich flach auf den Boden niederwarf. Alle folgten schweigend seinem Beispiel.

Wir blieben so etwa zehn Minuten, während welcher wir eine ununterbrochene Hitze wie von einem langsam über uns hingezogenen rothglühenden Eisen fühlten. Dann fingen die Wände des Zeltes wieder an, bei den zurückkehrenden Windstößen zu klatschen, woran wir erkannten, daß das Schlimmste nun vorüber sei. Wir standen wieder auf, halb todt vor Erschöpfung, und nahmen die Hülle von unseren Gesichtern. Meine Gefährten sahen mehr Leichen als lebenden Menschen ähnlich, und wahrscheinlich ich ebenso. Ich konnte jedoch, trotz der Warnung, nicht unterlassen, hinauszutreten und nach den Kameelen zu sehen; sie lagen noch immer wie todt am Boden. Die Luft war noch finster, es währte aber nicht lange, so war sie wieder so hell wie gewöhnlich. So lange der Semûm anhielt, war die Atmosphäre vollständig frei von Sand oder Staub, so daß ich mir die auffallende Dunkelheit durchaus nicht zu erklären weiß. [272]

6. Die Wahhabiten.

(W. G. Palgrave.)

Für die Geschicke der arabischen Halbinsel ist das Reich der Wahhabiten im Inneren, im Hochlande von Nedscheb, maßgebend, sein Einfluß reicht einerseits bis vor die Thore von Mekka, anderseits bis nach Omân. Die Entstehung dieses Reiches ist mit der Religion innig verwandt, man kann die Secte der Wahhabiten eine Reformation des Islam nennen. Mohammed-ebn'-Abd-el-Wahhâb, der Stifter dieser Secte, ist kurz vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Riadh, der jetzigen Hauptstadt des Reiches, geboren. Anfänglich lebte er als reisender Kaufmann und besuchte die Gegend von Basrah und Bagdad. Seine Handelsgeschäfte führten ihn zuletzt nach Damaskus, wo er mit einigen gelehrten und bigotten Scheichs der Stadt Bekanntschaft machte, heftige Gegner der herrschenden Lauheit und der Mißbräuche. Als Grundgedanke des Islam galt ihm der bekannte Satz: „Es ist kein Gott außer Gott", und zwar nach schrofffter arabischer Auffassung, nach welcher Gott ein unumschränkter Despot ist, der thun und lassen kann, was ihm beliebt, der verdammt und selig macht nach seiner Laune: „Als Gott das Menschengeschlecht zu erschaffen beschloß, nahm er einen Erdenkloß, theilte ihn, warf die eine Hälfte in die Hölle und sprach: ‚Dieses für das ewige Feuer, das Weitere geht mich nichts an'; die andere Hälfte warf er in den Himmel und sprach: ‚Dieses für das Paradies, das Weitere geht mich nichts an' ".

Alle Dogmen, welche erst später in den Islam eingedrungen sind, wie die Lehre vom freien Willen, von dem Verdienst der guten Werke u. s. w., wurden von Abd-el-Wahâb's Sohn für Neuerungen angesehen und unbedingt verworfen. Der Wahhabi-Reformator bildete also den Plan, den Stundenzeiger des Islam auf seinen Anfangspunkt zurückzustellen.

Mit einem Kopfe, der von seinem Projecte voll war, und mit einem Herzen, das danach strebte, dieses in Ausführung zu bringen, kehrte Mohammed der Wahhabî aus Syrien in sein Vaterland Nedscheb zurück nach einer Abwesenheit von sechs Jahren. Centralarabien war um diese Zeit unter unzählige Häuptlinge getheilt, aber sie standen zum größten Theil unter den karmathischen Fürsten in Katif und Hasa am persischen Golf. Fast jede Spur des Islam war längst aus dem Nedscheb verschwunden, wo der Dienst der Dschann (Geister) unter großen Bäumen oder in höhlenartigen Schluchten des Dschebel Towejk nebst Anrufung der Todten und Opfer auf deren Gräbern mit den Ueberresten des alten sabäischen Aberglaubens verschmolzen war.

Aber Mohammeds Eifer, obwohl glühend, war nicht unüberlegt und er verstand sehr wohl die langsame Entwickelung großer Zwecke mit Geduld und Klugheit zu ertragen. Er sprach zunächst gar nicht von seinen Ansichten und wohnte ruhig in Ejânah, in einem Hause am Marktplatze. Eines Abends, als er auf dem Dache seines Hauses saß und auf den Marktplatz hinabschaute, ging unten ein Mann vorbei, der sein Kameel verloren hatte und mit lauter Stimme den Schutzpatron der Stadt, den Halbgott Saad anrief, ihm sein verlorenes Thier wieder zu schaffen. „Warum rufst du nicht lieber den Herrn Saads an?" rief der Wahhabi mit einer Stimme, die nicht nur der Mann unten hören konnte, sondern Alle, die auf dem Markte und in den Straßen hin- und hergingen. Eine so ungewöhnliche Sprache — denn Aehnliches war seit Jahrhunderten in Ejânah nicht gehört — mußte Aufsehen erregen. Es bildeten sich Parteien für Saad und für den Islam; die Kunde drang sogar bis El Katif, von wo der Befehl kam, den vorwitzigen Prediger gefangen zu setzen. Aber Mohammed entfloh nach dem nahegelegenen Deraiyeh, dessen Herrscher sich etwa ums Jahr 1760 für den Wahhabi erklärte und ganz Arabien von Mekka bis Katif unterwarf. Seine Nachfolger eroberten sogar Mekka und erschwerten die Pilgerfahrten, da sie alle anderen Mohammedaner für Ketzer hielten. Deßhalb wurde von Aegypten aus Ibrahim Pascha gegen sie geschickt; er schlug die Wahhabiten und verwandelte ihre Hauptstadt Deraiyeh in einen Trümmerhaufen. Ihr Reich war gestürzt. Nedscheb wurde von Aegypten aus als Provinz

beherrscht. Allein der Druck der türkischen Herrschaft erregte Widerstand, und so wurde das Wahhabitenreich nach manchen Wechselfällen zum zweitenmal gegründet und mächtiger als zuvor. Die Hauptstadt Riadh (d. h. die Gärten) liegt in einem wilden offenen Thal, ein großes Viereck mit hohen Thürmen und festen Schutzmauern, eine Masse von Dächern und Terrassen, welche alle von der gewaltigen aber unregelmäßigen Häusermasse der Königsburg überragt werden. Rings herum bis zu einer Entfernung von drei Meilen wogt in der Ebene ein Meer von Palmen über grünen Feldern und gut bewässerten Gärten; das laute Knarren der Wasserräder bringt eine Viertelstunde weit. Weiter im Hintergrunde liegen die blauen Gebirge von Jemâmah.

Von Riadh aus herrscht der Fanatismus über ganz Nedsched; um aber das Volk zu überwachen, besteht eine eigenthümliche Art von geistlichen Beamten, die „Meddej'jî".

Ihr Institut, wenigstens in der gegenwärtigen Gestalt, ist keineswegs von altem Datum; es gehört unter die gegenwärtige Regierung und ist aus neueren Ereignissen hervorgegangen. Im Jahre **1854** oder **1855** trat die Cholera auf ihrem Weltumzuge, nachdem sie dicht bevölkerte Länder und Reiche des Ostens heimgesucht, auch in Centralarabien auf, welches von dieser Geißel bisher, wie es scheint, vergessen worden war. Durch die Wüste von Westen her brach sie über Nedsched herein, wie ein Blitz, und begann ihre gewöhnlichen Verheerungen mit einem Erfolge, dem, wie meine Leser denken können, durch keine Vorkehrungen entgegengearbeitet wurde.

Die in einem feuchten Thale gelegene und eng gebaute Hauptstadt wurde entvölkert; ein Drittheil der Einwohner soll innerhalb weniger Wochen gestorben sein; unter den Opfern waren einige Glieder der königlichen Familie und viele andere Vornehme.

Nun war seit einigen Jahren in religiösen und der Secte eigenthümlichen Angelegenheiten in Riadh eine gewisse Schlaffheit eingeschlichen; Wohlstand und noch mehr die vorhergehende ägyptische Occupation, der ein häufiger Verkehr mit Leuten und der Regierung in Kairo folgte, welcher sich noch während der ganzen Regierungszeit Abbas Paschas erhielt und selbst unter Sa'id noch nicht ganz aufhörte, hatte zu diesem beklagenswerthen Abfalle mit beigetragen. In den K'hâwahs der Hauptstadt dampfte das „schändliche Kraut" *) und man erblickte Köpfe, die durch den Greuel der Seide und Goldfäden profanirt waren. Kein vernünftiger Mensch konnte noch zweifeln, woher die Cholera kam; das Verbrechen war notorisch, die Strafe gerecht. Das beste, ja das einzige Mittel gegen die Epidemie war schnelle Reform und Rückkehr zu der Reinheit und Intoleranz besserer Tage.

Fejsal, der König, berief nun eine Versammlung aller angesehenen Männer der Hauptstadt, denen er eine Rede hielt des Inhalts, daß Alle schlecht, sehr schlecht gehandelt hätten; daß großes Aergerniß gegeben oder zugelassen worden war; und daß die letzte Hoffnung auf Reue und Reform beruhe. Er für seine Person, setzte der Monarch hinzu, sei nun alt und schwach und nicht mehr im Stande, allein und ohne Unterstützung die Maßregeln durchzuführen, welche der Ernst der Sache erfordere; er lege ihnen daher die Verpflichtung auf und mache sie vor Gott und dem Islam für längere Dauer der Cholera, oder was sonst an deren Stelle kommen möge, verantwortlich, wenn diese rechtzeitige Warnung nicht beachtet würde.

Die Aeltesten der Stadt entfernten sich, hielten eine lange Berathung und legten, als sie wiederkamen, folgenden Entwurf vor, der die königliche Genehmigung erhielt: Aus den musterhaftesten und eifrigsten der Einwohner sollten zweiundzwanzig Männer erwählt werden, — „Meddej'jîjah", die Männer des Eifers oder Zeloten genannt —. Diesen wird volle Macht gegeben, Alles auszurotten, was gegen die wahhabitische Lehre und Praxis und die guten Sitten überhaupt verstößt, zunächst in der Hauptstadt, dann aber auch im ganzen Reiche.

Nie hat selbst in den glücklichsten Tagen der Republik ein römischer Censor unbeschränktere Macht besessen, als diese Zweiundzwanzig. Ihnen lag nicht allein ob, die Uebertreter anzuzeigen, sondern sie hatten auch das unbestreitbare Recht, nach eigenem Ermessen und ohne alle Beschränkung hinsichtlich der Höhe der Geldbuße oder der Anzahl der Schläge augenblicklich Strafe zu verhängen. Die Liste der Uebertretungen, welche der Ahndung dieser neuen Censoren anheimfielen, war sehr umfassend. Vernachlässigung des öffentlichen Gebets — von nun an war es strenge Verpflichtung, fünfmal des Tages in den öffentlichen Moscheen zugegen zu sein —; Tabak rauchen, schnupfen oder

*) Tabak.

kauen (Letzteres war durch die Matrosen in Kowejt und anderen Häfen am persischen Meerbusen eingeführt); Tragen von Seide oder Gold; nach dem Abendgebet in seinem Hause noch zu sprechen oder ein Licht anzuzünden; Singen oder ein musikalisches Instrument zu spielen; ja selbst alle Spiele auf den Straßen von Kindern oder kindischen Personen: dies Alles stand auf der Liste der Verbrechen, welche mit tugendhafter Strenge geahndet wurden. Außerdem Schwören bei einem anderen Namen, als dem Namen Gottes; jeder Versuch einer Anrufung oder selbst Ausrufung, die an etwas Anderes gerichtet ist, als an Gott; kurz Alles, was in Wort oder That, Rede oder Handlungsweise von der strengen Orthodoxie des Buchstabens des Korans und des wahhabitischen Commentars abzuweichen scheint, mußte denuncirt oder auf der Stelle bestraft werden. Endlich erstreckte sich ihr Censorenamt über Alles, was irgend einer unregelmäßigen Handlungsweise verdächtig war, z. B. nach Dunkelwerden noch auf den Gassen umherstreifen war ein Vergehen, welches correctionelle Maßregeln erforderte. Man kann sich leicht denken, was eine so weitreichende Macht in den Händen interessirter oder rachsüchtiger Menschen werden konnte. Jedoch die Zahl der Zeloten selbst und die angeborene Zähigkeit und Widerstandskraft des arabischen Charakters minderten einigermaßen die schlimmen Folgen, die man naturgemäß von dieser überabsoluten und fast unbeschränkten Macht erwarten konnte, obwohl manche und wirklich abscheuliche Beispiele ihrer Ausübung und des Mißbrauchs derselben vor meinen Ohren erzählt wurden.

Diese Zeloten müssen sehr einfach in ihrer Kleidung sein, sich alles Schmuckes und dergleichen enthalten; sie dürfen nicht einmal einen Säbel tragen, der als Zeichen einer weltlichen oder kriegerischen Würde gilt. Dafür aber trägt jeder in der Hand einen langen Stab, der ihm zugleich als Amtsstock und als Prügelstock dient, wenn er eine Züchtigung zu ertheilen hat; dieser Stock, ein zu Boden gesenkter Blick, schleichender Gang, leise Sprache, tief auf die Stirn herabgezogene Kopfbedeckung, ohne Kopfband, und ein beständiges ernstes Wesen genügen, um sie auf den ersten Anblick von der übrigen gewöhnlichen Menge zu unterscheiden. In ihrem Gespräch sind natürlich fromme Sprüche und Ausrufungen, bei denen der Zeigefinger wenigstens in jeder Minute zweimal emporgehoben wird, — passend oder unpassend — um die Einheit Gottes zu betheuern, noch häufiger, als bei der gewöhnlichen Schaar der Gläubigen. So gehen sie von Gasse zu Gasse, treten unerwartet in die Häuser, um zu sehen, ob irgend etwas Unrechtes darin vorgeht, und nehmen keinen Anstand, sogleich und ohne vorher ein Verhör anzustellen oder die Sache zu untersuchen, dem entdeckten Schuldigen, ohne Ansehen der Person, die verdiente Strafe aufzuzählen, und sollten ihre Stöcke sich als ungenügend erweisen, so rufen sie geradeswegs die Umstehenden oder Sclaven zu Hülfe, die den Schuldigen zu Boden werfen und ihn dann in Gemeinschaft mit dem Zeloten nach Herzenslust bearbeiten. Ein ähnliches Verfahren wird gegen Diejenigen angewendet, die sich beim Besuche des öffentlichen Gebets nachlässig zeigen; der Eifermann des Quartiers, von einer frommen Schaar begleitet, die Alle mit derben Knütteln bewaffnet sind, geht zu der bezeichneten Wohnung und fordert Einlaß, den Niemand verweigern darf. Hier wird der saumselige Besucher des Gebets ohne weitere Umstände durch den überzeugendsten aller Beweise a posteriori zu neuer Andacht bekehrt. Sollte er etwa im Augenblicke des Besuches gerade nicht zu Hause sein, so wird, was zuweilen sogar auch und noch nach der Züchtigung geschieht, ein Pfand für künftige gute Aufführung mitgenommen, wie etwa ein Rock, Säbel, Kopftuch und dergl., das er nicht eher wiedererhält, als bis er durch pünktlichen Besuch der Moschee, mehrere Tage hinter einander, das Aergerniß seiner vorhergehenden Nachlässigkeit wieder gut gemacht und die Aufrichtigkeit der Bekehrung durch seine Ausdauer bewiesen hat. Sollte aber ein Hitzkopf versuchen, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, so hätte er die härteste Behandlung zu erwarten; und erhöbe er gar seine Hand gegen die geheiligte Person des Zeloten, so wäre es sicher um seinen Kopf geschehen; hat er aber eine Strafe, wie Verstümmelung, oder das Leben verwirkt, wie z. B. wenn er der Ketzerei überführt oder des Unglaubens verdächtig ist, so kommt er vor das Tribunal Fejsals selbst, und dieser unterläßt nicht, den Schuldigen mit der größten Strenge zu bestrafen.

Man kann sich leicht denken, wie diese Leute mit der Regierung hinter sich ihre Macht sehr bald mißbrauchten. Weder Rang, noch hohe Geburt gewährten Schutz vor ihrer Willkür. Fejsals eigener Bruder, Gelû'wi, wurde am

Thore des königlichen Palastes mit Ruthen geschlagen, weil er einige Züge Tabak geraucht, und sein königlicher Bruder konnte oder wollte nicht einschreiten. Sowejlim, der erste Minister, wurde unter einem ähnlichen Vorwande, eigentlich aber (so sagt das Gerücht) auf Anhetzen eines Mitbewerbers um dieses Amt, auf dem Rückwege von der Königsburg ergriffen, niedergeworfen und so unbarmherzig geschlagen, daß er Tags darauf starb. Wenn die ersten Personen im Staate solchen Strafen ausgesetzt waren, was konnten dann erst die Geringeren erwarten? Mancher wurde blau und braun, mancher zum Krüppel geschlagen. Der Tabak verschwand, Seide wurde auf die Straße geworfen oder verfaulte im Unrath; die Moscheen füllten sich und die Kaufläden blieben leer. Nach wenigen Wochen hatte die Hauptstadt ein so exemplarisch frommes Aussehen, daß der erste Wahhabi selbst sich darüber verwundert hätte.

Aehnliche Maßregeln wurden mit Gewalt im ganzen Nedscheb durchgeführt. Inbrünstige Zeloten, mit Ruthen und Handschriften des Koran bewaffnet und überall bereit, jeden Abfall zu rächen, besuchten die verschiedenen Städte und Dörfer mit den besten Erfolgen, und ganz Aared, Sedejr, Woschem, Jemâmah und die benachbarten Provinzen wurden schnell nach dem Muster von Riadh reformirt.

Dem Eifer für die Wiederbelebung des Glaubens war dieses aber noch nicht genug. Die Ungläubigen von Kasim und Hasa und die Abtrünnigen von Harik sollten jetzt erfahren, daß Fejsal nicht länger Verbrechen unter ihnen dulden wollte, welche den echten Gläubigen ein Gräuel waren, und daß auch sie, wenigstens in ihrem Aeußeren, sich dem anbequemen müßten, was die Orthodoxie für anständig hält, mochten sie auch in ihrem Herzen gesinnt sein, wie sie wollten. Es wurden Missionen eingerichtet, an deren Spitze Zeloten standen, und ein vollständiger Kreuzzug gegen das Aergerniß der schuldigen Provinzen organisirt. Aber trotz der praktischen Argumente, welche das Wort begleiteten, sollte die Orthodoxie hier doch nur einen halben Triumph feiern. Es zeigte sich eine starke Reaction und an einigen Orten in Kasim und Hasa wurden die Prügel mit Zinsen zurückgegeben: in einem Dorfe in Kasim wenigstens, so viel ich weiß, wurde der Feuereifer der Zeloten durch ein gesundes Bad im nahen Teiche gelöscht. Hier mußte man einige Zugeständnisse machen und es wurde festgesetzt, daß Kleider, die nur zu einem Drittheil oder höchstens zur Hälfte aus Seide beständen, erlaubt seien. Tabak galt zwar noch für unerlaubt, durfte aber doch wenigstens unter der Hand verkauft und innerhalb der vier Wände geraucht werden, nicht aber auf öffentlicher Straße oder dem Markte. Auf das Erscheinen beim Gebet bestand man nur in seltenen Fällen, und der Namensaufruf, der in den Moscheen in Nedscheb gewöhnlich ist, wurde klüglicherweise überall unterlassen.

Man hatte indessen so wenigstens Gleichmäßigkeit im Aeußeren erlangt und mit dieser waren Fejsal und sein Hof einstweilen zufrieden, in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

Aber selbst in Nedscheb und Riadh erschlaffte die über das Maß angespannte Saite endlich ein wenig und die Unpopularität der neuen Einrichtung konnte nicht ganz verborgen bleiben. Aber sie wurde aufrecht erhalten, obwohl die Cholera, ohne Zweifel durch den Ausbruch der orthodoxen Strenge erschreckt, aus dem Lande geflohen war; auch trat in der Theorie der neuen Censorschaft keine Aenderung ein, nur die praktische Ausübung nahm eine mildere Form an, während die Sache selbst sorgfältig aufrecht erhalten wurde, als ein Bollwerk gegen spätere, vom Himmel gesendete Plagen oder irdischen Abfall und als eine wirksame administrative Maschine oder Zuchtruthe für etwa eintretende Fälle. Die Besuche in den Häusern kamen allerdings jetzt seltener vor und Züchtigung erfolgte erst bei vorangegangener Ermahnung, aber die Zeloten sorgten dafür, daß sie immer vollzählig blieben, und sobald durch den Tod oder den Austritt eines Mitgliedes eine Vacanz eintrat, wurde die erledigte Stelle jedesmal, mit Beistimmung Fejsals, von ihnen selbst wieder besetzt. Zweimal wöchentlich haben die Zeloten Recht zu einer Privataudienz beim König; die dazu bestimmten Tage sind Montag und Donnerstag früh gegen Sonnenaufgang oder noch etwas früher. Keine kleine und unwichtige Gunst von einem Monarchen, der sonst höchstens einmal im Monate eine öffentliche Audienz ertheilt und der in seinem Privatleben beinahe für Jeden unzugänglich ist, außer seinem ersten Minister, seinen Negersclaven und den Frauen seines Harems. Die Zeloten bilden in der That den eigentlichen Staatsrath, und Alles, was Krieg oder Frieden, Bündniß oder Verträge betrifft, wird erst

mit ihnen behandelt und von ihnen modificirt. Sie sind hier, was wir die hohe conservative Partei nennen könnten, neben einer dem Fortschritt huldigenden Partei, dem sich selbst die Wahhabiten nicht ganz entziehen können.

Von aller Ehrerbietung und dem ganzen Hasse umgeben, die ihr Amt und Charakter mit sich bringen, begegnen sie überall Zeichen äußerer Hochachtung und inneren Mißtrauens und Hasses. Ist ein Kreis von Freunden in traulichem Gespräch beisammen und ein Zelote tritt ein, so verstummen sie; wird das Gespräch dann wieder angeknüpft, so nimmt es eine Wendung, daß selbst die Engel, welche nach der Lehre des Islam alle Reden und Handlungen der Menschen aufzeichnen, nichts daran auszusetzen hätten. Gehen einige lustige Gesellen leichten Schrittes mit einander auf der Gasse und ein Zelote kommt ihnen in den Weg, so mäßigen sie sogleich ihre Schritte und senken bescheiden die Blicke zu Boden. Glimmt irgendwo ein Lämpchen noch zu ungewohnter Stunde, sobald sich verdächtige Schritte hören lassen, die befürchten lassen, daß ein Zelote herankommt, so verlischt der Docht und Alles ist still und finster. Das Schlimmste aber, wenn aus der verbotenen Pfeife in irgend einem verborgenen Winkel der sündhafte Rauch aufsteigt. Bei dem ersten Klopfen an die Hausthür wird die heillose Pfeife schnell auf den Feuerherd ausgeschüttet und sorgfältig unter den Teppich versteckt, und Jeder eilt, Mund und Bart zu waschen und sich mit aromatischen Kräutern einen orthodoxeren Geruch zu geben. Kurz, Schulknaben, die von einem strengen Meister bei verbotenen Streichen, Betschwestern, die bei der Lecture eines französischen Romans, oder Mäßigkeitsvereinler, die mit halbgeleerter Flasche vor sich ertappt werden, können nicht betroffener, verlegener und erschrockener aussehen, als Nedschebäer bei solchen Gelegenheiten, wenn ein Zelote kommt.

So ist das echte Wahhabitenland für das übrige Arabien wie die Höhle eines Löwen, in die sich nur Wenige wagen und aus der noch Wenigere wieder herauskommen.

Seine Gebirge, früher Festungen für Räuber und Mörder, sind jetzt ebenso furchtbar als Festungen für Fanatiker, die Jeden, der nicht zu ihnen gehört, für einen Ungläubigen und Ketzer halten, und einen Ungläubigen oder Ketzer zu tödten für eine Pflicht, wenigstens für eine verdienstliche Handlung halten. Wenn so dieses allein einen schlechten Empfang in Nedscheb erwarten läßt, so haben die beständigen Kriege, wiederholte Angriffe und die Bedrückungen von Seiten der Wahhabiten die ursprüngliche Antipathie der umliegenden Bevölkerung noch gesteigert, so daß das Nedscheb für Alle, außer für seine eigenen eingeborenen Söhne, für gefährlich angesehen wird und doppelt verhaßt ist. Daher, von Fremden gar nicht zu sprechen, sind die Araber selbst, gleichviel von welcher Race oder Ueberzeugung, Mohammedaner oder Andere, Einwohner von Schomer oder Städter aus Mekka, aus dem Dschauf oder aus Jemen, wenig geneigt, sich auf die Plateaus des Towejk oder in das Wadi Hanifah zu wagen, wenn nicht gewichtige Gründe oder besonders günstige und wirklich drängende Umstände obwalten. [272]

---

7. Das todte Meer.

(F. A. Strauß, Fr. Dieterici.)

Schon lange hatte unser Auge sich daran gewöhnt, über Wüsten oder nackte Felsen ungeschreckt dahinzuschweifen, aber eine solche Todesscene der Natur hatten wir noch nicht gesehen — bleiches Entsetzen, wilde Vernichtung, wohin man auch blickt. Wie eine weit hingegossene Bleimasse liegt der todte See rings von wüsten Bergen eingeschlossen und der Sonne blendendes Antlitz spiegelt sich todtenbleich hier wieder. Bei der Windstille und der drückenden Mittagshitze war der Anblick des todten Meeres grausenhaft.

Der todtenbleichen Wasserfläche entspricht in passender Weise die Umgebung. Nur da, wo der Jordan seine gelblichen Fluthen weithin in die unheimliche weiße Fläche hineintreibt, sieht man ein wenig Grün, das die Lebenswelle in ihr Grab hineingeleitet; sonst aber irrt

ringsumher der scheue Blick und sucht vergebens ein Plätzchen des Lebens, auf dem er von der Wanderung in diesem Todtenreiche der Natur ausruhen könnte. Wie eine bleiche Todesschleppe ziehen sich die Ufer ringsherum, sie sind nur von den Spitzen öder Berge besetzt. Was aber die Ufer dieses Meeres noch schreckender macht, ist, daß das Gestein vom Wasser ringsherum gebleicht ist, und dazu einen sich die Baumstämme, die vom Jordan hineingespült und dann von der Asphaltwoge gewaschen und herausgeworfen sind. Auch sie sind vom Asphaltwasser durch und durch gebleicht und strecken ihre Aeste, dürren Gerippen gleich, uns entgegen.

Ein Chaos der Verödung erscheint das Gestade des todten Meeres. Ueberall sind die Berge, welche den See umsäumen, öde. Den ergreifendsten Eindruck bietet der östliche Theil; da erheben die Berge von Moab ihre dunkeln Kegel; wie todte finstere Gebirgsriesen halten sie hier Wacht am bleichen Asphaltmeer.

An der Nordseite geht eine Landzunge tiefer hinein in das todte Meer, welche ebenfalls von bleichenden Steinen und Stämmen bedeckt ist. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, uns zu baden. Bald waren wir entkleidet und lagen im See. Nur die geringsten Bewegungen genügten zum Schwimmen. Dennoch müßte ich lügen, wenn ich das Gefühl ein angenehmes nennen wollte. Das scharfe Wasser ätzt die Haut, denn es ist eins der salzigsten der Erde, enthält fünfundzwanzig Theile Salz in hundert Theilen Wasser, und ist so stark gesättigt, daß hineingeworfenes Salz sich nicht auflöst. Das Wasser hat aus demselben Grunde bedeutende Schwere, es trägt die Schwimmenden leicht, ja bei tieferen Stellen wird es ihnen schwer, sich unter dem Wasser zu halten, weil sie immer wieder emporgehoben werden. Als die Badenden das Wasser verließen, waren sie nach kurzer Zeit mit einer weißen Salzkruste überzogen. Wir kosteten von dem Wasser, aber es war so schweflig und salzig, daß wir nur mit Mühe den üblen Geschmack vertreiben konnten. Hie und da finden sich Bäume mit Sodomsäpfeln, welche eine Farbe haben, wie eßbare Früchte, sich aber, wenn sie abgepflückt werden, nach den Berichten der Alten in Rauch und Asche auflösen. Es sind große gelbliche Früchte, etwa den Apfelsinen gleich; sobald man sie etwas hart anfaßt, platzen sie auf und nur dünne Fasern und Staub bleiben in der Hand zurück. Darum war der Sodomsapfel im Mittelalter Sinnbild des Genusses der lockenden, in sich leeren weltlichen Freuden und des Unterganges aller irdischen Herrlichkeit, während die unansehnliche Jerichorose, welche, in den Sandebenen Arabiens einheimisch, wenn sie scheinbar erstorben vom Wasser benetzt wird, immer wieder aufblüht, Sinnbild des unvergänglich Ewigen ward. Im Süden und Osten des Sees sind jene warmen Schwefelquellen, von denen besonders die zu Calirrhoë unter den Römern bekannt waren. An der südwestlichen Seite erhebt sich ein langer Berg in der Ausdehnung von beinahe drei Stunden; er besteht ganz aus Steinsalz und trägt noch jetzt den Namen Usdum. Die Tiefe des Meeres beträgt 1300 Fuß, so daß der Boden desselben dritthalbtausend Fuß unter dem Spiegel des Weltmeeres liegt, die tiefste Einsenkung auf der ganzen Erde, die bisher beobachtet ist.

[300. 220]

---

8. Jerusalem.

(H. A. Daniel.)

Jerusalem stellt sich als eine weiße Mauerreihe mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets, untermischt mit dem dunkeln Grün der Cypressen, hervorragen. Kahle Berge und Hügelketten voller Ruinen rings umher — da liegt sie, „die Königin in dem Lande, die zur Witwe gemacht ist, die der Herr voll Jammer gemacht hat am Tage seines grimmigen Zorns“.

In einer unfruchtbaren und wasserleeren Gegend, zwischen rings aufsteigenden Bergen erhebt sich ein 2450 Fuß über dem Meere liegendes Kalkplateau, das nur nach Norden mit der großen Hochfläche zusammenhängt, nach



JERUSALEM.

den drei übrigen Seiten hin durch schroff eingesenkte Thäler abgeschnitten ist. Kleinere Erhebungen ragen wieder über die Platte empor. Das Ganze wie geschaffen, eine feste Stadt zu tragen, die nur gegen Norden künstlich zu befestigen war. Darum lag schon zu Abrahams Zeiten hier Salem, d. i. Friede, deren König Melchisedek Abraham Brod und Wein entgegentrug. Hernach hatten die Jebusiter hier eine Feste. David entriß sie ihnen und machte die nun Jerusalem, d. i. Friedensstadt, genannte Stadt zum Mittelpunkte seines Reichs. Ein Name, der dem Schauplatze der Lehre des Friedensfürsten schön ansteht, auch wenn die sprachliche Erläuterung noch zweifelhaft ist. Man unterschied später vier Haupttheile: den Hügel Moria (schon früher durch Isaaks Opfer geheiligt) mit dem Tempel, die Höhe Zion mit der Burg Davids, gewissermaßen die Citadelle, die Höhe Acra und die Fläche Bezetha, mit der das Stadtplateau im Norden sich senkt.

Das heutige, etwa in Form eines Vierecks gebaute und mit starken, vierzig Fuß hohen, im reinen Styl des Mittelalters aus mächtigen Quadern mit Zinnen und vierunddreißig Thürmen aufgeführten Mauern umgebene Jerusalem umfaßt (etwa wie Rom) nicht alle Theile der Stadt, ist aber an anderen Stellen über die alten Ringmauern hinausgegangen. Die südliche Mauer zieht sich nicht mehr auf dem Südrande des Plateaus hin, aber im Nord-Westen sind jetzt Theile in die Stadt gezogen, welche zu Christi Zeiten außerhalb der Stadt lagen. Vier Thore öffnen sich nach den vier Himmelsgegenden: im Norden das Damaskerthor, im Osten das Stephansthor, im Westen das Jaffathor, im Süden das Zionsthor. Innerhalb seiner Mauern ist Jerusalem eine malerische Stadt. So massiv sind die hohen blinden Mauern der Häuser angelegt, daß man in den einsamen Straßen durch die labyrinthischen Gänge einer gewaltigen Festung zu wandern scheint. Oft strecken sich die Häuser über die Straße hinüber, oft gehen Strebepfeiler von Haus zu Haus. Kein Fenster geht auf die Straße, hier und da ein vorspringender vergitterter Erker. Die Gassen sind nirgends auch nur einige Ruthen weit eben, sondern klimmen und krümmen sich mit zerbrochenen Stufen im Zickzack; Rebengewinde und Blumen ranken und blühen überall aus dem Gemäuer. Die Bevölkerung ist aus Bekennern der drei monotheistischen Religionen gemischt und beträgt 23,000 Einwohner. Darunter befinden sich etwa 12,000 Mohammedaner; sie besitzen auf dem Tempelplatze die von Omar aufgeführte achteckige Moschee, nächst der Moschee von Mekka ihr größtes Heiligthum. Christen und Juden ist der Zutritt bei Todesstrafe untersagt; doch sind neuerlich Ausnahmen vorgekommen. Das Heiligthum ist im Inneren durch drei Säulenkreise in eine weiteste, weitere und engere Rotunde getheilt. Die letzte schließt den heiligsten Ort in sich; einen Felsen, auf dem Abraham einst Isaak opfern wollte. Die ärmsten und elendesten Einwohner von Jerusalem sind 3600 Juden; ein an den Tempelplatz stoßender Winkel ist ihr Klageplatz, wo sie zur Klage zusammenkommen. Da sitzen sie mit entblößten Füßen, küssen den Boden und lesen Psalmen und Propheten, die von Glanz und Verstörung der heiligen Stätte weissagen. Aus der Fremde kommen oft alte Juden nach Jerusalem, um hier zu sterben und so bei der im Thale Josaphat einst geschehenden Todtenauferstehung die Ersten zu sein. Christen zählt man zwischen 7—8000, und sie gehören den verschiedensten Bekenntnissen an. Die römisch-katholische Kirche hat jetzt in Jerusalem wieder einen Patriarchen und ein mit Franciskanern besetztes lateinisches Kloster, mit der geräumigen, zur Beherbergung der Fremden aufgeführten Casa nova. Die Griechen, Armenier und andere Parteien der morgenländischen Kirche besitzen Kirchen und Klöster; England und Preußen haben 1841 ein Bisthum der englischen Kirche gegründet; eine gothisch aufgeführte evangelische Kirche steht auf Zion, auch ein von Diakonissen aus Kaiserswerth geleitetes Krankenhaus ist vorhanden. Von allen Bekenntnissen wird gegen Reisende und die noch immer zur Osterzeit heranströmenden Pilger liebevolle Gastfreundschaft geübt.

In Jerusalems Umgegend ist jeder Fußtritt für christliche Erinnerung heiliger Boden; es giebt nicht ein Haus, das nicht seine fromme Sage hätte, nicht einen Stein, an den sich nicht eine heilige Erinnerung knüpfte, nicht eine Grotte oder Quelle, die nicht der Schauplatz einer heiligen Erzählung wäre. Das größte Heiligthum ist die im nordwestlichen Stadttheile gelegene Kirche des heiligen Grabes. Aus der Vorhalle, der Engelskapelle, gelangt man in das eigentliche Grab, eine Grotte, welche sechs Fuß lang, fünf Fuß breit ist. Auf der rechten Seite deckt eine Altarplatte, über der sechsunddreißig ewige Lampen von Gold und Silber

brennen, die eigentliche Grabeshöhlung. Nur immer drei Pilger auf einmal finden Raum, sich an der heiligen Stätte niederzuwerfen und ein Klosterbruder ruft ihnen zu: „Siehe, hier ist das Grab des Herrn und Erlösers Jesu Christi, der für deine Sünden in den Tod gegangen ist". Die verschiedenen Parteien der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche, nämlich Lateiner, Griechen, Armenier und Kopten (die jedoch nur eine Kapelle an der Rückwand des Grabes besitzen), haben sich in die Räume der Kirche getheilt und ihre Lobgesänge verstummen nicht. Jede hat ihre besonderen und bestimmten Andachtsstunden, und wenn nestorianische, abyssinische und jacobitische Priester nach Jerusalem kommen, halten auch sie an ihnen zugehörigen Altären Gottesdienst. Gebet und Danksagung an den heiligen Stätten erklingt von Mitternacht bis Abend in den verschiedensten Riten. So halten die Franciskaner jeden Abend unter Gesang und Gebet eine Procession an alle heiligen Stätten. Sie gehen von der katholischen Seitenkirche, welche der heiligen Jungfrau gewidmet ist, aus, verweilen nach einander bei dem Orte, wo Christus, während das Kreuz zusammengefügt wurde, gefangen gehalten ward, bei der Stätte der Kleidertheilung, des Kreuzerfindung, in der Kapelle der heiligen Helena, an dem Orte der Dornenkrönung, vor Golgatha und der Stätte der Kreuzigung, dem Steine der Salbung, dem heiligen Grabe, und kehren dann in die Marienkirche zurück. Schließlich wird für den Papst, die christlichen Könige, die Einheit der christlichen Fürsten, die Pilger, auch für die Befreiung des heiligen Landes gebetet. Andere Vorgänge in der Grabeskirche sind minder erbaulich. Leider sind, besonders in der Osternacht, in welcher nach dem Glauben der Griechen heiliges Feuer vom Himmel in der Grabkapelle sich entzündet, unter den morgenländischen Christen Scenen nicht selten, welche den heiligen Stätten durchaus nicht angemessen, und, schmachvoll genug, oft nur durch türkische Peitschenhiebe zu endigen sind. Alle Tage sitzen bis Abend Türken kaum zwölf Schritt von dem Salbungsstein auf dem Divan und rauchen ihre Pfeifen.

Aus der Grabkirche wandeln wir die Via dolorosa, den von der Tradition genau bezeichneten Schmerzensgang, auf dem der Herr von Pilatus' Hause das Kreuz nach Golgatha trug, und treffen in der Stadt noch auf gar viele Erinnerungsstellen christlicher Tradition. Im Süden, außerhalb der jetzigen Stadt, wird das Haus gezeigt, in dem Christus das heilige Abendmahl eingesetzt haben soll.

Wir werfen nun den Blick in die schroffen Tiefthäler zur Seite der Stadt. Da zieht sich im Osten zwischen dem Kalkplateau und dem Oelberge das Thal Josaphat, mit dem Bache Kidron, jetzt einer ganz wasserlosen, steinbesäeten Rinne. Niemals scheint die Sonne in diese düstere Tiefe, Morgens verbirgt sie sich hinter dem Oelberge und Nachmittags hinter Moria. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber. Unter Anderem zeigt man das Grab Absaloms, als Gegenstand der Verehrung, das der Maria, welches zu einer Höhlenkirche umgewandelt ist. Jenseits erhebt sich der 2550 Fuß hohe Oelberg mit schöner Aussicht auf Jerusalem und den Spiegel des todten Meeres. Oben steht eine kleine Moschee; auf ihrem Felsenboden zeigt man den Eindruck des Fußes, den der Herr, als er gen Himmel fuhr, zurückgelassen haben soll. Die Katholiken dürfen am Himmelfahrtstage in dieser Moschee Messe halten. Am westlichen Abhange liegt der dem lateinischen Kloster gehörige, mit einer Mauer umgebene Garten Gethsemane, mit acht alten Olivenstämmen und Stationsbildern an den Wänden; an den östlichen Abhängen das Dörflein Bethanien, arabisch Azir (Lazarusdorf), wo gastliche Freundschaft den Herrn aufzunehmen pflegte. Lazari Grab wird noch gewiesen, und in der vierten Fastenwoche feierlicher Gottesdienst darin gehalten.

Im Westen und Süd-Westen der Stadt zieht sich das Thal Gihon und Hinnom nach dem Teiche Bethesda (dessen Identität mit dem biblischen aber sehr zweifelhaft ist), und der Quelle Siloah, in der ganzen Umgegend die einzige Stelle, wo ein Trunk frischen Wassers zu finden ist. Der in diesen Thälern fließende, zwei viereckige Teiche bildende Gihon vereinigt sich mit der Kidronschlucht und geht in ihr zum todten Meere. [215]

9. Damascus, die „paradiesduftende“.

(K. R. Lepsius, F. A. Strauß.)

Damascus ist eine der heiligsten und gepriesensten Städte der Orientalen. Der Prophet Mohammed schätzt sie dreimal glücklich, weil die Engel über dieselbe ihre Fittige ausgebreitet haben, und soll bei dem herrlichen Anblicke der Stadt sie nicht eingenommen haben, weil dem Menschen nur ein Paradies bestimmt sei und er das seinige im Himmel finden werde. Im Koran schwört Gott bei der Feige und bei der Olive, d. i. bei Damascus und Jerusalem, und bei den arabischen Geographen heißt sie das Muttermaal auf der Wange der Welt, das Gefieder der Paradiesespfauen, das Halsband der Schönheit, in den Titeln des Sultans „die paradiesduftende Dimeschk“. Nach der Sage der orientalischen Christen wurde Adam hier aus der röthlichen Erde der Gegend gebildet; und auf den nahegelegenen Berg Kasiun verlegt die Legende den Ort, wo Kain den Abel erschlug.

Der Báraba tritt etwas südlich von Damascus in die große Ebene, wendet sich links nach der Stadt, die er in sieben Armen durchströmt und verläuft sich dann in einen See. Es war der goldströmende „Chrysorrhoas“ der Alten, der gepriesene Farfar der orientalischen Dichter. Er ist es, der das ganze Paradies hervorgerufen und dadurch dieser uralten Stadt, die schon Abraham kannte und David eroberte, jederzeit ihre große Bedeutung gesichert hat. Früher war Damascus auch ein Hauptsitz der arabischen Literatur und Gelehrsamkeit, und ein Schüler des Propheten soll in der großen Moschee der Ommajaden 1600 Gläubige immer auf einmal (nach Lancasterscher Methode) im Lesen des Koran unterrichtet haben. Die Stadt schien uns anfangs ihren herrlichen Umgebungen wenig zu entsprechen. Die Straßen, eng und schmutzig, mit niedrigen Lehmhäusern, hätten uns beinahe irre gemacht. Eine lange Straße, über eine halbe Stunde ausgedehnt, führte uns durch die Bazare an das entgegengesetzte Ende der Stadt, wo uns der Gasthof eines Genuesers aufnehmen sollte. Kaum waren wir durch die niedrige und enge Hausthür und das Vorhaus eingetreten, als ein Hof sich vor uns aufthat, von glänzendem Marmor umgeben und mit buntem Marmor gepflastert; in der Mitte plätscherte im Marmorbassin ein Springbrunnen, überschattet von Orangen- und Citronenbäumen mit goldenen Früchten; vielfach war der Marmorboden durch größere und kleinere, mit stehenden Marmorplatten eingeschlossene Beete unterbrochen, welche mit mancherlei Blumen, wohlriechendem Jasmin, weißen und rothen Rosen, Granat-, Orangen- und anderen Bäumen bepflanzt den Hof zu einem Garten umwandelten; umschlossen ward er durch eine Reihe von Zimmern, geschmückt mit Marmor und gemalt in den buntesten Farben in Blau und Roth, in Gold und Silber, gleichfalls mit kleinen Springbrunnen, während die eine Seite durch eine gewölbte Nische gebildet wurde, deren Eingangsbogen sich an fünfundzwanzig Fuß hoch erhob, und die, nach dem Hofe offen, an den inneren Wänden mit Divans besetzt war. Prächtiger noch als hier sahen wir diesen bezaubernden Glanz des Morgenlandes, als wir durch die Freundlichkeit des preußischen und französischen Consuls in den Häusern einiger Juden und Christen Eingang fanden. Durch das enge Thor oder einen kleinen Vorhof tritt man in den großen viereckigen Hof; die eine Seite wird in der Regel ganz durch den großen Saal des Hauses eingenommen, in welchem Besuche empfangen werden; mit seiner schön gewölbten Kuppel möchten wir ihn mit einer Kirche vergleichen, die Wände strahlen in dem herrlichsten Marmormosaik und vergoldetem Holze und zauberisch werden sie beleuchtet durch das Licht, welches durch Fenster von gefärbtem Glase fällt. Dieser Eindruck wird erhöht durch große Spiegelfelder und unzählige eingelegte Spiegelchen; in den Nischen ist das kostbare Porzellan aufgestellt und auf den Divanen prangen reichgestickte Kissen in den Ecken. Gegenüber dem Saale liegt eine Halle mit reichverzierten Säulen, ebenfalls mit einem großen Divan, der gegen Abend ein unvergleichliches Ruheplätzchen gewährt. Leuchtet darüber das Licht des Mondes, bei dessen mildem Scheine das Ueberladene in den Ver-

zierungen verschwindet, dann in der That versteht man ganz das schwärmerische Entzücken des Orientalen, wenn er an Damascus erinnert wird. Von außen unscheinbar, von innen unaussprechlich reizend und glänzend bauet er sein Haus.

Die Frauen, welche uns in den Häusern empfingen, waren ungemein prächtig in seidene Stoffe gekleidet und strahlten im Glanze von Gold und Edelsteinen. Die Kleider sind bunt und mit Blumen gestickt; um die Arme wie um den Hals tragen sie Ketten von Gold und Perlen; die Augenbrauen sind schwarz, die Nägel mit Henna roth gefärbt. Namentlich das Haar wird reich geschmückt und wallt in zahlreichen, wenigstens zwanzig bis dreißig oft durch Bänder verlängerten Zöpfen herab, in welche dicht aneinander Hunderte von Goldstücken geflochten werden. Dort sind die Schätze des Hauses bewahrt und fast alle Goldmünzen, welche im Verkehr gebraucht werden, haben daher ein kleines Loch zum Anknüpfen. An den Füßen tragen sie gelbe Schuhe von feinem Leder, und nur wenn sie sich erheben, um über den oft zur Kühlung mit Wasser besprengten Marmorboden zu gehen, benutzen sie eine Art hoher hölzerner, oft aus dem köstlichsten Holze bereiteter und mit Gold und Edelsteinen reich verzierter Ueberschuhe, auf denen sie schwerfällig mit lautem Geklapper sich bewegen. Verlassen sie das Haus, so werfen sie ein weites weißes Gewand über die ganze Gestalt, wie es auch sonst in Syrien der Fall ist. Diese reiche Kleidung erinnerte uns lebendig an die Schilderung des Jesaias, der sagt: „Die Töchter Zions gehen mit geschmückten Angesichtern, treten einher, und haben köstliche Schuhe an ihren Füßen, aber der Herr wird die Scheitel der Töchter Zions kahl machen und ihr Geschmeide wegnehmen, den Schmuck an den köstlichen Schuhen, die Spangen, die Ketten, die Flittern, die Ohrenspangen, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier, die Spiegel" u. s. w. Geistige Bildung aber bleibt den Frauen ganz fremd und um so leerer erscheint ihr äußerer Schmuck. Sie reichten uns selbst die Pfeifen, welche sie vorher anrauchten; dann ward treffliche Limonade und Kaffee geboten. Der Kaffee, in Mörsern gestampft, wird mit Zucker gekocht und ohne Milch mit dem Bodensatz aus ganz kleinen Tassen getrunken, welche statt der Untertassen auf Gestellen von Metall, oft von Gold und Silber, ähnlich unseren Eierbechern, gereicht werden. Die Frauen rauchen hier allgemein, weßhalb trotz des wohlfeilen Tabaks täglich in der Stadt für beinahe dreißigtausend Piaster oder zweitausend Thaler geraucht werden soll.

Ein Gang durch die Bazare entfaltet die ganze Fülle morgenländischer Pracht. Die Silber- und Goldarbeiter zeigen ihre geschmackvollen, reich mit Edelsteinen und Diamanten geschmückten Arbeiten. Waffen blitzen in den verschiedensten Formen und in trefflichster Ausführung dem Käufer entgegen. Die Kleiderhändler bieten die reichen seidenen, golddurchwirkten Stoffe; daneben bunte Reihen von Mänteln für syrische Effendis. Beduinen finden ihre rauhen Gewänder und auch türkische Beamte ihre der europäischen nachgebildete Tracht. Hunderttausende von gelben Schuhen, welche die Stelle der Strümpfe vertreten, und von gröberen rothen, die auf der Straße darüber angezogen werden, erscheinen in anderen Bazaren. Besonders ausgezeichnet sind die kunstreichen, mit Silberbeschlägen, Gold-, Silber- und Perlenstickereien bedeckten Arbeiten der Sattler, welche durch ganz Syrien und Arabien gesucht werden. Außerdem dann die Specereiwaaren, aromatische Oele, geistige Essenzen, wohlriechende Wasser; oder die durch ihren Wohlgeschmack im Morgenlande hochgepriesenen Bäckereien. Zur Seite laden Kaffeehäuser ein an plätschernden Wassern; Aprikosenkuchen und eine Fülle der verschiedensten Früchte wird dargeboten und an den verschiedenen Stellen wird Scherbet feilgeboten. Wasser mit Fruchtsaft, in das von einer hohen, um eine eiserne Spitze gelegten Säule Schnees kleine Scheiben zur Kühlung gelöst werden. Der Schnee des Libanon wird in den Bazaren und in den Häusern zur Kühlung des Wassers oder Weines hier und bis nach Beirut hin gebracht. Bei den Gängen durch die Bazare sahen wir mehrere Chane und traten in einen derselben. Um einen mit Marmor gepflasterten Hof mit Springbrunnen reihen sich in zwei Stockwerken die mit neuen mächtigen Kuppelräumen im prächtigsten Style erbauten Lager und Läden der Kaufleute. Es sollen dort wohl zweitausend Kameele und fünftausend Menschen Platz finden. Die Bogengänge hallen wider von dem Ruf der Käufer und Verkäufer. Eine große Karawane, welche von Bagdad angelangt war, packte eben ihre großen Kisten unter dem Zudrange des neugierigen Volkes aus; eine

andere harrte noch außerhalb, und in langer, endloser Reihe standen die Kameele in den Gängen der Bazare; um die Führer sammelten sich die Gruppen im Staunen über ihre Erzählung, daß eine dritte Karawane auf dem Zuge von übermächtigen Beduinen angefallen und ganz geplündert sei. [253. 300]

10. Die Nomadenstämme der Kurden.

(M. Wagner.)

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden im östlichen Taurus ein Mischlingsvolk, gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig ein bestimmter Typus des Körpers und der Gesichtsbildung, übereinstimmend vorherrschende Racenmerkmale, angeben lassen. Ich habe die verschiedenartigsten Gesichter und Gestalten unter den Kurden gefunden, im persischen Kurdistan mitunter eben so hohe und wohlgeformte Gestalten, wie die Perser Aserbeidschans und die Beduinen Nordafrikas, zuweilen eben so schöne, schlanke und edle Körperformen, wie bei den Tscherkessen am Kuban, mit wunderschönem, echt morgenländischem Gesichtsprofil, aber auch plumpe, mißgestaltete, groteske Individuen mit grobgeschnitzten Gesichtern, großen Köpfen und großen Nasen.

Die Kurden sind über einen sehr großen Theil von Westasien verbreitet. Das von ihnen bewohnte Areal schätzt Ritter auf wenigstens zweitausend Quadratmeilen.

Das Volk wird bei den Kurden in zwei Stände oder Kasten getheilt: in den Kriegerstand, Assireta genannt, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Die Guran unterscheiden sich durch ihre Physiognomie wie durch ihren Dialect von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung ist sanfter, weit regelmäßiger, und erscheint öfters ganz griechisch. Die echten Kurden der Kriegerkaste sind ein stämmiges, robustes, gesundes Volk, in dem viele Männer und Frauen von hohem Alter sich gut erhielten. Aber ihre Physiognomie hat sehr grobe Züge, dicken Vorderkopf, tiefliegende, starre Augen, meist blau oder von grauer Farbe. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt und erzogen.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapferen vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen, wie bei den Kurden, ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche ich während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tataren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den echten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Perser überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honneter und menschlicher benehme als der Tatar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn Jener sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Eriwan ist es öfters vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertod zu bewahren. Auf Dankbarkeit ist bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen sie früher das Gastrecht genossen, plündern sie gewöhnlich

ohne Gewissensscrupel aus und sagen dann zur Beschönigung ihrer That: „Wenn sie nicht Hab und Gut ihres Gastfreundes genommen, so wäre nach ihnen wohl ein Anderer gekommen, der sich dessen bemächtigt hätte". Als Gäste beobachten sie den seltsamen Brauch, daß sie das dargereichte Brod aus der Mitte, nicht vom Rande brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brodes berührt, so sind sie nach ihren Begriffen dem Gastfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen sich auch später nicht mehr an seinem Eigenthum vergreifen. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden schwerlich übertroffen. Dagegen wollen sich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befassen, welche an der russischen Grenze gegen Persien und die Türkei so schwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler so einträglich ist. Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Schleichen und Steigen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch das Schmuggeln geboten. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewinnen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, fast eben so abweichend wie ihre Physiognomie. Die hohe, gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tatarischen, in den Gebirgslandschaften am unteren Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre, die ich bei den Kurden in Persien und in der Türkei gesehen, sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Selbst bei den mächtigen und wohlhabenden Stellen kommt selten mehr als Ein Feuergewehr auf zehn Mann. Dagegen trägt im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich oben mit einem Büschel von schwarzen Roßhaaren oder Wolle geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange, breite, zweischneidige Dolche, Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Das Schießpulver wird von den Kurden Derman genannt, was so viel als „wirksame Medicin" bedeutet.

Der Kinderverkauf, welcher im Kaukasus so allgemein herrscht, ist in Kurdistan unbekannt. Wie die tscherkessischen Usden wohnen auch die kurdischen Häuptlinge in alten Vesten, welche wie die deutschen Ritterburgen auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden. Indessen waren selbst in den schlimmsten Zeiten nicht alle Kurdenstämme wirkliche Räuberbanden, obwohl keiner den Raub bei guter Gelegenheit verschmähte.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren, selbst die Söhne des Häuptlings sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffee und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und Jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Beim Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden, bis er sich niedergelassen hat. In den großen Kurden-Clans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu gute. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen, sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von

ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reichgewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen konnten. Mancher kurdische Stammesfürst muß, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, täglich dreißig bis vierzig Schafe schlachten, vier bis fünf Pfund Reis als Pilav bereiten und einige Pfund Kaffee und Tabak an seine Gäste vertheilen.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilav, nämlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleisch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüssel von gekochtem Reis, Lammsbraten, Käse und saurer Milch. Gewöhnlich werden alle diese Speisen in einer großen kupfernen Schüssel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tischgäste gestellt. An jeder Schüssel essen vier bis fünf Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift jeder mit den Händen in die Schüssel und holt sich jene Bissen heraus, die er am liebsten hat. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit dem Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese gesättigt sind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müssen, welche jene übrig gelassen haben. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und schlürft sein Täßchen Kaffee. Ein fremder Gast, besonders ein Europäer, verläßt selten einen kurdischen Clan, ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch ist dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habsucht und Speculation als der Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, daß der Gast das Geschenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel werthvolleres Gegengeschenk machen werde. Die demüthigen Höflichkeitsphrasen, deren sich Perser und Tataren bei der Bewillkommnung oder Verabschiedung vornehmer Gäste bedienen, z. B.: „Ich bin der Staub zu deinen Füßen" u. dgl. verschmähen die Kurden, bedienen sich dagegen sehr oft der freundlichen Redensarten: „Du bist unser Bruder, unser Auge . . . . . möchte unsere Freundschaft von Dauer sein!"

Alle europäischen Reisenden, welche mehr oder minder lange unter Kurden sich aufgehalten, und deren Gewohnheiten und Sitten zu studiren Gelegenheit hatten, stimmen in ihrem Urtheil überein, daß die kurdischen Frauen freier, geachteter und in den wohlhabenden Häusern auch glücklicher sind als Türkinnen und Perserinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und außer dem Hause frei umher, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran sind froh, wenn sie Eine Frau erkaufen und ernähren können.

Die Blutrache herrscht bei den Kurden fast in derselben Stärke, wie bei den Bergvölkern des Kaukasus. Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch giebt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und giebt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz, aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher, das Obschag, d. i. das Hausrecht entehrend, dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen wollte. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein, in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der milderen Sitte für die westlichen Länder schimmerte. [309]

11. Die Ausgrabungen in Ninive und Babylon.

(C. Sandreczki. A. H. Layard. F. Justi, im Auslande, Jahrgang 1866.)

Im Jahre 1841 kam Botta als französischer Consul nach Mossul. Botta war so wenig als Layard oder Major Rawlinson Gelehrter oder Alterthumsforscher von Profession. Als wissenschaftlich gebildeter Mann aber, dem seine Consulatsgeschäfte Muße genug ließen, und dessen Thätigkeitstrieb wahrscheinlich eben so sehr von Einsamkeit als von der Geschichte des Schauplatzes, auf welchem er sich befand, angespornt wurde, während seine amtliche Stellung nur fördernd mitwirken konnte, richtete er seine Blicke bald auf die Erddämme und Hügel jenseit des Tigris, die, wie längst nicht mehr bezweifelt wurde, das Schuttgrab der „großen Stadt" darstellen mußten. Da hörte er, daß die Einwohner des Dorfes Khorsabad, welches auf einem dem Kujundschikhügel ähnlichen Erdhügel lag, schon öfters Bildwerke aufgegraben hätten, die zerschlagen wurden und in den Kalkofen wanderten, verließ Kujundschik, und begann seine von so vielem Erfolg gekrönten Nachgrabungen in Khorsabad.

Es dauerte nicht lange, so hatte er mehrere Gemächer eines Gebäudes aufgegraben, deren Marmorbekleidung voll von geschichtlichen Darstellungen in Bildern und Keilschrift war. Botta war kein Zeichner wie Layard, aber seine Beschreibung der Bildwerke in Verbindung mit dem Dasein von Keilschrift und der besonderen Oertlichkeit, die auf eine Zeit nicht nur vor Alexander, sondern auch vor Cyrus hinwies, ließ bald keinen Zweifel übrig, daß er auf assyrische und wahrscheinlich ninivitische Alterthumsreste gestoßen war. Botta, später auch von einem Künstler für die Zeichnung der Bildwerke unterstützt und von seiner Regierung mit reichen Mitteln versehen, arbeitete einige Jahre an der Enthüllung des Khorsabad-Königshauses fort, wobei er sogar die Bewohner des Dorfes dahin zu bringen wußte, daß sie, dasselbe aufgebend, unten in der Ebene auf seine Kosten ein neues Dörfchen anlegten, und kehrte dann nach Frankreich mit reicher Ausbeute zurück, da die türkische Regierung die Ausfuhr von Steinplatten, die, wie man sich überzeugt hatte, keinen Geldschatz enthielten, gern bewilligt hatte.

Hier tritt nun der erste Entdecker vom Schauplatz ab; denn er kehrte nicht mehr nach Mossul zurück, sondern wurde später Consul in Jerusalem. Seinem von vieler Einsicht geleiteten Entdeckungseifer ward in ganz Europa volle Anerkennung, und doch scheint er jetzt in Vergessenheit zu gerathen, indem sein Nachfolger Layard ihn an Erfolg überflügelt hat.

Ich war, erzählt Layard, im Sommer 1839 und im Winter 1840 durch Kleinasien und Syrien gewandert und hatte kaum einen durch die Tradition geheiligten Ort oder eine durch die Geschichte geweihte Ruine unbesucht gelassen. Nun fühlte ich ein unwiderstehliches Verlangen, in die Gegenden über den Euphrat hinaus vorzubringen, welche Geschichte und Tradition als den Geburtsort der Weisheit des Westens bezeichnen. Ueber Assyrien, Babylonien und Chaldäa schwebte noch ein tiefes Dunkel. An diese Namen ketten sich große Nationen und düstere Schatten der Geschichte großer Städte; gewaltige Ruinen, mitten in Wüsten durch ihre Oede und den Mangel einer bestimmten Gestalt jeder Beschreibung von Seiten des Reisenden Hohn sprechend; die Ueberreste großer Völkerstämme wandern noch durch das Land, durch die Ebenen, welche die Juden wie die Heiden als die Wiege ihres Stammes ansehen. Nach einer Reise durch Syrien wenden sich die Gedanken natürlich nach Osten und ohne die Ueberreste von Ninive und Babylon besucht zu haben, ist die Pilgerreise unvollständig. Am 18. März verließen wir Aleppo, am 10. April trafen wir in Mossul ein.

Während unseres kurzen Aufenthaltes in dieser Stadt besuchten wir die großen Ruinen am östlichen Ufer des Flusses, welche man allgemein für die Ruinen von Ninive gehalten hat. Wir ritten auch in die Wüste und sahen vom Gipfel einer künstlichen Anhöhe aus eine weite Ebene, von der wir nur durch den Fluß getrennt waren. Eine Reihe erhabener Erdhügel, von denen einer in pyramidaler Form die anderen überragte, begrenzte diese Ebene im Osten. Es war die Pyramide, in deren Nähe Xenophon mit den 10,000 Griechen campirt hatte. Auch

Kalah Scherghat war eine assyrische Ruine: eine ungeheure, formlose Masse, jetzt mit Gras überwachsen und nirgends eine Spur der menschlichen Hand zeigend, außer wo die Winterregen in ihre meist senkrechten Seiten Klüfte gewaschen und dadurch den Inhalt bloßgelegt hatten. Einige wenige Bruchstücke von Thongeräthen und mit Inschriften versehene Backsteine fand man in Folge sorgfältiger Nachsuchungen unter dem Schutte. Unter den Arabern war eine Sage im Gange, daß unter den Ruinen noch aus schwarzem Steine gehauene seltsame Figuren vorhanden seien. Die Scene umher ist der Ruinen würdig; überall nur Verwüstung und Einöde; ein heiliger Schauer folgt der Verwunderung, denn hier ist Nichts, was das Gemüth beruhigen, zum Hoffen leiten oder sagen könnte, was vergangen ist. Diese ungeheuren Erdhaufen machten einen stärkeren Eindruck auf mich, veranlaßten mich zu ernsterem Nachdenken als die Tempel von Balbeck und die Tempel Joniens.

In der Mitte des April verließ ich Mossul, um nach Bagdad zu reisen. Da ich auf einem Flosse den Tigris hinabfuhr, sah ich die Ruinen von Nimrud wieder und hatte eine bessere Gelegenheit sie zu untersuchen. Es war Abend, als wir an dieser Stelle ankamen. Der Frühlingsregen hatte die Ruinenhügel mit dem schönsten, reichsten Grün überkleidet und die fruchtbaren Wiesen, welche sie umgaben, waren mit Blumen bedeckt, die in allen Farben strahlten. Einige wenige Bruchstücke von Backsteinen, Thongefäßen und Alabaster lagen, zum Theil versteckt, mitten in dieser üppigen Vegetation.

Meine Neugier war im höchsten Grade erregt und von diesem Augenblicke an faßte ich den Plan, sobald es je in meiner Macht stehen sollte, diese eigenthümlichen Ruinen auf das Genaueste zu durchforschen. Endlich im Herbst des Jahres 1845 theilte mir Sir Stratford Canning mit, daß er bereit sei, für eine bestimmte Zeit die Kosten des Nachgrabens in Assyrien tragen zu wollen, in der Hoffnung, daß, wenn glücklicher Erfolg den Versuch krönen sollte, sich wohl Mittel und Wege finden würden, das Unternehmen in angemessenem Maßstabe auszuführen. In der Mitte des Octobers reiste ich von Konstantinopel, wo ich mich damals befand, mit dem Dampfschiffe nach Samsun und erreichte von hier aus in zwölf Tagen, voll Sehnsucht, das Ziel meiner Wünsche zu gewinnen, nach Mossul."

Mit Eifer und Glück wurden die Ausgrabungen begonnen und mehrere Jahre fortgesetzt. Nach einer kurzen Unterbrechung, während welcher Layard nach Europa zurückkehrte, nahm er die Untersuchungen 1849 wieder auf.

Die Zahl der im Nordwestpalast aufgegrabenen Gemächer stieg gegen Ende April 1847 bereits auf achtundzwanzig; und aus der dem Ehrgeiz der Herrscher entsprechenden Einrichtung derselben läßt sich der Reichthum des Schatzes entnehmen, welchen Layard aus denselben an Basreliefs, Inschriften und Standbildern für das im Sammeln so glückliche England heben konnte. Außerdem hatte er viele kleinere Schmuck- und Ziersachen aufgefunden, die in das Hauswesen des assyrischen Palastlebens manchen Blick gestatten, oder von dessen Comforts Begriffe geben, und endlich Fortschritte im Entziffern der Schriften gemacht, die ihm, dem schon die augenfällige Verschiedenheit in der Anordnung und Ausführung der Bildwerke zu Khorsabad und Kujundschik einer- und zu Nimrud andererseits Grund gewesen war, auch verschiedene Bauherren und Bauzeiten anzunehmen, nun noch stärkere Beweise lieferten, daß Khorsabads und Kujundschiks Paläste dem zu Nimrud im Alter nachstanden.

Nach Botta und Layard verdanken wir die Enthüllung des assyrischen Alterthums und die Entzifferung der Keilschriften Sir Henry Rawlinson und endlich einer von der französischen Republik ausgerüsteten Expedition 1851—1854, deren Mitgliede Julius Oppert wir die genauesten Vermessungen, Beschreibungen und Restaurationsversuche der Ruinen verdanken.

Man untersuchte nicht blos die Trümmerhügel Ninives, sondern auch die Stätten des älteren Babylon.

Die Besucher dieses Bodens der alten Chaldäerstadt pflegen von Bagdad am Tigris aus die 40 Stunden lange Karawanenstraße einzuschlagen, und auch wir wollen uns auf derselben dem alten Schloß des Nebukadnezar, den hängenden Gärten und dem Thurm der Sprachen nähern. Aus den Gärten und Palmenhainen der Chalifenstadt gelangt man nach einigen Stunden in eine öde Strecke, mit vertrockneten, höchstens im Frühjahr hie und da mit Wasser gefüllten Canälen und Trümmern von Häusern, welche uns ins Gedächtniß ruft, daß hier Mongolen und Türken gehaust haben; nur die schönen, meist von Persern gebauten Karawanserais erfreuen den Reisenden.

Nachdem man über den Königsgraben gesetzt ist, erblickt man links die noch von den alten äußeren Mauern eingeschlossen gewesenen Ruinen einer alten Stadt, vielleicht Cutha's, und nach einigen Stunden erreicht man an den Ruinen des Schlosses vorbei Hillah, die von 6—10,000 Menschen bewohnte Stadt, welche im Mittelpunkt des alten Babylon und auch heute noch gerade in der Mitte der zwei größten Ruinengruppen, des Mudschelibeh und des Birs Nimrud, am rechten Euphratufer liegt. Sie wurde um 1100 n. Chr. gegründet, nachdem schon im Jahr 1030 die letzten Bewohner der Trümmer Babylons, Juden, diese Stätte verlassen hatten. Obwohl nun Hillah natürlich nicht mehr altbabylonische Häuser enthält, so sind doch sämmtliche Gebäude aus altbabylonischen, oft mit Keilschrift bedeckten Backsteinen, die man in den Ruinen der Paläste brach, aufgeführt, wie denn Niebuhr erzählt, daß kurz vor seinem Besuch ein Karawanserai auf diese Weise erbaut worden sei.

Wenn wir von dem Thor der Semiramis, am Nordwesteck der Mauer, wo der Euphrat in die Stadt fließt und wo einst Kyros eindrang, uns zur Stadt wenden, so gelangen wir an verschiedene Trümmerhügel, welche einst Bollwerke und am Kai belegen waren, während jetzt der Euphrat eine östliche Ausbiegung einschlägt. Linker Hand, in der Ecke zwischen dem Strom und der nördlichen inneren Mauer, erblicken wir eine ungeheure Ruine, das älteste Gebäude Babylons, welches die heutigen Bewohner jener Gegend Babil oder Mudschelibeh nennen. Der Eindruck, welchen dieser 180 Meter oder eine Stadie lange und 40 Meter oder 110 Fuß hohe Hügel in der weiten Ebene macht, ist ein so großartiger, daß man zweifelt, ob diese wüste, gigantische Masse, in welcher Eulen, Stachelschweine, Löwen und nach dem Glauben der Araber auch Dschinnen und Waldgeister hausen, ein Werk von Menschenhand sein könne. Die Umwohnenden versichern, die Sündfluth habe den Berg angeschwemmt; wir erinnern uns an das Wort eines jüdischen Propheten:

> Nur wilde Katzen haben dort ihr Lager
> Und ihre Häuser füllen an die Marder,
> Die Strauße nisten dort,
> Und Satyre führen Reihen auf,
> In ihren Schlössern heulen Wölfe,
> In ihren Prachtgebäuden die Schakale.

Auf der Nord- und Westseite ist durch die Zerstörung der Eindruck der quadratischen Grundlinien verwischt, während namentlich die Südseite und die südwestliche und südöstliche Ecke noch wohl zu erkennen, ja von Layard an einigen Stellen bloßgelegt sind. Man besteigt die Ruine im Nordwesten, wo eine Art Bucht und ein schmaler Einschnitt einen sanft aufsteigenden Pfad gewähren. Oben befindet man sich auf einer etwa 10 Meter breiten Ebene, welche zahlreiche Spuren von Steinbrüchen zeigt. Hr. Rich fand durch Nachgrabungen, welche er in die Masse trieb, eine Kammer von 13 Quadratfuß Geräumigkeit, die aber voll Schutt lag.

Ueber diese Ruine besitzen wir sowohl bei den Alten, wie auch in babylonischen Keilinschriften so viel Nachrichten, daß wir uns im Allgemeinen eine Vorstellung von dem Bau machen können. Es ist dieses älteste Denkmal Babylons von Nebukadnezar restaurirt und von Xerxes nach der Niederlage bei Salamis zerstört worden. Alexander der Große entschloß sich, dasselbe wieder aufzubauen. Aber die Arbeit scheiterte an der ungeheuren Schwierigkeit, da schon allein zur Beseitigung des Schuttes 10,000 Menschen zwei Monate lang beschäftigt werden mußten. Der Grundriß des Gebäudes war ein Quadrat, über welchem sich auf einer wohl 100 Fuß hohen Terrasse eine Pyramide erhob.

Der höchste Tempel innerhalb der Pyramide hieß „Tempel der Grundfesten der Erde", weil man von hier aus gleichsam die ganze Erde, die Grundfesten, auf denen der Horizont ruht, zu erkennen glaubte. Die höchste Spitze der Pyramide war abgestumpft, so daß hier 60 Fuß unter der ideellen Spitze eine 60 Quadratfuß große Platform entstand, auf welcher drei Götterbilder von ciselirtem Gold standen, welche namentlich den Xerxes werden gereizt haben, den Zorn über seine Niederlage an dem Gebäude auszulassen und zugleich seine Habsucht zu befriedigen und den Abscheu der zoroastrischen Religion gegen Götterbilder kund zu geben. Es war zuerst ein aufrecht schreitender Bel-Merodach, von 40 Fuß Höhe und 1000 Talenten Gewicht; dann eine auf goldenem Stuhl sitzende Bilit-Tavat, die Mutter der Götter; zu ihren Füßen lagen Löwen und zu ihren Seiten silberne Schlangen. Auch dieses Bild wog 1000 Talente; endlich eine 800 Talente schwere Statue der Gemahlin des Merodach, welche in der Rechten einen Schlangenkopf und in der Linken ein mit Edelsteinen besetztes Scepter hielt. Bei den Göttern war ein Tisch von gehämmertem

Gold angebracht, welcher 500 Talente wog. Auf ihm standen zwei Rauchfässer von 30 Talenten Gewicht. Außerdem standen auf der Platform noch zwei Altäre, jeder von 300 Talenten Schwere, und drei Kessel zusammen im Gewicht von 2400 Talenten. Das Vorhandensein dieser ungeheuren Menge des kostbaren Metalls, welche einem Werth von 9,500,000 Thlrn. gleichkommt, haben wir keinen Grund in Zweifel zu ziehen, und es läßt sich wohl daraus erklären, daß Nebukadnezar, welcher diese Werke den Göttern weihte, die unermeßlichen Schätze, die er in Ninive, Jerusalem und Phönizien erbeutete, hierzu verwendet hat. Wir besitzen nun mehrere Keilinschriften, welche sich auf die von dem genannten König vorgenommene Restauration dieses merkwürdigen Denkmales beziehen. Dieselben sagen: „In der Pyramide, dem Tempel der Majestät des Merodach, begann ich die Herstellung der Orakelkammer, des Ruheortes des Gottes der Götter Merodach; in Marmor habe ich die Kuppel gewölbt, ich habe das Kupfer und Blei der Kuppel mit massivem Gold überzogen. Der Altar der Majestät des Merodach war von einem früheren Könige von Silber angefertigt, ich habe ihn mit Gold überziehen lassen. Das mystische Symbol des Merodach ließ ich in Zerir und Gestein emailliren, so daß es die Bilder der Gestirne zeigt. Das Heiligthum Babylons habe ich wieder aufgebaut und hergestellt; den Tempel der Festen der Erde, dessen Gipfel ich in Backsteinen und Kupfer vollendet habe. Die größten Bäume, welche ich aus dem Libanon herbeischaffen ließ, verwendete ich zum Gebälk in der Orakelkammer, wo der Gott ruht. Die Cypressenbalken der Kammer verkleidete ich mit reinem Gold, Silber, anderen Metallen und Steinen. Die Beute der Länder Izalla, Tuimmi, Simmin, Khilbun, Aranaban, Sukha, Bitkumat, Bitot ließ ich wie Ströme, die nicht mehr an ihrer Quelle (d. h. sehr mächtig) sind, in die Pyramide des Merodach und der Zarpanit, meiner Gebieter, einfließen. Das Thor Hilisut wurde von mir mit Gold überzogen. Obwohl der Thurm der Stockwerke (der Sprachenthurm in Borsippa) schon der Sitz des Gottes Nebo ist, so habe ich doch auch in der Pyramide einen Ruheplatz des Nebo errichtet und den Boden, die Pfosten und Thürangeln mit Gold geschmückt; ich gab diesem Tempel den Glanz des Tages".

Die Hauptthür befand sich an der Südseite nach der Stadt zu. Man erreichte die höher gelegenen Theile der Pyramide wahrscheinlich vermittelst Treppen in gewölbten Gängen.

Wir nähern uns nun der neuen, von Nebukadnezar erbauten Königsburg, welche noch heute „Schloß des Nebukadnezar" heißt. Der ungeheure, 144,400 Quadratmeter bedeckende und etwa 20 Meter oder 70 Fuß hoch über dem Ostufer des Euphrat aufsteigende Hügel ist von weitem kenntlich durch eine einsame Tamariske, welche die Umwohner für den letzten Rest der hängenden Gärten halten. Der ganze aus etwa 300 Hügeln bestehende Complex bildet ein an vielen Stellen von Gruben, unzähligen Rissen und 40—50 Fuß tiefen Steinbrüchen durchzogenes und ausgewühltes kleines Backsteingebirge, zwischen dessen Mauertrümmern man sich verirren kann, wenn man keinen Compaß hat oder nicht schon länger mit der Localität bekannt ist; und wir würden kaum eine Idee von der ursprünglichen Anlage haben, wenn wir blos auf die noch vorhandenen wie durch ein Erdbeben zerrissenen Wände und durch Schutt angefüllten Vertiefungen angewiesen wären. Die Steine werden hier deßhalb so gesucht, weil sie die schönsten auf dem ganzen Ostufer sind und mit leichter Mühe auf dem dicht vorbeifließenden Euphrat eingeschifft werden können. Rich traf einen bagdadischen Baumeister an, welcher angewiesen war, das Material zur Ausbesserung der Festungswerke von Hillah hier mit seinen Arbeitern aufzubringen. Derselbe Reisende versichert, daß die hellgelben Backsteine durch den Mörtel so fest verkittet seien, daß es nicht möglich sei anders als wie beim Brechen von Felsen zu verfahren; er ließ Ausgrabungen am Schloß vornehmen und entdeckte einen 7 Fuß hohen Gang, dessen Decke mit großen Blöcken von Sandstein verkleidet, dessen Wände und Fußboden aus gebrannten mit Asphalt verkitteten Backsteinen gemauert sind.

Sämmtliche Backsteine sind auf ihrer unteren Seite, welche also von außen nicht sichtbar ist, mit einer Inschrift versehen, die offenbar mit einem Holzstempel in den noch weichen Backstein vor dem Brennen gedruckt worden ist. Sie lautet: „Nebukadnezar, König von Babylonien, Hersteller der Pyramide und des Thurmes, ältester Sohn des Nabopalassar, Königs von Babylonien". Die unteren Theile der Mauern, bis zum Niveau der Euphratüberschwemmung, sind mit Erdharz überzogen, um den schädlichen Einflüssen der Feuchtigkeit zu widerstehen. Das Bindematerial der Steine, um dies hier ein für

allemal zu bemerken, war dreifacher Art; die erste Art bestand in Lehm oder Thon mit geschnittenem Stroh vermischt, und wurde in sehr dicken Lagen verwendet; die zweite Art war Bitumen, welches namentlich da zur Anwendung kam, wo der Bau dem Wasser ausgesetzt war; endlich hatte man einen Mörtel oder Cement, welcher am meisten angewendet wurde und der dem besten Mörtel römischer Bauwerke gleichkommt. In der Inschrift, welche den Bericht über die äußeren Mauerquadrate enthält, findet sich auch ein solcher über das Schloß, welcher lautet: „In Babylon, der Stadt, welche die Lust meiner Augen ist und welche ich verherrlicht habe, bespülen die Wasser der Ueberschwemmung die Grundmauern des großen Palastes Tagratinisi (Wunder der Menschheit) mit seinen vielen Zimmern und hohen Thürmen, des Schlosses meiner Majestät im Lande Babylon, mitten in Babylon, welches (Schloß) sich ausdehnt vom Imgur-Bell bis zum Bett des Shebil, des östlichen Canales, und vom Sipparaflusse bis zu dem Miburshabu, welches Nabopalassar, mein Vater, mit Backsteinen errichtete und aufbaute. War das Reservoir voll, so bespülte das Wasser die Thore des Palastes. Ich erhöhte die Backsteinterrasse, auf welcher er steht, und schnitt die Wasserfluthen ab, und schützte die Grundmauern des Palastes gegen die Wasser mit Backsteinen und Mörtel, und vollendete es. Lange Balken brachte ich als Stützen an, mit Pfeilern und Balken, mit Kupfer überzogen, und mit Eisen befestigt legte ich seine Thore an. Silber, Gold und Edelsteine . . . häufte ich im Inneren auf und legte da das Schatzhaus meines Königreiches an. . . . . In allen meinen Besitzungen baute ich kein Schloß meiner Macht und legte nirgend (sonst) die kostbaren Schätze meines Königreichs nieder. . . . In fünfzehn Tagen vollendete ich das Werk und machte es zum Schloß meines Königreichs".

Die Mauern waren übertüncht, und an einigen Stellen sind noch Spuren eines weißen Ueberzuges erkennbar. Es fanden sich auch schwarze, weiße, blaue, ockergelbe, braune, seltener rothe gefirnißte Backsteine, die von Wandgemälden herstammen, wie man denn noch größere Fragmente von Gemälden, Glieder von Löwen und Rossen, Abbildungen von Waffen, Lanzen, Bäumen, Augen und anderen menschlichen Körpertheilen gefunden hat. Keilinschriften fanden sich ebenfalls, und zwar in weißen Keilen auf blauem Grunde.

Inschriften besagen u. a.: „Ich schrieb auf die Friese der Hallen den Ruhm meines Namens", oder „ich schmückte die Thore ringsum mit Inschriften und Bildern auf gefirnißten Steinen". So wird der Bericht der Alten bestätigt, wonach auf den Thürmen und Mauern Thiere aller Art abgebildet waren, mit aller Kunst in Farben und lebendiger Zeichnung. „Das Ganze stellt eine Jagd auf verschiedene Thiere vor. Mitten unter ihnen befindet sich hier Amytis, die Gemahlin Nebukadnezars, wie sie auf ihrem Rosse einen Panther mit dem Speere durchbohrt; neben ihr steht ihr Gatte Nebukadnezar, welcher einen Löwen mit der Lanze erlegt." Daß weder die Beschreibung noch die Bilder selbst übertrieben sind, bezeugen uns die Reliefs aus Ninive, auf welchen die Könige häufig Löwen und Büffel mit Pfeilen, Lanzen und kurzen Schwertern tödten. Wenn der Hof keine Lust hatte in die Berge zum Waidwerk zu ziehen, so konnte er in den Parkanlagen des Palastes selbst der Jagd obliegen. Man hatte Zwinger für Löwen angelegt, wie dies unter Anderm die Geschichte vom Daniel berichtet, und in Verbindung damit stand eine weite Arena, deren Ausgänge mit Soldaten besetzt waren, die in der Rechten Speere, in der Linken große Hunde an Stricken hielten, um die wilden Thiere nicht entkommen zu lassen. Neben den Käfigen befand sich, wie dies ein Relief in Ninive zeigt, ein Kasten, in welchem ein Mann Platz hatte, der die Fallthür des Käfigs öffnete, um die Bestien herauszulassen.

Da wo der Granitlöwe steht, erhob sich der Palast im engeren Sinne, und eine Inschrift auf mehreren hier gefundenen Steinplatten besagt: „Großer Palast des Nebukadnezar, Königs von Babylon, des Sohnes des Nabopalassar, Königs von Babylon, welcher wandelte in der Anbetung der Götter Nebo und Merodach, seiner Herren". Der Prophet Daniel läßt den Chaldäerkönig sagen: „Das ist die große Babel, die ich erbauet habe zum königlichen Hause, durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herrlichkeit".

Der Palast ist noch dadurch merkwürdig, daß in ihm das berüchtigte Gastmahl des Belsazar gehalten wurde, und daß späterhin in ihm Alexander der Große seinen Geist aufgab.

Jeder Palast stand womöglich am Ende der Stadt und über dem Stromufer auf einer hohen künstlichen Terrasse, welche von Erde

aufgeworfen, aber mit Steinen bekleidet wurde; der Fußboden derselben war mit geschmackvollen Mosaikmustern ausgelegt und der Aufgang zu ihr wurde durch eine Treppenanlage gebildet, die sich z. B. in Persepolis ganz erhalten hat. In Babylon war eine Auffahrt nach dem Palast angelegt. Dieser bestand aus verschiedenen Theilen; abgesehen von den Gebäuden für die Leibgarde, den Hofhaltungsmagazinen, Schatzhäusern und anderen, lagen auf der Terrasse meist mehrere Höfe, um welche sich die großen Hallen für die Acte der Regierung und für Festlichkeiten, sowie die kleineren Privatzimmer gruppirten. Die Zimmer der weiblichen Bewohner des Palastes lagen in einem besonderen Gebäude, welches durch Galerien mit dem Palast in Verbindung stand. Die Hallen waren meist lang gestreckt; so beträgt die Länge einer Halle des Sanherib in Ninive 180 Fuß, während die Breite der Halle nur 40 Fuß mißt. Die unteren Theile der Wand, bis zu 10—12 Fuß Höhe, waren durchweg mit Reliefdarstellungen von Thaten der Könige in Krieg und Frieden verziert, während der obere Raum der Wände mit bunten Backsteinen ausgelegt war. Auch die kleineren Zimmer der Könige sind mit Reliefs geschmückt. Die Anzahl dieser immer rechtwinklig angelegten Räume war sehr groß — zählt man doch in Sanheribs Palast in Ninive, so weit derselbe ausgegraben ist, allein auf ebener Erde deren achtundsechszig; dies ist freilich auch die höchste Zahl, welche bis jetzt gefunden worden ist, für gewöhnlich genügten wohl 40—50 Zimmer. Die Seiten der Zimmer, welche nach dem Hof zu lagen, waren mit kolossalen Figuren in Relief, theils Opfer darreichende Priester, theils übermenschliche Wesen mit Adlerköpfen und Flügeln darstellend, verziert. Da die Höfe nicht ummauert waren, sondern die Gebäude selbst die Hofmauer ausmachten, so durchbrachen die Thorwege diese Gebäude und waren stets doppelt, nämlich so, daß sie eine schmale Halle bildeten, welche nach dem Inneren des Hofes sowie nach außen einen Eingang hatte, und welche eben die hohe Pforte bildet, in welcher die Richtersprüche des Herrschers verkündigt werden. An beiden Eingängen der Thorwege stehen Cherubim, d. h. Stiere oder Löwen von 15—18 Fuß Höhe, mit Adlersfittigen und Menschenhäuptern mit langen Bärten, Ohrgehängen und hohen Tiaren geschmückt. Diese phantastischen Thiere stehen mit der Länge ihres Leibes in ziemlich hohem Relief auf der inneren Seite der Thorhalle, so daß sie mit der Vorderseite und dem Gesicht ins Freie, sei es in den Hof, sei es nach der Platform, hinausblicken. Zu ihren Seiten, auf den inneren langen Wänden, welche die Thorhalle durchschneidet und welche die Hoffaçade bilden, stehen in der Regel ebenfalls etwas kleinere Cherubim, mit der Länge des Leibes an der Wand herschreitend, mit der Vorderseite nach der Thorhalle gerichtet, aber die Häupter nach dem Inneren des Hofes gewendet. Die Thorhalle war gewölbt, und man hat in Ninive eine solche gefunden, welche 15 Fuß Spannung im Lichten hat. Während nun die Parterreräume der Paläste nur durch die Eingänge aus dem Hofe, welche, wenn sie groß angelegt waren, ebenfalls mit Cherubim als Portalwächtern gefunden werden, ihr Licht erhalten, besteht das höhere Stockwerk aus einer luftigen Säulenhalle, die nur nach hinten durch eine Mauer abgeschlossen ist. Das Kranzgesims war mit Mustern von bunten Backsteinen verziert und mit Zinnen bekrönt. Die Decken bestanden aus kostbarem, mit Blechen von edlem Metall bekleidetem Holz, welches die Könige oft aus entfernten Gegenden kommen ließen.

Der noch übrige, letzte, etwa 30 Meter hohe Trümmerberg der Königsstadt, der die Ruinen der hängenden Gärten enthält, liegt südlich vom Schloß, dem alten Palast gerade gegenüber, und bietet den Anblick einer zerrissenen und eingebuchteten Küste. Er führt den Namen Hügel des Amran des Sohnes Ali (Tell Amran ibn Ali), weil unter einem kleinen Kubbeh dieser angeblich hier erschlagene Mann begraben liegt. Der Körper des Hügels ist von zwei beträchtlichen Vertiefungen oder Rinnen durchschnitten, welche so gerichtet sind, daß sie die Parallelseiten rechtwinklig schneiden und zwar die östliche derselben gerade an den Endpunkten. Es rühren diese ziemlich regelmäßigen Schluchten von den Wasserleitungen her, welche das Wasser des Euphrat durch Pumpwerke auf die hängenden Gärten führten, deren Ruinen diesen Hügel bilden. Man hat durch einen Einschnitt an der Nordostecke persische Gräber zu Tag gefördert, welche Glasvasen, goldene Reife, Todtenmasken, Edelsteinringe und Ohrschmuck mit Granaten enthielten und ursprünglich in den Hallen unter den hängenden Gärten angelegt waren.

Die hängenden Gärten wurden von Nebukadnezar erbaut, wie die Geschichtschreiber erzählen, um seiner medischen Gemahlin einen

Ersatz für ihre heimatlichen Hügel mit ihren Wiesen und Hainen zu gewähren. Wie alle Gebäude Assyriens und Babyloniens hatten auch die hängenden Gärten eine künstliche, hier trapezförmige Platform, auf welche die eigentliche quadratische Gartenanlage zu stehen kam, und in welcher im Norden und Süden zwei große Tunnel verborgen lagen, die das zur Bewässerung nöthige Wasser aus dem Euphrat in ein großes Reservoir führten, von wo es auf die vier Terrassen gehoben wurde. Es erhob sich auf dieser Platform ein Netz von 22 Fuß dicken Mauern, welche von 10 Fuß breiten Oeffnungen durchbrochen waren, so daß das Ganze im Grundriß das Ansehen einer Pfeilermasse, im Aufriß das von Arcaden erhielt.

Wenn wir die Höhe des ganzen Gebäudes zu 250 Fuß annehmen, so hatte jede der vier Terrassen eine Höhe von über 60 Fuß, so daß man von der nächstoberen Terrasse auf die Bäume der unteren herabsah und diese die Fernsicht nicht verdeckten.

Die Bäume und das Buschwerk verdeckten nun zum Theil die Steinanlagen der nächsten Terrassen, so daß man von ferne einen bewaldeten, hinten senkrecht abfallenden Berg zu bemerken glaubte. Treppenanlagen führten auf die nächst höhere Terrasse, und innerhalb dieser Treppen waren Turbinen angebracht, welche beständig gedreht wurden und den Garten mit Wasser aus dem Reservoir gleicher Erde versorgten.

Auf der obersten Terrasse standen außer dem Gebäude, in welchem die Wasserkünste arbeiteten, noch einige königliche Gartenhäuser. —

Es bleibt uns nur noch der Sprachenthurm in der Ebene Sinear zu betrachten übrig, welcher nicht in Babylon, sondern in der durch die altberühmten babylonischen Prachtgewebe bekannten und unter Nebukadnezar in das babylonische Mauerquarré hineingezogenen Stadt Borsippa liegt, deren Name in der heutigen Benennung des Thurmes, Birs Nimrud, erhalten ist und deren Ruinen wir südöstlich schon in einer Entfernung von zwei Meilen von den Trümmern der königlichen Burg aus erkennen konnten.

Die Ruine des Thurmes, der an einem gleichen Gebäude in Nimrud, dem Kalach der Bibel, am Tigris, ein Seitenstück hat, ist 248 Schritt lang sowie 153 Fuß hoch und bildet einen von vielen Furchen durchschnittenen Backsteinberg, aus welchem oben ein 37 Fuß hoher, 28 Fuß breiter und dicker, mit einem klaffenden Spalt versehener, von Flechten bedeckter und von Vögeln umschwärmter Mauerbrocken emporragt, wie die Trümmer eines zerstörten Schlosses auf einem Berge. Die Aussicht am Fuß dieses Mauerstückes ist unvergleichlich.

Die Südwestseite des Ruinenberges fällt am steilsten ab, die Nordostseite dagegen, auf welcher man den Hügel durch eine Rinne besteigt, zeigt eine 78 Meter lange Platform, was, wie wir sogleich sehen werden, sich von der ursprünglichen Anlage des Thurmes herschreibt. Auf dem Gipfel und den Abhängen des Backsteinberges liegen zum großen Theil verglaste Backsteine mit Nebukadnezars Stempel, Asphaltmörtel, Kiesel, Spath, Marmor. Die Steine sind übrigens so außerordentlich fest cementirt, daß, obwohl es schwer fällt, in den Fugen Mörtel zu bemerken, immer ganze Blöcke von Backsteinlagen herabgestürzt sind, ja daß das Feuer, welches hier mit großer Heftigkeit gewüthet haben muß, den Backsteinen öfters die schillernde schwarze Farbe von Glasschlacken gegeben und ganze Mauerstücke krumm gebogen hat. Das Feuer aber hat die Fragmente von größerer Höhe herabgestürzt; denn der Raum, auf welchem die einsame Mauer steht, ist völlig frei von Verglasung.

Der ganze jetzige Hügel, um welchen herum in einzelner Entfernung noch Spuren einer Umwallung sich zeigen, war bis zur Höhe der Platform ein quadratischer Unterbau von 384 Fuß (nach Henry Rawlinson nur 272 Fuß) Länge auf jeder Seite, in dessen Innerem auf der Nordostseite ein Tempel des Sin, des Mondgottes, nach Art der Grottentempel angelegt war. Auf der Platform, deren untere Theile wie bei Bastionen etwas geneigt und zugleich durch schmale Pilaster gegliedert waren, erhoben sich an den vier nach den Himmelsgegenden gerichteten Ecken Vertheidigungsthürme, und am südwestlichen Rande der Tempelthurm in sieben Stufen, so daß also der Bau im Ganzen aus acht Stufen — die Platform eingerechnet — bestand.

Der Weg auf dem Thurm war schneckenartig wie ein Bergpfad angelegt. Die sechs unteren Stufen dienten nun der siebenten Stufe, dem Tempel des Bel Nebo, als ein ungeheurer Sockel, und alle sieben Stufen hatten wie die sieben Mauern Ekbatana's verschiedene Bemalung, da jede einem der sieben Planeten, wozu die Erde nicht, wohl aber Mond und Sonne gerechnet werden, geweiht war. Man hat noch

bläuliche und gelbliche Backsteine aufgefunden. Die Stufen waren von unten auf gezählt schwarz, weiß, orange, blau, scharlachroth, silbern und golden, und gehörten dem Saturn, der Venus, dem Jupiter, Mercur, Mars, Mond und der Sonne. Die Mauer auf der heutigen Ruine ist ein Stück von der vierten, der Stufe des Mercur.

So war nun der Tempelthurm in Borsippa den Sternen geweiht, in deren Verhalten das Geschick des Landes und des einzelnen Menschen für den Weisen deutlich zu lesen war, und da Nebo der Gott alles Wissens und namentlich der prophetischen Kunst war, so stand das Heiligthum des Nebo oben auf den Stufen, selbst die siebente Stufe bildend, ein kostbarer mit Goldblechen umkleideter Schrein.

Der Thurm, auf dem man zwar nicht in den Himmel steigen, wohl aber in die Geheimnisse desselben durch Erforschung der Sternenwelt dringen wollte, war schon in alter Zeit angelegt und nach langer Stockung von Nebukadnezar, und zwar noch vor der Zerstörung von Jerusalem (588), vollendet worden. Es ist unglaublich, wie viel dieser Monarch gebaut hat, und wenn wir nicht die Steine mit dem Stempel seines Namens überall fänden, wir würden nicht auf die Behauptung verfallen, daß er der Bauherr solcher massenhaften Denkmale sei, wir würden kaum einem Schriftsteller Glauben schenken, der uns ein Gleiches berichtete. Nebukadnezar spricht: „Nebukadnezar, König von Babylon, der mächtige Herr, fest vereint mit dem Herzen des (Gott) Merodach, der erhabene Monarch, welcher anbetet den Nebo, der glorreiche Gebieter, der Weise, welcher sein Ohr leihet den Geboten der Götter, der Statthalter (der Götter), der gerechte Richter, der Wiederhersteller der Pyramide (Bit Saggathu) und des Stufenthurmes (Bit Zida), ältester Sohn des Nabopalassar, des Königs von Babylon, ich (bins). Wir sagen: Merodach der große Herr hat mich geschaffen; er hat mich getrieben seine heiligen Gebäude herzustellen. Nebo, welcher bewacht die Ehre des Himmels und der Erde, hat meine Hand betraut mit dem Scepter der Gerechtigkeit. Die Pyramide ist der herrliche Tempel (Palast) des Himmels und der Erde, die Wohnung des Herrn der Götter Merodach; die Orakelkammer (Bitkua), das heilige Gebäude seiner Herrschaft, habe ich mit leuchtendem Golde glänzend geschmückt, den Ruheort seiner Majestät. Den Stufenthurm habe ich aufs Neue gebaut (restaurirt) mit Silber, Gold und Edelsteinen, in emaillirten Backsteinen, mit Cedern- und Cypressenholz vollendete ich seine Pracht. Den Tempel der Festen der Erde habe ich hergestellt und vollendet, mit Backsteinen und Lapis lazuli krönte ich seine Höhe. Wir sagen fürs Zweite: Das Gebäude, den Tempel der sieben Lichter der Erde (der Planeten), den Thurm von Borsippa hatte ein früherer König gebaut, er führte es bis zu 42 Ellen empor, aber er vollendete nicht seine Spitze, und man hatte es verlassen seit langer Zeit; man trug nicht Sorge für die Wasserableitungen und durch den eigenen Fall (d. h. durch eigene Schwere aus dem Loth gewichen) stürzten zur Erde die Ziegelsteine, die Verkleidung der Mauern in Backstein wurden zertrümmert und die Rohziegel der Massive waren in Hügeln ausgeworfen und in Trümmer zerstreut worden. Um es wiederherzustellen, reizte der höchste Gott Merodach mein Herz, ich veränderte nicht des Gebäudes Lage, noch rückte ich seinen Eckstein. In einem heilbringenden Monat an einem glücklichen Tage habe ich die Ziegelsteine der Mauermasse mit Backsteinen der Verkleidung neu umgeben, die Worte meines Namens habe ich an seine neu errichtete Spitze eingraben lassen; um es zu vollenden und ihm die Spitze aufzusetzen, reckte ich meine Hand aus; wie es vor Alters hatte werden sollen, erbaute ich es von Neuem, wie in alten Tagen beabsichtigt war, errichtete ich seine Spitze. Nebo, der Sohn seiner selbst, die höchste Weisheit, der Herr, welcher den Merodach erhebt, möge zur Bewahrung meines Ansehens meinen Werken günstig sein, er verleihe mir eine Fortdauer in entfernte Zeit, eine siebenfältige Fruchtbarkeit, Sicherheit des Thrones, Sieg mit dem Schwert, Beruhigung der Aufrührer, Unterwerfung der feindlichen Länder fortdauernd. Auf die Säulen deiner ewigen Tafel, darauf die Schicksale des Himmels und der Erde verzeichnet sind, schreibe den Lauf meiner Tage mit Glück und Fruchtbarkeit. Ahme nach, o Merodach, König des Himmels und der Erde, deinem Vater, begründe meine Werke und meine Macht mit Glück. Nebukadnezar aber, der König, der Hersteller (der Ruinen) wohne in deinem Angesicht".

Mit dem Handel und der Telegraphenlinie zog auch europäische Wissenschaft in die mesopotamischen Ebenen und ließ die Ruinen neu erstehen, in den versunkenen Palästen Ninives wurde ein orientalisches Pompeji aus dem

Schutt gezogen, und die Ahnung und der Wunsch des Königs Sanherib, welchen er an seinen Palast schrieb, hat sich erfüllt: „Dieser Palast wird alt werden und in Trümmer fallen. Mögest du dann die Ruinen aufrichten, die Inschriften mit dem Eindruck meines Namens herstellen, die Reliefs reinigen, ein Opfer bringen und Alles an seine Stelle setzen. Dann wird Assur dein Gebet erhören".

[321. 252. 194]

---

12. Armenien und die Armenier.

(August von Harthausen.)

Armenier, Armenien sind nicht die einheimischen Namen der Bewohner und des Landes. Der einheimische Name ist Haigh und Hajastan. Die geschichtliche Sage behauptet, Haigh sei der Urenkel Japhet's gewesen, Armenier aber sei ein Name, den die umwohnenden Völker ihnen beigelegt.

Armenien ist für die Sagen der Urgeschichte der Menschheit eines der interessantesten Länder der Erde. Die Sagen so vieler Völker weisen darauf hin, daß von hier aus die Völker, namentlich die europäischen, ausgezogen seien, um ihre jetzigen Wohnsitze einzunehmen. In historischer Zeit war dieser Landstrich dann später der große Knotenpunkt, die Völkerstraße für die großen Weltreiche. Hier sind die Kämpfe um die asiatische Weltherrschaft zwischen Assyrern und Medern, zwischen Medern und Persern, zwischen Persern und Griechen ausgefochten. Hier war das Schlachtfeld der Römer und Parther. Hier (bei Nehavend) erkämpften die Araber die Herrschaft des Orients und wiederum brachen hier die Völker durch, die das Chalifat stürzten. Bis hierhin drang Europa (in den Kreuzzügen) vor. Durch diese Pforten drangen die Mongolen und Tataren, Dschingis-chan und Tamerlan. Hier war Jahrhunderte lang der Kampfplatz des zwiespältigen Mohammedanismus, der Sunniten und Schiiten, und in der neuesten Zeit des Christenthums und des Mohammedanismus, Rußlands und Persiens und der Türkei.

Welche Rolle ist nun aber dem Volke beschieden, dem dieser Weltschauplatz als Heimat zugefallen? Dieses Volk, ein Urvolk vom besten Blut, hochbegabt an Körper und Geist, wie wenige, war nie mächtig und zahlreich genug, um die Weltherrschaft an sich zu reißen und zu behaupten; umgekehrt, es giebt wenig Völker, die Jahrtausende hindurch so tragische Geschicke, so blutige und furchtbare Unterdrückung und Sclaverei haben erdulden müssen als die Armenier, und meist von Völkern, die in geistiger und leiblicher Hinsicht tief unter ihnen standen.

Aber das Volk scheint auf dem Wendepunkte seines Geschickes zu stehen. Die Sclaverei ist in seiner Heimat von ihm genommen, es athmet wieder auf, und schon kann man auch erkennen, wie sich geistig Alles bei ihm regt. Es ist ein unverkennbares Streben in ihm erwacht, sich die geistige Cultur Europas anzueignen.

Allein nur ein geringer Theil des Volkes wohnt in dieser Heimat, der bei weitem größere ist durch ganz Asien und in großen Theilen von Europa und Afrika ausgebreitet, und trotz dieser Zerstreuung stehen Alle mit der Heimat in der engsten und festesten Verbindung. Sie haben dort nicht blos ihr nationales, sondern auch ihr religiöses Centrum der Einheit. Dieses Centrum, das Patriarchat von Edschmiazin, hat eine wahrhaft magische Gewalt über Alle geübt. Mit der tiefsten Treue haben die Armenier an ihrem Vaterlande, an ihrer Sprache, ihren Sitten, am Christenthum und an dessen kirchlicher, nationaler Gestaltung unverbrüchlich festgehalten.

Wenn Rußland seine weltgeschichtliche Mission richtig auffaßt, so wird es den Armeniern das gewähren, wonach ihre Sehnsucht seit so langer Zeit strebt, intellectuelle Bildung! Rußland kann um so eher den Armeniern freie Hand in Bezug auf ihre inneren Angelegenheiten, insbesondere die intellectuelle Fortbildung, lassen, als es sich in jeder Beziehung wegen ihrer entschiedenen Anhänglichkeit an Rußland vollständig auf sie verlassen kann. Die Tataren sind als Mohammedaner Rußland gegenüber stets mehr oder weniger unzuverlässig. Die Armenier aber sind Rußland wahrhaft und mit Recht dankbar: es hat sie von einer unerträglichen, erniedrigen-

den Sclaverei befreit, in welche sie augenblicklich wieder verfallen würden, wenn Rußland seine starke Hand nicht über sie hielte.

Die Armenier gehören zu den schönsten Völkern der Erde, der Bau ihres Körpers ist ungemein proportionirt, sie sind nicht so groß und muskulös gebaut wie die Grusier, haben vielmehr meist etwas Zartes in ihrem Bau, neigen sich auch häufiger zum Fettwerden als diese. Sie sind sehr brünett, ich sah im Lande selbst nie einen Blonden. Im Aeußeren zeigen sie sich still, sanft, mäßig, bescheiden und ungemein höflich. Was ihren Charakter betrifft, so muß man die Landleute, die in der Heimat des Volkes selbst leben, sehr von den Kaufleuten, besonders denen, die unter fremden Völkern leben, unterscheiden. Diese letzteren sind als betrügerisch und völlig unzuverlässig im Handel und Wandel bekannt. Man muß aber billig sein: überall unter fremden, feindseligen, sie hassenden und verachtenden Völkern zerstreut, ohne Schutz gegen Willkür und Despotismus, mußten sie argwöhnisch, ihr Gemüth verschlossen, ja heimtückisch und unzuverlässig werden. Aber selbst diese Armenier in der Türkei und in Persien sind ehrenwerth in ihrem Hause; dort herrschen die alten patriarchalischen und reinen Sitten, sie haben alle häuslichen Tugenden, sind wohlthätig und gastfrei. Sie halten auf das Strengste an ihren Volkssitten und vor Allem an ihrer Religion. Außer den Juden giebt es kein Volk, welches um seiner Religion willen so viel ausgestanden, welches so viele Märtyrer gehabt, als das armenische, und nie haben sie gewankt! Aber die Armenier haben vor den Juden den Vortheil innerer Kraft voraus, daß sie ein wirkliches Vaterland, eine Heimat, noch gegenwärtig eine haben, von wo sie ausgegangen sind und worauf sie stets zurückblicken können.

Der innere patriarchalische Nationalverband des armenischen Volkes spiegelt sich nun im Mikrokosmos des Volkes, in der Familie wieder ab. Ich habe kein Volk kennen gelernt, wo das Familienband enger, fester, inniger wäre, als bei dem armenischen.

Das Familienleben und die Familienverfassung weichen in einem Stücke tief und wesentlich von denen der übrigen asiatischen Völker ab; dies ist die Stellung des weiblichen Geschlechts, die Anerkennung der Selbständigkeit, der Gleichberechtigung und der Würde desselben, die sich in der Familienverfassung wie in ihrer Person ausspricht. Hierin liegt meiner Meinung nach der Beruf der Armenier zur höheren Menschencultur, sowie in ihren eminenten geistigen Anlagen ihre Zukunft, die sie zum Mittel- und Verbindungsgliede zwischen Europa und Asien berufen zu haben scheint. Bei den mohammedanischen Völkern wird das Weib nur halb als Mensch anerkannt, es ist die geborene Sclavin des Mannes; ich glaube, der Beruf zur Cultur bei den europäischen Völkern beruht hauptsächlich in der Anerkennung der gleichberechtigten menschlichen Natur des Weibes und der tiefen Achtung gegen dasselbe.

So lange die Häupter der Familie, Vater und Mutter, leben, bleibt stets die ganze armenische Familie ungetrennt und ohne irgend eine Vermögensscheidung zusammen in unbedingtem Gehorsam gegen das Haupt. Es ist nicht selten, daß bei einem 80jährigen Patriarchen drei Generationen zusammensitzen und -leben; vier bis fünf verheirathete Söhne von fünfzig bis sechszig Jahren, dann noch Enkel von dreißig Jahren und deren Kinder. Keine Absonderung des Vermögens, kein Glied kann etwas für sich erwerben, es erwirbt nur für das Ganze! Es giebt auf solche Weise Gehöfte, auf denen Familien vierzig bis fünfzig Köpfe stark leben. Selbst Brüder trennen sich nur sehr ungern; gewöhnlich tritt nach dem Tode der Eltern der älteste Sohn an die Spitze der Familie, und dann ganz mit dem Rechte des Vaters. Erst bei den Enkeln beginnen die Theilungen.

In einer solchen Familie sehen die Glieder derselben Generation, also sämmtliche Enkel aus den verschiedenen Ehen, sämmtliche Urenkel sich unter einander als Geschwister an und nennen sich auch so, wenn sie von einander sprechen.

Die armenische Religion verbietet die Ehe bis zum siebenten Grade der Blutsabstammung hindurch; Ehen zwischen Urenkeln (sechster Grad) sind noch völlig unmöglich, darüber hinaus ist Dispens in Edschmiazin möglich, aber schwer zu erhalten.

Während bei den umwohnenden Völkern der Weiberkauf die hergebrachte einzige Form der Schließung der Ehen ist, während bis dahin die jungen Mädchen dort völlig eingeschlossen bleiben, herrscht dagegen bei den Armeniern die vollkommenste Freiheit der Annäherung unter einander. Die jungen Mädchen gehen unverschleiert, im bloßen Kopf, wohin sie wollen, die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben, und die Ehen, auf Liebesbündnisse

begründet, sind häufig. Aber anders ist es mit der jungen Frau. Das „Ja" vor dem Traualtare ist vorläufig das letzte Wort, welches man von ihr hört. Von da erscheint sie überall, selbst im Hause, tief verhüllt, besonders den unteren Theil des Gesichts, den Mund, ganz verdeckt, selbst die Augen hinter dem Schleier. Niemals erblickt man sie auf der Straße, selbst in die Kirche geht sie nur zweimal im Jahre, Ostern und Weihnachten, unter dichtem Schleier; tritt ein fremder Mann ins Haus oder in den Garten, so versteckt sie sich augenblicklich. Mit Niemandem darf sie nur ein Wort sprechen, mit dem eigenen Vater und Bruder nicht! Nur mit dem Manne spricht sie, wenn sie mit ihm allein ist. Mit allen Uebrigen im Hause darf sie sich nur durch Pantomime verständlich machen. In diesem durch die Sitte gebotenen Stummsein beharrt sie, bis sie das erste Kind geboren. Von da an wird sie wieder allmälig emancipirt, sie spricht mit dem neugeborenen Kinde; dann ist die Mutter ihres Mannes die Erste, mit der sie spricht. Nach einiger Zeit darf sie mit ihrer eigenen Mutter sprechen, dann kommt die Reihe an die Schwestern ihres Mannes, dann auch an ihre Schwestern. Mit den jungen Mädchen des Hauses beginnt dann das Gespräch, aber alles nur sehr leise, flüsternd, daß es keiner der Männer hört. Erst nach sechs oder mehr Jahren ist sie völlig emancipirt und ihre Erziehung vollendet, doch ist es nicht schicklich, daß sie je mit fremden Männern spräche oder daß diese sie unverschleiert sähen.

Wenn man diese Haussitten mit Hinsicht auf die übrigen Verhältnisse des Volkslebens der Armenier scharf ins Auge faßt, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß eine große Menschenkenntniß, eine tiefe Beurtheilung des menschlichen Herzens, der Neigungen und Leidenschaften, uns daraus entgegentritt.

Es liegt in diesen Sitten keine Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes, denn die Frauen werden nie zu schweren Arbeiten aufgefordert, sie verrichten nur die kleinen Hausgeschäfte, sowie die leichten Gartenarbeiten. Selbst der armenische Bauer ist viel zu zärtlich gegen seine Lebensgefährtin, um sie bei Feldarbeiten von der Sonne verbrennen zu lassen. Nach diesen Prüfungsjahren wird das Weib frei und tritt in die vollen Rechte der Ehefrau, der unabhängigen Hausfrau. Ja, ist ihr Mann das Familienhaupt und überlebt sie ihn, so tritt sie durchaus in dessen Stelle und Rechte, und ihr wird mit derselben Ehrfurcht gehorcht, wie dem Vater, dem Hauptpatriarchen. Sie hat alsdann eine Stellung, wie sie keine Frau im Orient hat, ja eine ehrfurchtgebietendere als selbst bei uns in Europa.

Neben diesem engen Familienverband ist noch das religiöse Band zu erwähnen. Die Armenier sind das erste Volk gewesen, außer den Völkern des römischen Reiches, welches, mit seinem König an der Spitze, das Christenthum im Ganzen als Volk angenommen hat. Die Verfassung der armenischen Kirche ist in allen wesentlichen Stücken mit der Verfassung der lateinischen und der griechischen Kirche dieselbe, in den ohnehin unwesentlichen Stücken hält sie die Mitte zwischen beiden. Sie hat ihre erste Begründung zwar von den Griechen erhalten, sich später aber stets mehr an Rom als an Konstantinopel angeschlossen. Sie hat sich in ihrer Gesammtheit eigentlich nie ganz von Rom getrennt. Die Lehre des Eutyches, welche die doppelte (göttliche und menschliche) Natur in Christo leugnete, ist bei den Armeniern allerdings eingedrungen, von einzelnen Mönchen, selbst Erzbischöfen angenommen, aber nie von der Gesammtheit der armenischen Kirche.

Die Geistlichkeit bildet in der armenischen Kirche eine geschlossene, von dem Laienstande wesentlich verschiedene und getrennte Hierarchie. Die oberste Stufe nehmen die Patriarchen, den Katholikos an der Spitze, die Erzbischöfe und Bischöfe und endlich die Priester ein. Dann folgen auf der zweiten Stufe die Archidiakonen, Diakonen und Fackelträger und auf der untersten Stufe die Exorcisten, Leser und Thürhüter.

Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe werden stets aus den Mönchen gewählt und leben und wohnen auch stets in Klöstern. Die Priester werden meist von den Gemeinden erwählt und von den Bischöfen geweiht, sollen vor der Weihe verheirathet sein, dürfen aber nicht zum zweitenmale heirathen.

Streng geschlossene Pfarren giebt es in Armenien nicht überall, jedes Dorf hat aber doch mindestens einen, oft aber drei bis vier Geistliche. Diese Weltpriester sind fast ohne Ausnahme roh und ungebildet, da sie meist aus dem Handwerkerstande hervorgehen. Sie melden sich und werden von den Gemeinden den Erzbischöfen zur Weihung vorgestellt. Sie werden nur darin examinirt, ob sie die Ceremonien sämmtlicher kirchlicher Handlungen richtig be-

griffen haben und verrichten können. Nun erhalten sie die Weihen, müssen vierzig Tage unter Fasten und geistlichen Uebungen zubringen und übernehmen dann ihre Functionen. Alle Tage wird in jeder Kirche zweimal, Morgens und Abends, ein Gottesdienst gehalten, es sind dabei für jeden Tag des Jahres die Gebete und Gesänge vorgeschrieben. An Sonn- und Feiertagen ist eine Messe, in den Wochentagen nur, wenn eine verlangt und bezahlt wird. Es fehlt nicht an Vorschriften, daß auch an jedem Sonn- und Feiertage gepredigt werden soll, allein es geschieht nie, meist weil diese Priester gar nicht dazu fähig sind. Ebenso sind christliche Lehre und das Katechisiren verordnet, ohne daß es geschieht. Selbst eine große Zahl der Bischöfe kennt die Dogmen nicht genau. Man beichtet den Priestern; ist aber keiner vorhanden, so kann man auch einem Laien beichten, ja im Nothfalle, wenn z. B. jemand in der Wüste fern von allen Menschen in Todesgefahr käme, einem Baume, einem Steine, und statt des Abendmahls nimmt man dann Erde in den Mund. Aehnliche religiöse Ansichten finden sich auch bei den Staroverzen in Rußland (vgl. unseren Hausschatz S. 326).

Außer dieser nationalarmenischen Kirche giebt es noch sogenannte unirte d. h. mit Rom verbundene Armenier, die gegen die nicht-unirten eine solche Abneigung haben, daß sie z. B. in Grusien sich nicht gern Armenier, sondern Katholiken nennen, als ob das ein Volksname wäre! Ihre Verbindung mit Rom, soweit sie in Transkaukasien wohnen, wurde vorzugsweise durch italienische Mönche erhalten.

[234]

---

13. Edschmiazin, das armenische Rom.

(A. v. Harthausen.)

Edschmiazin, das berühmte Kloster, ist der Sitz des Patriarchen und somit Mittelpunkt der armenischen Kirche. Es liegt auf einer weiten Ebene zwischen dem Ararat und Alagösgebirge.

Nach der armenischen Sage hat hier das Paradies gelegen und der feuerspeiende Ararat ist das Flammenschwert des Engels gewesen, welches den Eingang desselben, Adam und seiner Nachkommenschaft gegenüber, bewahrte. Die Sinflut löschte das Flammenschwert des Ararat und zerstörte den Garten Eden, aber eben deßhalb mußte Noah auf dem Ararat landen und mußte das Menschengeschlecht zum zweitenmale von diesem Punkte ausgehen. Hier erblickte Noah den Regenbogen der Versöhnung, hier fand er den Rest der edlen Früchte des Paradieses, den Weinstock, und verpflanzte ihn auf unsere Erde. Darum gab der heilige Gregor der neugebauten Kirche den Namen von dem Herabkommen des Erlösers, was Edschmiazin bedeutet.

Der Weg dahin führt durch eine reich bebaute, von Canälen durchschnittene Ebene.

Das Kloster besitzt fünf Dörfer, freilich nicht groß, und arm, sodaß die baaren Geldeinnahmen von jedem nur 2—300 Rubel Silber betragen. Die Hauptrevenuen des Klosters bestehen in den milden Gaben und Geschenken, die ihnen von den durch ganz Asien und Theile von Europa und Afrika zerstreuten Armeniern zufließen. Hiervon wird der Unterhalt der Geistlichkeit, der Klostergebäude und Kirchen, des Gottesdienstes und der Dienerschaft bestritten, der Rest fließt in die Casse des Patriarchen, welcher diesen, sowie die unberechenbaren Revenuen, welche von den Klöstern in Persien, Indien, der Türkei u. s. w. ihm zufließen, zum Nutzen der Kirche verwendet. Das Wie? möchte wohl schwer zu ermitteln sein.

Das Kloster liegt innerhalb hoher Mauern mit acht Thürmen und galt früher als gut befestigt. Ein tiefes, gewölbtes Thor führt zunächst in den äußeren Hof. Schon im Thor, und dann auf diesem Hofe, stehen eine Menge Buden sowohl von Kaufleuten als von Handwerkern aller Art. Hier ist auch eine Wachsfabrik. Ein zweites Thor führt in den inneren Hof, in dessen Mitte die berühmte Kathedrale steht. Sie ist offenbar nicht auf einmal und in demselben Style gebaut, sondern die Theile sind in sehr

verschiedenen Zeiten aufgeführt. Die verschiedenartigsten Baustyle haben Beiträge geliefert, man findet Theile und Verzierungen im antiken, im byzantinischen, gothischen, maurischen, neuitalienischen Styl. Aus neuester Zeit steht sogar neben dem großen Hauptthor das ein- und angemauerte steinerne Grabdenkmal eines Engländers, der hier gestorben. Im Inneren der Kirche herrscht selbst an hellen Tagen ein magisches Dunkel, zum Vortheil derselben, denn sie ist keineswegs von sehr großartigen Verhältnissen. Die Länge der Kirche beträgt fünfzig Ellen, die Breite achtundvierzig Ellen, die Höhe fünfunddreißig Ellen. Im Inneren herrscht in Bezug auf Architektur der byzantinische Styl und dessen Symbolik. Ueberall findet man eine Menge Inschriften angebracht, was die Armenier sehr lieben.

Die Stellung und Art des Altars, überhaupt die kirchlichen Anordnungen, sind nicht griechisch, sondern nähern sich mehr denen der lateinischen Kirche.

An Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen ist große Pracht, und es soll noch mehr unter Verschluß vorhanden sein. Nahe dem Hauptaltar fiel mir ein ungemein schön und künstlich geschnitzter Sessel auf, offenbar europäische Arbeit, Rococo- oder wohl mehr Renaissancestyl, so schön gearbeitet, wie ich selten gesehen. Man sagte mir, es sei das Geschenk eines früheren Papstes in Rom für den damaligen Patriarchen in Edschmiazin. Man wußte die Veranlassung und Zeit nicht genau und meinte, es müsse im 16. oder 17. Jahrhundert gewesen sein. Von Gemälden erblickte ich nichts von Bedeutung. Die Wände sind von einem armenischen Maler 1736 im persischen bunten Blumenstyl bemalt. Das Bildniß Christi auf einem Tuche fand ich hier, wie mehrfach in armenischen Kirchen. Es giebt darüber verschiedene Legenden in den abendländischen und in den morgenländischen Kirchen.

Wir bestiegen das platte Dach eines Theiles der Kirche, wo man eine hübsche Uebersicht des Ganzen gewinnt. Die übrigen Gebäude, außer der Kirche, sind als Bauwerke ohne Werth. Wir besahen dann die durch ihr Aeußeres nicht sehr hervorstechenden Wohnungen des Patriarchen. Ein Vorzimmer, welches auch als Audienzzimmer diente, führte in ein großes Sommerzimmer, welches an der Gartenseite liegt. Diese ganze Seite ist mit einem hübsch geschnitzten Gitterwerk gedeckt. Wird dies weggenommen, so bildet das Ganze eine offene Halle.

Hierneben ist das Winterzimmer, und ich war nicht wenig verwundert, hier eine ganz europäische Einrichtung zu treffen, zwei große Spiegel, ein Sopha, Stühle und Tische, natürlich von geschmackloser, wahrscheinlich moskauer Arbeit!

Edschmiazin und das Patriarchat ist für die Nationalität und die Einheit des armenischen Volkes von unermeßlichem Einfluß. Es ist der Mittelpunkt aller Walfahrer, die hier vom Ganges und Indus, vom Euphrat und Nil, von der Wolga und Newa, und von Konstantinopel sich die brüderliche Hand reichen, sich kennen lernen, in Verbindung treten. Aus allen diesen Gegenden aber müssen die Priester das heilige Oel von hier holen, welches nur der Patriarch weihen darf. So wird auch die Einheit der Nationalkirche stets äußerlich neu anerkannt und bestätigt.

Das Mönchthum ist in der armenischen Kirche verfallen. Es giebt zwei Arten Mönche, die eine hat ihre mystisch-ascetische Natur, die innere Abwendung von der Welt und ihren Verlockungen, der fromme Trieb, sich ganz in Gott zu versenken, in die Klöster geführt. Sie treten meist in entlegene arme Klöster, z. B. Sevan. Diese führen ein stilles, beschauliches, zurückgezogenes Leben und werden vom Volke hochgeachtet und geehrt. Die größere Zahl aber treibt der Ehrgeiz in die Klöster, sie lüstet nach den hohen Stellen der Kirche, die nur aus den Mönchen besetzt werden können. Habsucht, Neid, Heuchelei, selbst versteckte Sinnlichkeit sind ihre gewöhnlichen Laster. Zu diesen gehören die Mehrzahl der Mönche in den reichsten Klöstern, namentlich in Edschmiazin. Es ist selten, daß edle, hochbegabte, wissensdurstige Naturen, vom Geist der Kirche geleitet, in die Klöster traten, zum wahren Frommen der armenischen Kirche. [234]

14. Tiflis.

(H. Brugsch.)

Von einem hohen Punkte der Bergstraße, etwa noch sieben Werst von Tiflis entfernt, sahen wir die ersehnte Stadt in mattem Dunste schimmern. Die weißschäumende Kura wandte sich in der Tiefe durch hohe Felsenufer zwischen einem dunkelen Häusermeer hindurch, dessen hellgrüne Dächer von den dunklen Farbentönen der Gebirgsumgebung mit der alten Davidsburg freundlich abstachen. Hier auf dem einen Ufer lag die Neustadt, dort die Altstadt, beide zu den nahegelegenen Höhen terrassenförmig aufsteigend. Hatten wir das steinerne Kreuz mit der russischen Goldinschrift passirt, welche an die glückliche Erhaltung Kaiser Nikolaus' I. erinnert, der an dem Standorte des Denkmals im Jahre 1837 aus dem Wagen geschleudert wurde, so fuhren wir abwärts steigend gerade in die Hauptstraße von Tiflis ein, in den sogenannten Boulevard.

Die russische Sprache hat eine sehr stark ausgesprochene Neigung, ausländische Bezeichnungen in sich aufzunehmen. Den Boulevard haben nicht etwa die französischen Ansiedler und Glücksritter ausgeheckt, mit denen Tiflis — man lese nur die Laden- und Thürschilder! — überschwemmt ist, sondern die russische Polyglotte. Selbst in den kleinen russischen Provinzialstädten finden sich die Boulevards wieder, neben den unvermeidlichen Gartenanlagen, mit denen als Vergnügungsort jede russische Stadt versehen ist und die den englischen Namen Vauxhall oder, wie die Russen aus Mangel des Buchstaben h das Wort aussprechen, den Namen Vauxgall führen. Um ein drittes Beispiel aufzuzählen, erwähne ich noch das deutsch-russische Postgausdomu, wie ich es selber gelesen habe, aus dem deutschen Posthaus und dem russischen domu „Haus" zusammengesetzt.

Wir fuhren also in die größte und schönste Straße von Tiflis ein, in den Boulevard.

Welch ein ekelhafter, widriger Anblick! Konstantinopel mit allem Schmutz schien mir ein mit Sand bestreuter Parquetboden zu sein. Die ganze Straße war ein ellentiefer, wässriger Koth. Den Pferden und dem Rindvieh ging der Schlamm bis über den Bauch weg, die Leute in den niedrigen Droschken mußten die Beine hochheben, um sich vor dem Andrang der Alles bespritzenden Masse zu schützen, über den Damm vermochte Niemand bei Lebensgefahr hinwegzukommen.

Wenn man sich eine Zeit lang in den russischen Posthäusern zwischen Maran und Tiflis herumgedrückt hat, so macht die Erscheinung eines einförmigen Gebäudes mit breitem Thorweg und einer ersten Etage mit Holzbalken den Eindruck eines Palastes. Nach den Stößen zu urtheilen, fand die Einfahrt durch den Thorweg in den Hof des Palastes auf einem entsetzlich unebenen Steinpflaster statt. Im Hofe standen Equipagen, Tarantas und Droschken. Aus der offenen Küchenthür stieg uns wie Opferduft der Geruch einer cuisine française in die Nase. Um den ganzen Hof lief ein hölzerner Söller mit vielen Thüren. Da waren die Eingänge zu den Fremdenzimmern des ersten Hôtels in Tiflis.

In der Stubenreihe, welche nach der Straße hinausgeht, befinden sich Buffets, ein Billard und Speise-Salons. Mr. Guillaume, ein französischer Koch, Besitzer des Hôtels, übt hier seine Herrschaft aus. Kaum hätte ich unter einer ungeheuren kaukasischen Pelzmütze den französischen Kopf herauserkannt. In den Zimmern befanden sich Reisende und Offiziere aller Waffen der Armee des Kaukasus, essend, spielend, plaudernd, lesend.

Speise und Trank — der milde purpurrothe Kachetiner mundete ganz vortrefflich, anfangs steigt er zu Kopf, später trinkt er sich wie liebes Wasser — nahm eine ganz geraume Zeit hinweg.

Für einen großen Weltverkehr hat Tiflis eine ungemein günstige Lage. Neben der eingeborenen, in Sprache und Stammverwandtschaft vielfach verzweigten Bevölkerung, den Resten der alten Völkerwanderungen, treffen hier die Söhne des äußersten Nordens mit den sonnengebräunten Klein- und Großasiaten zusammen und bilden ein belehrendes, unterhaltendes ethnographisches Mosaik.

Die Hauptmasse der Bevölkerung gehört den Georgiern oder Grusinern an, den Bewohnern der größten Provinz Transkaukasiens, deren Herz Tiflis bildet, obgleich die alte Hauptstadt eigentlich Gori ist. Die schönen edlen Körperformen der Männer und Weiber werden vor Allem durch die kleidsame altherkömmliche Nationaltracht gehoben, welche den Ersteren einen kriegerischen Ausdruck, den Frauen den Reiz holder Anmuth und Sittsamkeit verleiht. Von alten Zeiten her dem Christenthum ergeben, haben die Georgier in den Kämpfen gegen die mohammedanische Nachbarschaft, besonders gegen die berüchtigten Lesghier, schwere Kämpfe bestanden und einen hohen kriegerischen Sinn neben einem gewissen Stolz ihrer freilich nur noch in schwer zugänglichen Büchern aufgezeichneten geschichtlichen Erinnerungen bewahrt. Der Georgier, eine wahre homerische Figur, ist brav und edel, rosig und witzig, hat nie Geld, — das besitzt sein schlauer und gewandter Nachbar, der Armenier, — dagegen um so größeren Durst. Den Männern wie den Frauen muß große Schönheit mit Recht nachgerühmt werden. Die dunklen Augenbrauen, welche sich über dem schwarzen glänzenden Augenpaar in zarten Bogen wölben, drücken den feingeschnittenen, regelmäßigen Zügen den Stempel der herrlichsten Vollendung auf. Wir glauben, die in Georgien lebenden Europäer sind neidisch, wenn sie den Frauen die Künste der weißen und rothen Schminke zutrauen, eher mag es sein, daß sie weniger wirthschaftlich als unsere europäische Frauenwelt sind. Der Adel ist weit verzweigt und gebietet über etwa **14,000** Leibeigene, die zur Zeit noch der Wohlthat der bekannten kaiserlichen Ukase in Betreff der Aufhebung der Leibeigenschaft harren. Als die Russen, im ersten Decennium dieses Jahrhunderts, das Land in Besitz nahmen, wurde neben manchen Freiheiten, wie der Lossprechung von der Rekrutirung und dem Nichtzahlen von Steuern, den Eingeborenen nach bestimmten Rangstufen der erbliche Adel bestätigt und verbrieft. Seit der Zeit wimmelt es von Knäs oder Prinzen in Tiflis und Transkaukasien, die oft kaum das liebe Brod haben und durch Leistung der niedrigsten Dienste ihr Dasein fristen müssen. Einen würdigen Gegensatz dazu bilden die Nachkommen der alten einheimischen Königsfamilien, deren Söhne meist im Dienste des russischen Heeres sich durch Tapferkeit und Noblesse auszeichnen, wie die Töchter durch Schönheit, Anmuth und selbst durch Bildung und Geist eine Zierde der vornehmsten russischen Salons sind.

Die Armenier, theils in ihrem langärmlichen National-Costüm, theils in europäischer Civiltracht oder in russischer Uniform, steuern einen sehr bedeutenden Beitrag zur Bevölkerung von Tiflis bei. Neben ihren Geschäften als Kaufleute bekleidet eine nicht unbeträchtliche Anzahl Aemter und Würden im Militär- und Civildienste der russischen Regierung, zum großen Aerger der mohammedanischen Bevölkerung Transkaukasiens, welche auf die ehemals unter ihrer Herrschaft stehenden Giaurs mit scheelen Augen blicken. Der Armenier ist dabei ungemein ehrgeizig. Ein reicher armenischer Kaufmann opferte z. B. immense Summen, lediglich um die Erlaubniß zu erhalten, russische — Generalshosen zu tragen.

Die Tataren, äußerlich schon an ihrer spitz zulaufenden weißen Filzmütze kenntlich, leisten niedere Dienste und werden in Tiflis als untergeordnete Classe der Bevölkerung angesehen. Die Zahl dieser Parias kommt zum mindesten der armenischen Bevölkerung gleich.

Türkische Gesichter und türkische Trachten sind nicht selten in der Stadt, bagegen um so häufiger die von Stolz aufgeblähten Perser, die alljährlich etwa **10,000** an der Zahl von Persien aus nach Tiflis wandern, um als Kaufleute und geschickte kunstreiche Arbeiter, besonders als Maurer, Geld zu gewinnen. Ein persischer General-Consul, gegenwärtig Mirza-Abdul-Rahim-Chan, ist in Tiflis eingesetzt, um die Interessen der Unterthanen des Schahynschahs zu wahren. Der Hochmuthsteufel, welcher die Perser im eigenen Reiche den Europäern gegenüber bisweilen gewaltig plagt, verführt sie selbst in Tiflis zu den unbesonnensten Handlungen. Die russische Macht drückt ihn jedoch kräftigst. Die **100** Perser, welche im Durchschnitt alljährlich verschwinden, d. h. nach Sibirien wandern, können ein Lied davon singen, wie man im fremden Lande nie goh churden, d. h. Koth essen*) soll, um mit den Persern zu reden.

Auch die Juden bevölkern das Land. Wenn sie nicht in den russischen Soldatenmantel gesteckt sind, so leben sie größtentheils vom Kleinhandel und Schacher mit Europäern und Asiaten. Im Großhandel erstickt sie der Armenier durch seine angeborene Fähigkeit, Schlauheit und Gewandtheit.

*) Lügen und betrügen.

An der Spitze der europäischen Bevölkerung stehen vor allen die Russen, die Herren des Landes. Die Menge glänzender Uniformen in den Straßen giebt das beste Zeugniß, daß im Kaukasus das Schwert nothgedrungen regieren muß. Die kaukasische Armee, deren erprobte Tapferkeit, Ausdauer und vortreffliche Disciplin von allen auswärtigen Militärs anerkannt wird, bildet, gegenüber dem eigentlich russischen Heere, eine eigene Truppe, die sich mit Stolz ihrer Sonderstellung bewußt ist. Der schwarze kaukasische Papach auf dem Haupte eines russischen Soldaten, früher wohl verächtlich angesehen, als man den Kaukasus wie ein Kleinsibirien betrachtete, kennzeichnet den Träger in der ehrenvollsten Weise. Offiziere und Soldaten, denen man in der Stadt begegnet, haben viel von ihren Expeditionen zu erzählen und manche tiefe Narbe bestätigt ihre kriegerischen Berichte mehr, als die Worte ihres Mundes.

Unter den übrigen, in Tiflis lebenden Europäern nehmen die Franzosen die erste Stelle ein. Bei der vorherrschenden Sucht nach Luxus und Glanz machen die meisten Franzosen ein gutes Geschäft, bis zu den Putzmacherinnen und Schneidermamsellen hinab, welche in den französischen Läden arbeiten, in denen diese Nouveautés de Paris verkauft werden. Die Zahl der französischen Unterthanen, welche unter einem eigenen General-Consul stehen, beläuft sich auf drei- bis vierhundert.

Nach ihnen kommen die Deutschen. Wie überall, so wird auch hier deutscher Fleiß, deutsche Arbeitskraft und deutsche Gutmüthigkeit auf das Traurigste ausgebeutet. Wir können unsere Landsleute nicht genug vor den Menschen-Commissionären warnen, welche im Auftrage deutsche Arbeiter nach dem Kaukasus locken, wo sie schutzlos unter den härtesten Bedingungen, ohne Aussicht auf Ersparnisse, ein wahres Sclavenleben führen und oft elend zu Grunde gehen. Wir nehmen die aus religiösen Rücksichten ausgewanderten württemberger Colonien aus, die seit einer Reihe von Jahren im Kaukasus ansässig sind, eine eigene, für sich abgeschlossene Verwaltung haben und im vollsten Sinne des Wortes floriren, dagegen einen deutschen Landsmann weder aufnehmen noch unterstützen. Italiener, Griechen und sonstige Mitbewohner Europas sind hier und da noch anzutreffen; Engländer muß man mit der Laterne suchen; eine Folge gegenseitiger National-Antipathie.

Die Gesammtzahl der Bewohner von Tiflis, das sich nach vielen Belagerungen und Zerstörungen seit achtzehn Jahren an Häusern und Leuten vervierfacht hat, beläuft sich gegenwärtig auf 100,000 Seelen. Der Mangel nationaler Einheit wird ersetzt durch die Interessen, welche ein jeder in seiner Richtung verfolgt. Bei der großen Sprachverschiedenheit der einzelnen Völker, die auf etwa 70 Sprachen vertheilt sind, dient bei der asiatischen Welt das türkisch-tatarische Idiom, bei der europäischen die französische Sprache als Verständigungsmittel.

Wie heiter, wie fröhlich läßt sichs durch Tiflis wandern, durch seine breiten und engen Straßen, durch seine Hallen und Bazare, über seine Brücken und längs dem Fuße seiner Berge, wenn schönes trockenes Wetter einen Ausgang gestattet. Schlimmsten Falles hilft eine Droschke aus, wenn es nicht gerade Sonntag ist, an welchem Tage die meisten Kutscher, Anhänger der Malakanen-Secte, als fromme Altgläubige feiern, oder ein Reitpferd, obwohl man in Rußland lieber fährt als reitet und mehr Geschick im Fahren als im Reiten entwickelt. Die Wanderung stimmt fröhlich, man empfindet unter dem Schutze des russischen Doppelaares das Gefühl wohlthuender Sicherheit, nicht jene unheimliche Beklemmung, welche den Fremdling bei Spaziergängen durch morgenländische Städte beschleicht, wo die Muselmanen düstere Blicke voll Haß und Verachtung wie Pfeile auf den Frengi abschießen, der es, wenn auch in Kawassen-Begleitung, wagt, in das labyrinthische Wirrsal ihrer Straßen und Gassen einzudringen.

Die Bazare von Tiflis ziehen sich mitten in der Stadt am Ufer der Kura bis zum Fuße der Berge mit den Resten der Davidsburg hin. Ein Blick auf die zahlreichen Bewohner der Läden und Buden giebt sofort Zeugniß, daß wir mit einem Fuße in Europa, mit dem anderen in Asien stehen. Tiflis ist die politische Scheide der beiden großen Ländermassen. Die europäischen Kaufleute, zu denen sich der stolze Armenier lieber gesellt, als zum asiatischen Kleinkrämer, der von der Hand in den Mund arbeitet und lebt, vertreten den europäischen Großhandel mit Producten und Industriewaaren, die Asiaten den kleinen fleißigen Arbeiter. Diese sitzen in ihren malerischen Trachten in dem engen Loche ihrer Buden und pochen und hämmern und hantieren, daß es eine Lust ist zuzusehen. Die Waffenschmiede verarbeiten alte Läufe und Klingen, die werthvollsten aus dem Daghestan, zu Schußwaffen, Säbeln und Dolchen von echt

tscherkessischer Form, die Schneider nähen eifrig an den geschmackvollen Anzügen des Kaukasus, hin und wieder das Auge von der Arbeit erhebend, um den Vorübergehenden zum Kaufen zu ermuntern. Die Pelzhändler haben eine wahre Menagerie von zottigen Pelzen auszuhängen; die tscherkessische Burka und der schwarze oder weiße Papach bildet den Hauptartikel ihrer Waare. So ist ein jeder in seiner Weise beschäftigt: Sattler, Schmied, Schreiner und wie sie alle nach Zünften vertheilt sind. Hier und da, wie zwischen zwei Bretter eingeklemmt, hockt ein armer Schuster und näht und hämmert die tscherkessischen Schuhe zurecht oder flickt einen unbrauchbar gewordenen Kosakenstiefel. In dem Bazare fiel uns die Menge und Auswahl des Wildpretes auf, von dem Hirsche und der Gazelle an bis zum Fasanen und zur Taube hin, die letztere sicher keine Speise für altrussische Mägen, da sich die Gläubigen aus devoter Rücksicht gegen den heiligen Geist hüten, das Symbol der Unschuld und Reinheit zu verzehren.

Wir kauften einige Kleinigkeiten von den Waffenschmieden und Silberarbeitern, die eine besondere Fertigkeit in Filigran- oder durchbrochener Drahtarbeit auszeichnet. Die grusinischen Frauengürtel sind so geschmackvoll, daß die vornehmste europäische Salondame nicht anstehen würde, damit den schlanken Leib zu umgürten. Ein tscherkessisches breites Dolchmesser mit doppelter Rinne, der Mittelstreifen damascirt, trug den mohammedanischen Namen des Meisters Ali und die Jahreszahl 25 (1225) und kostete zehn Silberrubel.

Als wir auf unserer Expedition durch die Stadt die Kura zu überschreiten im Begriffe waren, fesselte das Bild des Flusses unter uns — wir standen auf der Brücke — unsere ganze Aufmerksamkeit. In sehr beträchtlicher Tiefe tobte und rauschte die Kura in ihrem Felsenbette, eilenden Laufes fortstürzend von Felsblock zu Felsblock. Kein Schiff kann sich der Wüthenden anvertrauen, und nur Flöße, aus langen Baumstämmen zusammengezimmert, lassen sich auf dem Strome abwärts treiben. Auf einer trockenen Erdzunge im Flusse lagerten Hunderte wiederkäuender, langhaariger Kameele, größer und stärker als die ägyptischen, während die Esel hier zu Lande kleiner und schwächer als die ägyptischen sind. Die Kameele dienen im ganzen Kaukasus als Lastthiere; in Tiflis sah ich ihren Rücken mit mächtigen Oel- und Weinschläuchen beladen.

[204]

---

15. Die Halbinsel Apscheron.

(A. Petzholdt.)

Die Halbinsel Apscheron, auf welcher Baku liegt, ist reich an Erscheinungen, welche höchst wahrscheinlich ihren Grund in einer noch nicht erloschenen vulcanischen Thätigkeit haben und sich, von den im Südosten von Baku zahlreich vorkommenden sogenannten Schlammvulcanen abgesehen, insbesondere in der Gestalt allerwärts vorhandener Quellen von Steinöl (Naphtha), sowie der Erde, ja selbst dem Meeresboden entströmender, brennender Gase (Kohlenwasserstoffgas) darstellen. Die letzteren, die brennbaren Gase, haben schon in alten Zeiten Aufmerksamkeit erregt, und sind Veranlassung gewesen, daß sich Indier als sogenannte Feueranbeter hier ein Kloster bauten, in welchem sie ihrem Cultus der „heiligen Feuer" obliegen; während die Naphthaquellen, zwar auch schon lange bekannt, doch erst in neuerer Zeit einer ausgedehnten Benutzung unterzogen worden sind, und die Begründung von zwei industriellen Unternehmungen hervorriefen, von denen die eine sich mit der Darstellung von Photogen, die andere mit der Erzeugung von Paraffin (und respective Paraffinkerzen) beschäftigt.

Was das Kloster der Feueranbeter anlangt, welches den Namen Ataschkja, d. h. „Feuerort", führt, so liegt dasselbe in nordöstlicher Richtung etwa zwölf Werst von Baku entfernt. Es hat dieses Kloster ganz das Aussehen einer Festung, da hohe Mauern einen Hof einschließen und Alles, was sich im Inneren befindet, dem Blicke des Außenstehenden entziehen. Erst nachdem man durch das Thor eingetreten ist, sieht man, daß sich ringsum Zellen befinden, während in der Mitte eine Art von Tempel errichtet ist, der aus vier roh und plump gestalteten Säulen, welche ein Dach tragen, besteht; die vier Säulen überragen an den vier Ecken des Tempels das

Dach um einige Fuß, während in der Mitte des Daches eine dreizinkige Gabel, durchaus von der Form, wie man sie auf jedem deutschen Bauernhofe zu bekannten wirthschaftlichen Zwecken anwendet, angebracht ist. Bis vor Kurzem hatten fünf Feueranbeter in diesem Kloster gelebt; allein unlängst gingen drei derselben nach ihrem Vaterlande zurück, einer starb (man sagt über hundert Jahr alt), und nur ein einziger war übrig geblieben, mit dem wir es daher zu thun hatten. Wir wurden eingeladen, mit ihm in seine Zelle zu kommen und einer gottesdienstlichen Handlung beizuwohnen. Die wie alle übrigen Zellen in der Dicke der Mauer angelegte Zelle, eigentlich eine Art von Bärenhöhle, zu welcher eine ganz niedrige Thür den Zugang verstattete, war höchst reinlich gehalten, da dieselbe sehr oft weiß angestrichen wird. Sie bietet im Inneren einen kleinen freien Raum dar, in dessen Mitte ein Steinblock liegt, auf welchem und vor welchem allerlei Ceremonien verrichtet werden, und eben so befindet sich dem Eingange gegenüber an der Hinterwand der Zelle ein anderer Steinblock, eine Art von Altar, auf welchem eine Menge verschiedener Gegenstände aufgestellt waren, welche bei der bevorstehenden Ceremonie gebraucht wurden. Auf der Oberfläche des in der Mitte der Zelle liegenden Steinblockes befand sich der Eindruck von zwei Menschenfüßen, und es wurde uns gesagt, daß dieses die Fußtritte Adams seien, der einen eigenthümlichen Fuß gehabt haben muß, da alle Zehen von gleicher Länge waren. Der Feueranbeter, ein schwarzbrauner, langer, ganz magerer Mensch, von etwa sechszig Jahren (vielleicht aber auch von nur dreißig oder vielleicht von neunzig Jahren, da man sein Alter schwer bestimmen konnte und er es selbst nicht wußte), in ein Hemd und sehr defecte Beinkleider von Leinwand gekleidet, verschloß die Thür der Zelle, zündete, während wir auf Steinbänken Platz nahmen, mehrere aus der Erde hervorbringende Gasströme an, wodurch das Innere der Zelle, die keine Fensteröffnung irgend welcher Art besaß, hell erleuchtet ward, und begann sofort seine Ceremonie. Zuerst, offenbar zur Einleitung und um das Gemüth in passende Stimmung zu bringen, blies er auf einem großen Schneckenhause in ganz schauerlicher Weise. Dann nahm er ein baumwollenes Taschentuch, hielt es ausgebreitet vor sich hin und betete lange. Alsdann kniete er nieder und berührte öfters mit der Stirn den Boden. Dann holte er einen kleinen kupfernen Kessel herzu, aus welchem er mittelst eines Löffels Wasser schöpfte und damit die Fußtritte Adams begoß; dann wurde geräuchert, dann wurde mit zwei kleinen Becken Musik gemacht und immer dazwischen niedergekniet und gebetet. Die Sache ward sehr langweilig und ich wünschte sehr den Schluß der Ceremonie herbei, um so mehr, als die in der kleinen Zelle brennenden großen Flammen den Raum wie einen Backofen erhitzten. Endlich kam dieser Schluß und zwar bestand derselbe in dem Herumreichen kleiner, auf einer Tasse liegender Stückchen von rothem und weißem Candiszucker, an dessen Stelle man einige kleine Geldmünzen opferte. Jetzt ward, Gott sei Dank, die Thür wieder geöffnet und wir traten hinaus in den Hof, wo zu guter Letzt das aus den vier das Dach des Tempels überragenden Säulenenden wie aus Schornsteinen herausströmende brennbare Gas (die Säulen, wie sich jetzt erwies, waren hohl) angezündet ward, so daß vier mächtige Flammen aufloderten, welche bei Nacht einen ganz hübschen Effect hervorbringen, während man im vorliegenden Fall, wo es noch Tag war, dieselben in Folge ihres geringen Leuchtvermögens kaum wahrnehmen konnte. Die ganze Sache macht auf den Besucher den Eindruck eines bloßen Hocuspocus, wenigstens konnte ich mich meinerseits dieser Ansicht nicht erwehren, und mir scheint, daß dieser Feuercultus, wie er jetzt hier noch getrieben wird, nur eine Art von versteckter Bettelei ist. Uebrigens erwartete der im Augenblick einzige Repräsentant der indischen Feueranbeter an Stelle der in ihre Heimat zurückgegangenen Collegen Andere, mit denen gemeinsam er das Geschäft der Feueranbetung fortsetzen wird. —

Von allem Anderen ganz abgesehen, muß man sagen, daß die Oertlichkeit des Klosters zur Feueranbetung nicht schlecht gewählt ist, da in seiner ganzen Umgebung, sobald man die harte Bodenoberfläche lockert und aufbricht, sogleich Gas ausströmt, welches sofort angezündet werden kann; es brennt dann so lange fort, bis heftiger Wind oder starker Regen dasselbe verlöscht. Es kann daher auch von „ewigen Feuern“ eigentlich nicht die Rede sein. Die umliegenden Ortschaften benutzen dieses Gas zu mancherlei ökonomischen Zwecken, wie zur Erleuchtung des Inneren der Wohngebäude, zum Kochen, zum Kalkbrennen u. s. w. Als ich mich

von dem Kloster aus nach dem nur einige Werst nördlich gelegenen Ssurachani begab, um einen tatarischen Gutsbesitzer zu besuchen, traf ich überall auf dergleichen mit Hülfe dieses Gases durchgeführte kleine Kalkbrennereien. Es war dazu weiter nichts nöthig, als die Oberfläche des Bodens etwas bei Seite zu räumen, mittelst einer Brechstange die unmittelbar unterliegenden, stark zerklüfteten tertiären Kalksteinschichten aufzubrechen, und das zwischen den Klüften und Spalten hervorquellende Gas anzuzünden. Die Steine kommen nach und nach ins Glühen und werden dadurch auf einfache Weise gebrannt.

In der unmittelbaren Nähe des Klosters, ja geradezu an seiner hinteren Mauer angebaut, befindet sich das von einer Actien-Gesellschaft begründete große und vortrefflich eingerichtete Etablissement, welches sich die Verarbeitung des rohen Steinöles zur Aufgabe gestellt hat. [274]

---

16. Die Perser.

(J. E. Polak.)

Die Perser sind von ziemlich dunkler Hautfarbe, nie so weiß wie die Europäer. Das Haar ist schlicht, nie kraus, und kastanienbraun; Der Bart sehr entwickelt und dicht, der Schädel schön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen sind groß mit langem oberen Lid, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig fleischig, ohne Incarnat, die Lippen dünnanliegend. Auffallend hohe und schlanke Individuen finden sich eben so selten als beleibte. Seine Gesichtszüge sind ernst; denn der Perser läßt sich nicht durch heftige Gemüthsaffecte erregen, vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äußerlich zu beherrschen. Daher vermeidet er Geberdenspiel und Gesticulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig sind. Im Ganzen bietet er in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus und unterscheidet sich dadurch unverkennbar von den mit ihm zusammenwohnenden Nationalitäten, besonders von den Tataren, Armeniern und Juden.

Unter den höheren Classen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, sowie unter den zahlreichen Luxusdienern begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem „Hadschi Baba" von Morrier unübertrefflich geschildert ist.

Der Perser hat einen eigenen Namen für sie geschaffen, er nennt sie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Lassen fuzuli. Der Fuzul ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit (maedächel) zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen, nach persischem Ausdruck „zu essen", versteht. Er ist vorwitzig, zudringlich, kennt alle Stadtneuigkeiten und trachtet sie auszubeuten. Kriechend wie ein Wurm vor den Oberen, ist er voll Anmaßung gegen den Unteren, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt. Er lügt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großem Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguirt und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzudrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen Jemand zu haben. Er weiß einige Gedichte, Verse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdeknecht. Er betheuert jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit ertappt, bekennt er ohne Scheu und ruft: „Gau churdem!" (Ich aß Koth!) In Ispahan besonders giebt es Fuzuls von reinstem Wasser, daher Morrier weislich den Helden seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fuzul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Chan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibne fuzul (Fuzul Sohn des Fuzul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadschi Agassi,

gegen den er intriguirte, äußerte sich über ihn: „Wenn der Diw*) von Demawend auf die Ebene Teherans herabsieht und daselbst den Aga Chan bemerkt, so zieht er sich bescheiden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden!"

Der Perser ist im Allgemeinen habgierig, er liebt, viel Geld zu erwerben, ohne die Rechtmäßigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen, doch giebt er es eben so leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten. In gewisser Beziehung geizig, kennt er doch in Sachen der Liebe keine Sparsamkeit. Er klammert sich fest an seine Familie, an seinen Stamm, jedes Glück oder Unglück, jede Erhöhung oder Erniedrigung als solidarisch betrachtend. Verrath in der Familie ist fast unerhört, und findet dann die allgemeine Verachtung, selbst wenn er zum allgemeinen Besten diente.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, trotzdem daß sie sonst sehr fein ausgebildet ist.

Ebenso giebt es für Gewissen und Gewissensbisse kein Wort in der Sprache; da sich aber jedes Volk für die existirenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, daß diese abstracten Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obwohl er jedes Wort betheuert; und seitdem Saadi gesungen: „Lüge zu gutem Zweck der Wahrheit vorzuziehen, welche Hader erregt", wird jede Unwahrheit als Nothlüge ausgegeben. Andererseits macht er freilich auch keine Ansprüche darauf, daß man ihm glaube, sondern giebt, wenn ertappt, lächelnd die Falschheit seiner Worte zu. Es besteht hierin eine gegenseitige Convention: man empfängt eine falsche Münze und zahlt mit derselben wieder aus, ohne sich für einen Betrogenen und Betrüger zu halten.

Als sich ein englischer Repräsentant beim Großvezier über die Unzuverlässigkeit seiner Worte beklagte, erwiderte dieser: „Nimm als Regel an: Alles, was ich sage, ist gelogen; das aber, was ich schreibe, mag wahr sein".

Der Perser ist mäßig und genügsam in der Nahrung; so hoch er auch gestellt sei, werden ihn zu Zeiten etwas Brod, Käse und einige Wüstenkräuter befriedigen, doch liebt er geistige Getränke und aufregende Mittel. Er liebt Ruhe und Bequemlichkeit, ist aber unter Umständen arbeitsam und unermüdlich, und weiß Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen. Glück wie Unglück trägt er mit vollkommenem Gleichmuth. Erhebt z. B. ein im Orient nicht unmöglicher Glückswechsel einen gewöhnlichen Schreiber zum Minister, so wird den neuen Günstling nur der eine Umstand befremden, daß diese Stelle ihm nicht schon früher zu Theil wurde und daß er selbst die in ihm liegenden Vorzüge nicht eher erkannte, als bis sie Andere herausfanden. Wird derselbe einige Zeit darauf wieder seiner Würde entsetzt und seines Vermögens beraubt, so zieht er sich ruhig in seinen Harem zurück und ruft ähnlich dem Araber Hiob aus: So ist die Bestimmung, alles gehört dem König, lange lebe der König!

In hohem Grade vermag der Perser seine Leidenschaften zu beherrschen; seine Gesichtszüge verrathen nicht, was in der Seele vorgeht, sie sind eine tabula rasa. Er hat Sinn für Poesie, Musik und Gesang, wobei er aber häufig dem Wort und dem Rhythmus den Gedanken aufopfert. Er ist witzig, doch unlogisch in seinem Denken. Legt man ihm z. B. den Satz vor: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, so wird er folgern: also ist Cajus kein Pferd oder Esel u. s. w. Jede Autorität hassend, versteht er doch, sich einer jeden zu fügen. Er ist wenig kriegerisch, duldet lange den heftigsten Druck, bricht ihn aber dann endlich mit roher Faust und läßt den Gegner seine Rache zunächst durch Entehrung der Familie empfinden. Er spricht stets von Tugend und Gerechtigkeit, von seinem Abscheu vor Unterdrückung und Willkür; doch kaum bietet sich ihm die Gelegenheit, so ist er der ärgste Tyrann und eignet sich ohne Scrupel Gut und Vermögen Anderer zu. Empfindet der König den Druck europäischer Mächte, so hält er seinerseits wieder die Minister, diese die Statthalter, diese ihre Untergebenen und Diener, letztere endlich die Christen, Juden und Gebern unter despotischem Druck. Seines Schicksals für den nächsten Tag nicht sicher, lebt der Perser nur in der Gegenwart; der König wie der Chan baut sein Haus nur für einige Jahre; der Bauer pflanzt nur so viele und nur solche Bäume, daß er in kürzester Zeit die Früchte genießen kann. Von Natur nicht grausam, behandelt er die Thiere mit mehr Nachsicht als den Menschen. Der stete Anblick despotischer Willkür stumpft sein Mitgefühl ab; daher ist er auf Befehl zu jeder

*) Geist.

grausamen Handlung bereit, die Verantwortlichkeit dafür auf Andere wälzend.

Er liebt es, Gäste zu bewirthen; der niedrigste Knecht ist im Stande, seinen ganzen monatlichen Lohn auf eine Einladung der Freunde zu verwenden. Dennoch geht ihm der Begriff wahrer Gastfreundschaft ab; er empfängt seine Gäste nur deßhalb, um von ihnen wieder eingeladen zu werden, oder weil es ihn langweilt, sein Brod allein zu essen, ohne hiermit die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Ueber die Maßen ergötzen ihn theatralische Vorstellungen, Farcen, Tänze und Feuerwerke; er ist selbst ein geborener Schauspieler und weiß eine gute Darstellung zu schätzen, jeder Spectakel zieht ihn an.

Er ist nicht sehr erfinderisch, jedoch sehr tüchtig in der Nachahmung; er faßt rasch auf, lernt schnell, bleibt aber bald stehen und begnügt sich das Aufgefaßte und Erlernte zu verwerthen. Er liebt seinen heimatlichen Boden, doch nur wenig das Vaterland. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, doch fällt die Bestechung meist auf sehr zweideutigen Boden. Durchaus nicht fanatisch, will er doch für fromm und glaubenseifrig gelten. Zwei Perser, welche zu Hause nie ihr Gebet verrichten, werden, sobald sie zusammenkommen, in diesem Punkte dem Gesetz genügen, trotzdem daß der eine von dem anderen weiß, daß sie sich gegenseitig nur täuschen wollen. Im Umgang ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen, und erwartet von seinem Partner dasselbe, wenn sich auch Beide glühend hassen und sich einander zu verderben suchen. Er wird nie eine Bitte oder ein an ihn gestelltes Ansuchen rund abschlagen, das widerstrebt seinem Charakter; er zieht es vor, zu versprechen und nicht zu halten. Man darf dies nicht immer als Falschheit deuten, es ist vielmehr eine ihm innewohnende Schwäche; er will, wie er sich ausdrückt, den Bittsteller nicht hoffnungslos entlassen, darum sucht er die Sache lieber in die Länge zu ziehen und den Clienten zu ermüden. Doch letzterer ist auch ein Perser; durch öfteres Einstellen und Ausharren gelingt es ihm, hier und da doch seine Sache durchzusetzen. Andererseits sieht man wieder Bittsteller monatelang sich mit leeren Hoffnungen herumtragen und den letzten Rest ihrer Habe verzehren, bis endlich Noth sie zum Verlassen des Ortes zwingt. Der Europäer, der diesen Charakterzug nicht kennt, geräth in Zorn; doch besser ist es, die Sachen zu nehmen wie sie sind, und auf ein gegebenes Wort nicht zu bauen.

Obwohl von Natur nicht freigebig, kann der Perser doch der Sitte nicht widerstehen, sobald man einen Gegenstand bewundert, denselben als Geschenk anzubieten. Bewundert man seine Narghilé, sein Pferd u. s. w., so wird man gleich die Worte hören: „Geschenk, Euer Eigenthum!" und obwohl dies meist leere Redensart ist, so geht es doch auch nicht selten bei entbehrlichen Sachen in Erfüllung.

Die Art des Grüßens ist die bei allen Muselmanen gebräuchliche. Der Eintretende sagt: „Salam aleckum!" (Friede mit Euch!), worauf ihm: „U aleckum essalam u rahmet ullah!" (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allahs!) erwidert wird. Beim Abschied sagt der Hauswirth: „Chusch āmadi, sofā awurdi, muscharaf muzzain!" (Du kamst gelegen, Du brachtest Wohlbehagen ins Haus, ich bin geehrt, geschmückt!), worauf der Scheidende erwidert: „Lutfe auli kem neschaewaed!" oder: „Sāje schumā kem neschaewaed!" (Die Güte des Hochgestellten oder Euer Schatten möge sich nicht mindern!). Nichtmohammedaner werden jedoch der Formel des Salams nicht gewürdigt, weil man in derselben einen symbolischen Ausdruck des Islams zu finden glaubt*); sie werden daher statt des Grußes mit Fragen und Complimenten über das Befinden u. s. w. überhäuft. Niedriggestellte grüßen ihren Vorgesetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel, als Zeichen der Unterwürfigkeit. In vielen Gegenden ist der Gruß: āgur bāsched (gute Vorbedeutung) üblich. Die Sucht nach Complimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man titulirt sich mit schaerif, saerkār, dschaenāb (Gnaden, Excellenz, Liebden); selbst zwei Knechte aus reichen Häusern, welche sich begegnen, werden sich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht selten bei der Anrede den bloßen Namen, sondern setzt das Wörtchen mirza (Schriftkundiger) vor, oder läßt dem Namen den Titel Chan oder Bey folgen. Wer die Walfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Titel des Hadschi, die Walfahrer nach Kerbelah und Meschhed fügen ihrem Namen Kerbelai und Meschhedi zu.

*) Der Muselmann leitet salam (Gruß und Friede) und islam von einer gemeinsamen Wurzel ab.

Charakteristisch sind auch die Schimpfwörter und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft, als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind das peder-suchte (Dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide), und das peder-sek (Dein Vater ist ein Hund), welches letztere der Türke mit koepoej-oglu (Hundesohn) übersetzt.

Der Perser liebt sehr seine Aussage zu betheuern, was jedoch keineswegs deren Wahrhaftigkeit verbürgt. So schwört er meist beim Kopfe Alis, Mohammeds, des Schah u. s. w.; er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meisten Betheuerungen kommen jedoch auf Rechnung seines Partners im Gespräche, daher der Schwur, bessaere schumā (bei Euerm Kopf) der häufigste ist. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung; die Verneinung bezeichnet er dadurch, daß er den Kopf auf- und rückwärtsbeugt, bei gleichzeitiger Zusammenziehung der Lippen. Seine Entrüstung drückt er meist durch die Formel la illāh il allah, Bewunderung und Beifall durch bārik-allah, āferin, haezar āferin, maschallah (Bravo, tausend Bravo) aus. [275]

---

17. Persische Derwische.

(J. E. Polak.)

In früheren Zeiten gingen aus dieser Classe die edelsten Denker und die begabtesten Poeten hervor; wir wollen nur an die gefeierten Namen eines Saadi und Hafis erinnern. Doch jetzt bilden sie eine Classe von Landstreichern, Bänkelsängern und Mährchenerzählern, ohne besondere Bildung. Für jeden Erwerb zu indolent, entsagen sie dem Besitz und leben sorglos von einem Tag auf den anderen. Viele von ihnen sind Hindu, andere sind Perser, selbst Söhne angesehener Familien, einige sogar Prinzen; der Bruder des Finanzministers schloß sich ihnen an. Unbekümmert um Habe und Vermögen, durchstreifen sie mit dem Stock, dessen Griff die Worte jā ali bildet, mit der Derwischmütze, einem Tigerfell, einem Steinbockhorn und der Bettelschale aus Kokos die verschiedensten Länder und Gegenden. Mit dem Rufe jā hak (o Wahrheit) hält der Derwisch dem Europäer seine Schale hin und verlangt ein Sahib kran (etwa ein halber Gulden); giebt man ihm weniger, so wirft er es oft stolz von sich. Manche von ihnen treiben sich halb nackt und barhäuptig in den Ruinen umher, andere beobachten eine gewisse Eleganz in der Kleidung; diese nennen sich ahle āzād (die freien Leute). Fast alle rauchen das Beng (ein Haschischpräparat); viele werden davon stumpfsinnig, mehr dem Thiere als den Menschen ähnlich. Obwohl es bekannt ist, daß sie weder an Mohammed noch an Ali glauben, sondern im Herzen Theisten oder Pantheisten sind und an die Seelenwanderung glauben, so genießen sie doch überall eine gewisse Achtung unter dem Volk. Niemand wagt es, sie barsch abzuweisen oder sie gar rauh zu behandeln. Ein Derwisch durchzog viele Jahre lang die Straßen Teherans, selbst die Plätze der königlichen Burg, und rief mit lauter Stimme „Alian, Alian!“ *), ein mystisches Wort, dessen Bedeutung Niemand verstand; er störte Nachts die Ruhe der Bewohner, doch Niemand wagte ihm zu nahe zu treten, ja er fand mit der Zeit Verehrer, der Schah selbst konnte seine Excursionen nicht hindern. Viele von ihnen geben vor, Alchymie zu treiben, locken Adepten bedeutende Summen ab und verschwinden dann spurlos. Als Bänkelsänger und Mährchenerzähler sind sie unübertrefflich. Durch wohlbemessene Pointen wissen sie die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln. In dem spannendsten Moment der Entwickelung unterbrechen sie ihre Erzählung, gerade wie in den Nächten der arabischen Mährchen, um die

*) Vambéry erwähnt in seinem neuesten Werke („Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien. Pest 1867“) Seite 53 diesen Derwisch, welcher das Gelübde gethan, sein Leben lang nur den Namen des Chalifen „Ali“ auszusprechen.

Spende einzusammeln und am anderen Tage fortzufahren. Diese Erzählungen, in gutem Styl und reiner Sprache vorgetragen, verbreiten die Kenntniß der persischen Sprache und Poesie unter dem Volke, und leisten in dieser Beziehung unendlich viel mehr, als unsere Landbühnen, die leider nicht selten sogar den Verderb der Sprache fördern. [275]

18. Die Lebensweise des Schah.

(J. E. Polak.)

Die Lebensweise des Schah ist folgende: Früh gegen acht Uhr verläßt er den Harem und nimmt eine Schale Thee mit etwas Zwieback, welche ihm vom Oberkaffeemeister gereicht wird. Zwischen neun und halb zwölf Uhr, je nach Appetit und Laune, ertönt sein Ruf: „Naehär bihär!" (Bringt das Frühstück!), und hierauf die stereotype Antwort: „Beli kurban schacwaem!" (Ja, ich will Dein Opfer sein!). Der Kämmerer, an den der Befehl gerichtet ist, ertheilt ihn dem Oberwasser-, dieser dem Oberteppichmeister, dieser endlich einem acht- bis neunjährigen Pagen; nicht selten vergißt das Kind die Commission, bis der König ungeduldig den Befehl wiederholt und nun endlich bedient wird. Der Küche stehen der Oberkoch und der Oberhofmeister, „das Auge des Reichs", vor. Etwa fünfzehn Diener tragen auf dem Kopfe, unter Vortritt des „Auge des Reichs", die großen silbernen, mit Schaltüchern umwundenen Plateaus herbei. Wären die Speisen nicht schon fett genug, diese Schals könnten ihnen von ihrem Fett etwas abgeben. Zugedeckt sind die Schüsseln von chinesischem Porzellan mit konischen, aus Gold fein emaillirten und mit kostbaren Edelsteinen besetzten Stürzen, die eine besondere kostbare Zierde bilden.

Auch der König hat kein bestimmtes Speisezimmer, sondern läßt in dem anrichten, wo ihn gerade der Appetit überrascht. Hier wird das mit Kattun überzogene Ledertuch entfaltet; die Plateaus werden nur bis zur Schwelle von den Hofdienern, von da durch Kämmerlinge aufgetragen. Statt der Serviette soll dem König jeden Tag ein neues, ungesäumtes weißes Kattuntuch hingelegt werden; dies wird aber aus Fahrlässigkeit fast jeden zweiten Tag vergessen, so daß der König selbst erst daran erinnern muß, und ist dann der Schlüssel zum Magazin nicht zu finden, zo zieht ein Kämmerling sein weißes Schnupftuch aus der Tasche, es als Serviette überreichend.

Mit der Masse der Speisen, welche dem König täglich vorgesetzt werden, könnten an hundert Personen sich sättigen; doch speist er nach der jetzt bestehenden Sitte ganz allein. In einiger Entfernung stehen die Leibärzte. Ein Höfling liest Erzählungen aus der Chronik oder die Rechnungen über die Staatseinnahmen und -Ausgaben vor, die dann der König nach dem Frühstück mit seinem sahihh est (vidi, eigentlich: richtig) unterzeichnet. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß, ohne hinzusehen, durch das Gefühl den guten vom schlechten zu unterscheiden, daher ich ihn oft sagen hörte, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

Hat der Schah auch gar keinen Appetit, so hebt er doch, von Zeit zu Zeit ganz kleine Bissen in den Mund schiebend, die Tafel nicht vor einer halben Stunde auf, denn die persische Etikette fordert, daß der Schah immer bei Appetit sei. Endlich langt er nach den süßen Conserven, Früchten und Käse, welche das Mahl beschließen. Einmal wurde ihm ein Roob von Granatäpfeln in einem Krystallglase servirt. Er nahm ein Stück davon, und als er die Finger ableckte, blieb ihm ein Glassplitter im Gaumen stecken. Böse Absicht vermuthend, befahl er, sofort den Scherbetmeister zu tödten; doch gelang es unserer gemeinschaftlichen Fürsprache, den armen Teufel zu retten, der mit einer Tracht Prügel auf die Fußsohlen davonkam.

Der König trinkt nur Eiswasser oder in Eis gekühlte sauere Milch und Scherbets; letztere werden ihm auf chinesischen Schüsseln, das Wasser wird in emaillirten Goldvasen oder in

Thonkrügen servirt. Nach der Mahlzeit reicht ihm ein Kammerdiener ein goldenes Waschbecken zum Reinigen der Hand und Ausspülen des Mundes, ein anderer präsentirt das Narghilé und ein Täßchen Mokka. Nachmittags werden ihm Früchte, Eis, Melonen, frische Gurken, Lactuca u. s. w., was eben Neues auf den Markt kommt oder aus den Provinzen eingeschickt wird, vorgesetzt. Abends speist er in seinem Enderun. Daß stets eine große Masse von Speisen die königliche Tafel bedecken muß, hat mehrfache Gründe. Erstens verlangt es so der orientalische Pomp; sodann bildet das Uebrigbleibende die Mahlzeit für sämmtliche Hofleute; drittens aber dient es zum Schutz der persönlichen Sicherheit des Schah, denn da er nach jeder der vielen Schüsseln greifen kann, so ist eine Vergiftung durch schädliche Zuthaten kaum ausführbar, zumal auch hundert Andere von den aufgetragenen Speisen genießen. Trotzdem erhält der König täglich von seiner Mutter ein versiegeltes, vom ersten Eunuchen begleitetes Plateau mit Speisen und Getränken. Das Siegel wird vor dem Oeffnen sorgsam untersucht und verificirt.

Bisweilen wird der König von einem Minister oder anderen hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen. Da ein solches Gastmahl mit Hinzurechnung der unerläßlichen Geschenke an Schals und Geld wenigstens **2000** Ducaten kostet, so veranstaltet man es nur in der Absicht, entweder sich in Gunst zu erhalten oder ein neues einträgliches Amt zu erkaufen, sich und seiner Familie eine reiche Geldquelle zu eröffnen. Die Anzahl der vollen Schüsseln, womit bei diesen Gelegenheiten der Boden eines großen Saales buchstäblich von einem Ende zum anderen bedeckt wird, ist enorm und zur Sättigung von wenigstens fünfhundert Personen hinreichend. Der König genießt jedoch nur von Speisen, welche er sich aus seiner eigenen Küche hinbringen läßt; die fremden berührt er nicht, sie fallen nach der Mahlzeit (der König sitzt an dieser reichbesetzten Tafel allein) den Kammerherren und dem Troß der Dienerschaft und Begleitung zu. [275]

---

19. Persepolis.

(H. Brugsch.)

Aus dem engen Thale umbiegend, ritten wir um den flach sich absenkenden Fuß des Berges, der sich in der Hauptrichtung von Westen nach Osten lang hinzieht. Es ist das der graue Marmorberg von Rahmed, an dessen Fuße das große, weltberühmte Ark von Persepolis gelegen ist. Unsere Erwartung wurde von Minute zu Minute gespannter, Persepolis mit seinen Trümmern, die alte Perserstadt, sie mußte sich jeden Augenblick unseren suchenden Blicken zeigen. Ehe wir den halbstündigen Weg zurücklegten, traten wir auf halbe Entfernung in eine grottenähnliche Felsentiefe, mit Bildern aus der Sassanidenzeit geschmückt und mit Resten altpersischer Feuerverehrung. Endlich erschien hinter einem Felsenvorsprung, der bis dahin den Anblick der Ruinenstätte unseren Blicken neidisch versteckt hatte, Persepolis und mit lauten Zurufen wiesen unsere persischen Begleiter mit der Hand nach „Dschemschids Thron", Takht-i-Dschemschid. Da lag mit einem Male in brennendem Glanze der persischen Sonne das Bild vergangener Größe in seinen steinernen Ueberresten hehr und majestätisch vor uns, unvergeßlich in seinem Gesammteindruck, inmitten der schweigenden todten Felsen. Was sich zunächst erkennen ließ, war eine Terrasse von ziemlicher Ausdehnung, die sich vom hellen Boden der Ebene am Fuße des Berges Rahmed in dunklen Rändern abhob, oben auf der Platform zu luftiger Höhe aufsteigend. Die schlanken Säulen, Portale, Thore und Mauern des alten Königspalastes tauchten in kantiger Schärfe aus den Spalten der dahinter liegenden dunkelen Felsen hervor, der, höher und höher aufsteigend, dem ganzen Bilde ein unendlich malerisches Relief verlieh. Und im Berge, dicht hinter den Säulen, so schien

es, doch hoch über der Terrasse, leuchteten in tiefem Schatten zwei Oeffnungen, in denen die oftmals beschriebenen alten Achämenidengräber keinen Augenblick zu verkennen waren. Ich sah in Persepolis nicht zum ersten Male eine zusammenhängende Ruine des Alterthums. Aegypten und ein längerer Aufenthalt in diesem Lande der Vorzeit hatten mich an den erhebenden Anblick gewöhnt. Und dennoch muß ich gestehen, daß Persepolis und seine Reste einen tiefen Eindruck in mir hervorriefen, ganz verschieden von dem, welchen ich bei dem Anblick altägyptischer Denkmale zu empfinden pflegte. Während es hier die körperliche Masse ist, welche den Eindruck des Grandiosen hervorruft, wirkt die persepolitanische Ruine gerade in entgegengesetzter Richtung durch das schlanke, luftige, fast möchte man sagen zierliche Element ihrer Formen und Umrisse. Sie gemahnt in mancher Beziehung an eine griechische Verwandtschaft, die vielleicht thatsächlich begründeter ist, als sie auf den ersten Augenblick erscheinen möchte. Lassen wir jetzt den ersten Eindruck vorübergehen, geben wir dem Pferde die Sporen, um von der Westseite her über eine Sand- und Felsenbrücke gerade auf die Terrasse hinauf zu reiten und den geeignetsten Ort zum Aufschlagen unserer Reisezelte ausfindig zu machen.

Persepolis ist nach der Ostseite hin, wie wir bereits weiter oben bemerkten, von einem Berge grauen Marmorgesteines begrenzt, der nach Westen hin bis zur Felsenenge am Wasser Murghâb sanft abfällt, hier und da Berglehnen zeigt, und nach Westen zu einen Felsenfuß in die Ebene setzt, auf welchem zum Theil die große Terrasse in verschiedener Höhe und Abstufung angelegt ist. Die Gestalt derselben ist die eines ziemlich regelmäßigen Viereckes mit Spitzen, Vorsprüngen und Ecken, die eben durch die Form des darunter liegenden Felsens bedingt sind, im Großen und Ganzen aber an der Viereckgestalt wenig ändern. Nach den drei Seiten hin, welche sich nicht an den Berg im Osten anlehnen, sondern frei nach der Ebene hin gerichtet sind, ist die Terrasse durch eine künstliche Mauer von behauenen Steinen abgeschlossen, die sich je nach den Unebenheiten des Bodens zu einer Höhe von fünfzehn bis vierzig Fuß erhebt. Die gewaltigen Steine liegen so scharfkantig an einander, daß es scheint, als hätten sie sich an einander festgesogen. Von den eisernen Klammern, die sie zum Ueberfluß mit einander verbunden hatten, sind nur noch die Spuren der Löcher übrig geblieben. Den Aufgang zu der Terrasse, auf welcher der große Tempelpalast von Persepolis gelegen war, mit dessen Ruinen wir uns weiter unten beschäftigen wollen, bildet eine Doppeltreppe, königlich großartig angelegt, mit schwarzen Marmorstufen so lang und breit, daß mehrere Reiter bequem hinauf galoppiren konnten. Sie liegt an der Westseite, nicht ganz in der Mitte, sondern ein wenig mehr nach Norden zu. Die Stufen bestehen nicht etwa aus je einem Steinbalken, sondern mehrere derselben sind, sammt dem daranstoßenden niedrigen Geländer, aus einem einzigen Felsblocke sauber und scharfkantig zugerichtet und die letzteren zu einem Treppenabsatz mit einander verbunden. Ein Ruheplatz folgt auf den ersten Treppenabsatz, die zweite Treppe führt, in der entgegengesetzten Richtung der ersten, nach der oberen Terrasse. Noch sind da auf dem steinernen Boden die großen Löcher deutlich zu erkennen, in welchen sich die Zapfen der schweren Thüren bewegten, welche nach rechts und nach links hin die Zugänge von der Doppeltreppe aus absperren konnten. Die Aussicht von hier aus über die große Ebene von Persepolis hin, oder, wie dieselbe von den heutigen Persern genannt wird, Merdâscht, ist großartig. Das Panorama ist nach allen Seiten hin von einem Rahmen dunkler, massiver Felsenberge und grotesker Felsenkegel eingefaßt, deren wunderliche Formen man nicht müde wird bis zu dem fernsten Horizonte zu verfolgen. Gerade aus, in der Hauptrichtung nach Südosten hin, ziehen sich zwei Riesenmauern hin, deren Fuß der tosende Bendemîr bespült und die ein breites kolossales Thor bilden, durch welches die Straße südwestlicher Direction nach dem Herzen der modernen Persis, nach dem neupersischen Athen, der Stadt Schirâz, führt. Die nordwestliche Seite der Ebene von Merdâscht, von einem großen Gebirgsboden gebildet, der sich an den westlichen Theil der oben erwähnten Felsenmauer anschließt und in weiter Ferne zu nebelblauen Höhenzügen verschwimmt, gewinnt durch den Anblick einsam stehender dunkler Kegel mit breitem Rücken an malerischem Reiz.

Ehe wir unsere Wanderung auf der Terrasse unternehmen, sei es uns vergönnt, zunächst für unser Unterkommen in Persepolis Sorge zu tragen. Was unter der Firma des großen Alexander Hetärenlaune und Griechenhaß verschont haben sollte, hat der Zahn der Zeit so gründlich beseitigt, daß vom ehemaligen Pracht-

bau nur das Knochengerüst stehen geblieben ist, und kein dunkles Gemach, keine schattige Halle mehr dem Reisenden ein Obdach zu gewähren im Stande ist. Wir ließen deßhalb unsere Zelte vor der großen Freitreppe aufrichten, die Pferde wurden nach persischer Sitte mit Fußstricken angekoppelt und Wachen ausgestellt, um den verrufenen Dieben dieser Gegend die Gelegenheit zu Erwerbungen auf unsere Rechnung rechtzeitig zu nehmen.

Kuru-Kyros, der Stifter und Begründer des persischen Reiches, war den Nachrichten der Alten zufolge zugleich der Erbauer der Stadt Pasargadä in der großen, von uns durchpilgerten Ebene von Murghâb. Er hatte die Stadt zum Andenken an seinen Sieg über die Meder aufführen lassen, um den Königen als Krönungsplatz und Schatzkammer zu dienen. Als er gestorben war, begruben ihn die Perser auf dem Gebiete seiner Stadt an jenem einfachen Grabdenkmal, das der Sturm der Zeit von seiner Stelle bis auf den heutigen Tag noch nicht hat wegfegen können und das wir auf unserer Rückfahrt gen Isfahan näher kennen lernten. Die Nachfolger Kurus, inschriftlich nachweisbar König Dârayavus — Darius, König Khshayârshâ — Xerxes und König Artakhshatrâ — Artaxerxes III., übertrugen Residenz, Schatzkammer und Grabmalstätte von der freien Ebene von Murghâb nach der schwer zugänglichen Stelle bei Persepolis und hielten hier in dem großen Palaste Hof, inmitten der Akropolis.

Persepolis bestand aus einer Verbindung des Holzbaues mit dem Steinbau; in welcher Weise der erstere auch immer zu Grunde gegangen sein mag, der letztere allein hat als unzerstörbares Knochengerüst Jahrtausende bis auf die gegenwärtige Stunde überdauert.

Schreiten wir in der Richtung nach Osten vorwärts, so begrüßen uns die seltsamsten Thorhüter in Gestalt jener geflügelten Thiere, die als Doppelpaar die vier Pilaster eines Doppelthores schmücken und aus ihnen gleichsam herauszutreten scheinen, das aller Vermuthung nach den Haupteingang in den königlichen Palast bildete. An den Pilasterwänden, ein herrlich weißglänzender Marmor, befinden sich in langen Reihen Texte von Keilschrift, welche ohne Veränderung des Inhaltes sich mehrere Male wiederholen. Sie melden, daß König Xerxes, der bekannte Griechenfeind, diesen Thorweg habe ausführen lassen. Wir geben als Beispiel des altpersischen Lapidarstyles die Worte der Inschrift nach Spiegels vortrefflicher Uebersetzung:

„Ein großer Gott ist Auramazda, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher die Annehmlichkeit schuf für den Menschen, welcher den Xerxes zum König machte, den einzigen König Vieler, den einzigen Gebieter Vieler.

Ich bin Xerxes, der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, die aus vielen Stämmen bestehen, König dieser großen Erde auch fernerhin, Sohn des Königs Darius, der Achämenide.

Es spricht Xerxes der Großkönig: Durch die Gnade Auramazdas habe ich diesen Thorweg gemacht, der alle Völker zeigt. Es giebt auch viel anderes schönes Werk in Persien, das ich gemacht und das mein Vater gemacht hat. Jedes solches Werk, welches schön aussieht, haben wir Alles durch die Gnade Auramazdas gemacht.

Es spricht Xerxes der König: Auramazda möge mich schützen und mein Reich und was ich gemacht und was mein Vater gemacht hat, das möge Auramazda schützen."

Das einzige historische Räthsel, welches die persischen Keile des gewaltigen Thorweges sprengen, ist die Erwähnung, daß Xerxes, durch Auramazdas Huld Großkönig von Persien, diesen Bau ausgeführt hat.

Wie bemerkt worden ist, treten aus den beiden Wandpfeilern des Thorweges nach der Ebene und Treppe zu zwei Riesenthiere dem Eintretenden entgegen, urkräftige Stiergestalten, denen Barbarismus die Köpfe abgeschlagen hat. Gewaltig-erhaben in ihrer Ausführung, erscheinen sie ernst, drohend als Wächter des Thores, durchaus entsprechend den Urstieren der Thore der assyrisch-babylonischen Denkmale.

Die hintere, dem Berge zugewandte Seite des Thorweges, von dem vorigen in alter Zeit durch vier Säulen getrennt, enthält gleichfalls Stierbilder in schreitender Stellung, doch im Ganzen besser erhalten als ihre westlichen Brüder. Aus den gewaltigen Körpern wachsen Sphinxflügel hervor, und ein, gegenwärtig sehr verstümmeltes, menschliches Angesicht, langbärtig, langhaarig, mit einer seltsamen Hörnerkrone auf dem Kopfe vollendet die überlebensgroße Sphinxgestalt, welche mehr als alles Andere an die assyrisch-babylonische Gefangenschaft erinnert.

Die beiden Portale mit ihren Urstier-Zwillingspaaren hatten offenbar eine Holzbedachung und führten das eine hinein, das andere heraus in eine Halle und aus einer Halle, die von vier schlanken Säulen getragen wurde, deren Holzdach, wie alle übrige Holzbekleidung, längst spurlos verschwunden ist. Zwei von den Säulen stehen noch aufrecht da, schlank, gefällig und schmuck, wie die ionische heitere Schwester, nur unterschieden von der griechischen Verwandtschaft durch die asiatische Mitgift des nicht aufwärts strebenden, sondern umgekehrt, nach dem Boden gesenkten Blumenkelches, aus dem und in dem sich der Säulenschaft bis zu dem oberen aufwärts gerichteten Kelch erhebt, auf welchem der tragende viereckige Pfeiler mit ionischen Voluten in doppelten Rollenwindungen ruht. Wir entbehren zu sehr des architektonischen Verständnisses, um uns ein Urtheil über die Formenverwandtschaft dieser Säulen mit den griechisch-ionischen Formen zu gestatten, doch können wir hier nur wiederholen, daß der Gesammteindruck entschieden an griechischen Zusammenhang erinnert. Wir müssen das Urtheil eines geistreichen Schriftstellers unterschreiben, welcher den ionischen Styl „als den gemeinsamen Styl Asiens schon in unberechenbar alter Zeit" hinstellt.

Richten wir den Blick von dem Standpunkt inmitten der vier Säulen nach Ost und Süd hin, so ist der Anblick für das prüfende Augenpaar beinahe verwirrend. Thore und Thüren, Fenster und Nischen wie einzelne Pfeiler dastehend, ohne Seitenwände, Treppen, die auf- und abführen, dazwischen Säulen, die wie Schiffsmaste im Hafen aus einem scheinbar unregelmäßigen Steinlager hervorragen, alles auf einem herrlichen Marmorpflaster ruhend, das ist das Ergebniß einer ersten Anschauung der persepolitanischen Ruine. Lichter und klarer wird Alles, sobald man von Thor zu Thor, von Säule zu Säule wandert und im Geiste die ehemalige Anlage der Paläste wieder aufbaut. Man fülle die leeren Räume zwischen dem vielförmigen Gestein durch glatte Wände von Erdziegeln aus, man bekleide das Dach mit Holztäfelwerk, und bald wird man von Hallen, Sälen und Gemächern reden können, deren alte Bestimmung die kräftige Sculptur, zum Theil auch die Inschriften, mit ziemlicher Sicherheit errathen lassen.

Obgleich die große Zahl der Sculpturwerke eigentlich historische Gegenstände nicht berührt und daher von minderem Interesse und untergeordneter Bedeutung für die geschichtliche Forschung ist: so sind andererseits die Darstellungen von besonderem Werthe für die Kenntniß des persischen Hoflebens. Bald sehen wir den König, in faltenreichem Gewande, mit sauber gekräuseltem Bart- und Kopfhaar, den langen Königsstab in der Rechten, umgeben von seinem Sonnenschirmhalter und seinem Fliegenwedelträger. Beide Hofbeamte erinnern unwillkürlich an die gleichen Aemter am Hofe der ägyptischen Pharaonen. Bald wiederum sind es die vornehmsten Hofdiener und Beamten, welche in langen Reihen neben einander fortschreiten, in officiell steifer Tracht und Haltung, ruhig und gemessen, wie es die Gegenwart des Königs der Könige nach persischer Hofetikette erheischte. So ernst wie die vornehme Beamtenwelt, so ernst und würdevoll stehen die speertragenden Leibwächter des Königs auf den steinernen Pfeilern da, hinter einander einherschreitend, in ceremoniellster vorschriftmäßiger Rangordnung.

Andere Darstellungen, — wir denken vorzüglich an die reiche Sculptur neben der Aufgangsdoppeltreppe zur zweiten Terrasse, — zeigen lange Reihen tributbringender Völker, ein jedes ausgezeichnet durch seine besondere Physiognomie, Tracht und die Art seiner Tribute. Diese oft beschriebenen Abbildungen gewähren den besten Commentar für die bekannten Inschriften, in welchen die persischen Könige die Listen der von ihnen überwundenen Völker aufführen.

„Ich bin Darius, der Großkönig, — so berichtet unter anderen eine dieser persepolitanischen Inscriptionen, — der König der Könige, der König dieser zahlreichen Gegenden, der Sohn des Vistâçpa, der Achämenide.

Es spricht Darius der König: Durch die Gnade Auramazdas sind es diese Länder, die ich regiere mit diesem persischen Heere, welche sich vor mir fürchteten und mir Tribut brachten: Die Bewohner von Susiana, die Meder, die Babylonier, die Araber, die Assyrer, die Aegypter, die Armenier, die Cappadocier, Eparda, die Griechen des Festlandes und die der Inseln, und diese Länder im Osten: Die Sagartier, die Parther, die Zarakas, Aria, Baktrien, Sugda, Chorasmien, die Sattagyden, Arachosien, Indien, Gandâra, die Sakas und die Makas.

Es spricht Darius der König: Wenn du so denkst: „Vor keinem Feinde möchte ich

zittern", so schütze dieses persische Heer. Wenn das persische Heer geschützt ist, so wird das Glück für die fernste Zeit ununterbrochen bleiben, diese Herrin wird herabkommen auf diesen Clan."

Unter den Sculpturen in dem sogenannten Thronsaal der Terrasse von Persepolis ist folgende besonders merkwürdig:

Der königliche Thronstuhl ruht auf einem zweiten Riesenthron, der im Inneren von den Händen und Armen überwundener Völker getragen wird, deren jedes durch seine Tracht als nichtpersisch ausgezeichnet ist. Auch diese Darstellung ist, wenn auch nicht entlehnt, so doch im Zusammenhang stehend mit Vorstellungen, welche bis in die ägyptische Altzeit hinaufsteigen. Nach gemeinsamer Anschauung der Altzeit mußte der König auf einem Throne sitzen, der von den überwundenen Feinden getragen wurde. Der sinnlich rohen Vorstellung lag jedenfalls ein tieferer Gedanke zu Grunde, der je nach den Anlagen und der Culturstufe der einzelnen Völker seinen besonderen Ausdruck mit Hülfe der dienenden Kunst erhielt. Der Thronsessel selber mit seinen Knäufen, Thierfüßen, umgekehrtem Blumenkelche u. s. w. ist originell genug. Das kleinere Exemplar, auf welchem der König sitzt, ist hoch, so daß der große Herr nur im Stande ist, ihn mit Hülfe einer Fußbank zu besteigen. Er ist bequem, denn die hohe Rückenlehne war sicher keine überflüssige Zuthat, und darf wohl als das Muster der asiatischen Thronsessel dieser Zeit gelten *).

Wir können von den Sculpturen der persischen Akropolis nicht Abschied nehmen, ohne an die eigenthümlichen Thiergestalten erinnert zu haben, welche an verschiedenen Stellen der erhaltenen Bauten die glatten Flächen der Seitenwände und Seitenpfeiler bedecken. Bald sind es Kämpfe eines Löwen mit einem Stiere, bald Kämpfe des Königs mit jedem der beiden ebengenannten Thiere. Offenbar stellen jene Thiergestalten die Prototypen der Diwe oder Unholde dar, mit welchen noch heutigen Tages die persische Phantasie die Malereien auf Papier und Wand bevölkert. Die Thiere, ebensowohl wie die Figuren menschlicher Wesen, haben in Persepolis ungemein viel von der Zerstörungswuth der Mohammedaner zu leiden gehabt, die sich meist auf Alles, was die freiliegenden Körpertheile, wie Hände und Füße, vor allen was das Antlitz betrifft, erstreckt hat. Wenn nicht das ganze Gesicht, so ist doch wenigstens die Nase zerstört; beklagenswerth genug, da sich fast kein einziges Porträt vollständig wohl erhalten hat. Dennoch ist immer noch so viel zu erkennen, daß der Sculpturstyl von Persepolis, obwohl ein Senkzweig der älteren ninivitisch-babylonischen Kunst, als eine Veredelung derselben bezeichnet werden muß, als eine Veredelung in dem Sinne, daß die überstark aufgetragene Muskulatur allmälig verschwindet und sanfterer Auffassung Platz macht, die anfängt, sich mit der Natur regelrecht in Harmonie zu stellen. Vollkommen ist jedoch der Styl eben so wenig, als der ägyptische Renaissancestyl der Psammetiche der griechischen Kunst gegenüber. Der persischen Kunst fehlt, wie der ägyptischen, die Perspective. Jede Figur ist nach einem bestimmten Schema gearbeitet, das im Einzelnen oft musterhaft ausgeführt ist, im Großen und Ganzen aber des höheren Kunstbegriffes vollständig bar ist.

Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken. Sie berührt die Inschriften, von denen die Sculpturwerke meistentheils begleitet sind, und hat mir an Ort und Stelle Gelegenheit zu folgender Betrachtung gegeben.

Die persischen Keilinschriften, welche an verschiedenen Stellen der persepolitanischen Denkmale angetroffen werden, haben durchaus nicht etwa wie die ägyptischen einen decorativen Zweck. Ganz abgesehen von der Unschönheit der Charaktere, stehen die Inschriften oft so unsymmetrisch, die einzelnen Zeilen laufen so schief und ungleich aus, daß Jedermann auf den ersten Blick hin zugeben muß, daß hier in Persepolis von eigentlichem Inschriftenschmuck gar nicht die Rede sein kann. Vielmehr sollten die Keilbuchstaben nur als historische Notizen dienen und hatten nur als solche ihre besondere Bedeutung. Merkwürdiger Weise läßt sich nun mit vollständiger Sicherheit der Beweis führen, daß ursprünglich sämmtliche Sculpturen beschrieben werden sollten — die leeren Stellen dazu sind bei den meisten deutlich auf den Stein ausgespart worden, — daß aber in Folge irgend welcher störender Ereignisse die Ausführung unterblieben ist. Wir bezweifeln, besonders hierauf gestützt, daß Persepolis jemals

*) Ganz dieselben Stühle findet man noch heute in den persischen Bethäusern und die Fußbänkchen dazu. R.

ein vollendetes Bauwerk gewesen ist. Es war — wie so mancher Tempel des Alterthums, ja wie so manches grandiose Bauwerk unserer Zeit, — nach einem großartigen Plane von einem Könige angelegt, die Nachfolger desselben hatten weiter daran gebaut, bis endlich ein Stillstand eintrat, der durch das Schicksal der Achämeniden-Dynastie nicht schwer nachzuweisen ist. [204]





II. Central- und Nordasien.

1. Die Turkmanen.

(Hermann Vambéry.)

Hermann Vambéry (Bamberger) unternahm 1863 das Wagstück, als Derwisch verkleidet, von der persischen Hauptstadt Teheran aus über Karatepe und den südöstlichen Winkel des großen kaspischen Sees durch das Land der Gomut-Turkmanen nach Buchara und Samarkand zu reisen und kehrte von dort über Balch nach Herat zurück. Diesen Weg hat vor ihm kein Europäer gemacht. Seine Schilderungen zeichnen sich durch Treue und Lebendigkeit aus.

Die Turkmanen oder Türkmen, wie sie sich selber nennen, bewohnen größtentheils die Strecken wüsten Landes, welche sich, im Westen des Oxus, vom Ufer des kaspischen Meeres bis nach Balch, und von genanntem Flusse südwärts bis Astrabad und Herat erstrecken. Außer einem theilweis urbaren Boden, wo sie sich auch ein wenig mit Ackerbau beschäftigen, bildet das Land der Turkmanen jene schreckliche Wüste, in welcher der Reisende oft wochenlang umher irren kann, ohne einen Tropfen süßen Trinkwassers oder den Schatten eines Baumes zu finden. Was im Winter die starke Kälte und der hohe Schnee, das ist im Sommer die sengende Hitze und der tiefe Sand; die Stürme unterscheiden sich in den verschiedenen Jahreszeiten nur dadurch, daß die einen für Karawanen und Reisende ein trockenes, die anderen ein feuchtes Grab bereiten.

Die Turkmanen haben sich niemals zu einem gemeinschaftlichen Körper vereinigt. Sie bezeichnen ihre Hauptabtheilungen mit dem Namen Chalk (arabisch: Volk, Stamm, Leute). Deren sind neun; jede zerfällt in einzelne Taïfe, Horden, und diese zerfallen wieder in Tire, d. h. Bruchstücke, Sippen. Zu den mächtigsten Stämmen gehören die Tekke, welche etwa 60,000 Zelte haben; sie theilen sich in zwei Hauptlager; jenes von Achal, östlich von Tedschend, und jenes von Merw. Sie besitzen weniger urbaren Boden als die übrigen Turkmanen, sind sozusagen von der Natur zum Raube gezwungen und bilden eine wahre Gottesgeißel sowohl für die nordöstlichen Theile Persiens wie für Herat und dessen Umgegend. Dagegen sind die Göklen, etwa 10,000 Zelte,

friedlicher und etwas civilisirter; sie beschäftigen sich sehr gern mit Ackerbau und ein großer Theil ist dem Schah von Persien unterwürfig. Ihr Land ist der schöne und geschichtlich berühmte Boden des alten Gurgan, wo heute die Ruinen von Schehri Dschordschan liegen. Westlich von ihnen hausen die Jomuts in angeblich etwa 30,000 Zelten; sie bewohnen, als Nachbarn der Perser, die östlichen Ufer und einige Inseln des kaspischen Meeres und werden im Allgemeinen Görgen-Jomudu, d. h. Jomuts am Flusse Görgen, genannt, der von Osten her in den südöstlichen Winkel des kaspischen Meeres mündet. Auch am anderen Ende der Wüste, nahe am Oxus, im Gebiete des Chanats Chiwa, wohnen Jomuts. Die ersteren sind zum Theil kühne Seeräuber und machen die persische Küste unsicher. Ein Winterquartier der Jomuts ist Gömüschtepe, das sich an der oberen Mündung des Görgen erstreckt; im Sommer ist diese Gegend wegen der Fieber unbewohnbar. Man rechnet im Allgemeinen auf das Zelt fünf Seelen und auf die neun Turkmanenstämme 196,500 Zelte; demnach würde die Gesammtmenge dieser Turkmanenstämme nahe an eine Million Köpfe betragen.

Vambéry fand während seines Aufenthaltes unter den Turkmanen keinen einzigen Mann, der befehlen, aber auch keinen einzigen, der gehorchen wollte. Der Turkmane pflegt von sich zu sagen: „Bis bibasch chalk bolanis“, d. h. „wir sind ein Volk ohne Haupt; wir wollen auch kein solches haben, wir sind alle gleich, bei uns ist jeder ein König“. Bei anderen Nomaden findet man mitunter einen Schatten von Regierungsgewalt, so z. B. bei den Türken in der Person des Aksakale, bei den Persern in jener des Risch Sefid und bei den Arabern in der des Scheich; bei den Turkmanen ist von Alledem keine Spur. Die Stämme haben wohl ihre Aksakale, doch genießen diese nur bis zu einem gewissen Grad Ehren; man liebt und duldet sie so lange, als sie ihre Suprematie nicht durch besondere Befehle oder durch Großthun zu erkennen geben. Man wird fragen, wie denn diese berüchtigten Räuber, deren Rohheit wirklich grenzenlos ist, mit einander leben können, ohne sich gegenseitig zu vertilgen? Dies ist auffallend, aber noch weit auffallender wird es scheinen, daß trotz dieser scheinbaren Anarchie, trotz aller Wildheit unter ihnen, so lange sie sich nicht öffentliche Feindschaft erklärt haben, weniger Raub und Mord, weniger Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit vorkommt, als unter den übrigen Völkern Asiens, deren sociale Verhältnisse auf der Grundlage islamitischer Civilisation ruhen. Denn diese Bewohner der Wüsten werden von einem alten und mächtigen Könige beherrscht, ja oft tyrannisirt, der ihnen selber unsichtbar ist, den wir aber in dem Worte Deb (Sitte, Brauch) deutlich erkennen. Bei den Turkmanen wird streng befolgt, was der Deb befiehlt, verbietet oder verabscheut. Neben dem Deb könnte man unter gewissen Umständen auch der Religion erwähnen; doch hat diese, obwohl sie aus der fanatischen Buchara geholt wird, lange nicht den Einfluß, welchen man ihr wohl zuschreibt. Allgemein glaubt man, daß der Turkmane den Perser deßhalb raube und verkaufe, weil dieser der ihm verhaßten schiitischen Secte angehöre. Doch ist dies ein großer Irrthum und Vambéry ist fest überzeugt, daß der Turkmane seine vom Deb erlaubte Raublust auch befriedigen würde, wenn statt der Perser die sunnitischen Türken seine Nachbarn wären. Er beweist dies ja häufig durch die Einfälle in das sunnitische Afghanistan, China und selbst Buchara, und Vambéry überzeugte sich, daß ein großer Theil der Sclaven in Mittelasien der sunnitischen Religionssecte angehört. Der Reisende fragte einst einen durch Frömmigkeit berühmten Räuber, wie er denn seinen sunnitischen Bruder als Sclaven verkaufen könne, da doch der Prophet befohlen habe, daß jeder Muselmann frei sei? „Behey!“ sagte der Turkmane mit großer Gleichgültigkeit, „der Koran, das Buch Gottes, ist gewiß edler als der Mensch und man kauft oder verkauft es doch für wenig Geld. Ja, was willst du mehr? Joseph, der Sohn Jakobs, war ein Prophet und ist auch verkauft worden. Hat ihm das etwas geschadet?“

Merkwürdig ist, daß der Deb in seinem achthundertjährigen Kampfe mit der Religion von der letzteren sehr wenig gelitten hat, denn viele Gebräuche, die vom Islam verpönt sind und gegen welche die Mollahs (Schriftgelehrten) kämpfen, leben in der alten Ursprünglichkeit fort. Der Islam hat nicht nur unter den Turkmanen, sondern bei allen Nomaden Mittelasiens blos die äußere Form der alten Religion verändert. (Dasselbe gilt von jener Arabiens.) Was früher Sonne, Feuer und andere Naturerscheinungen waren, das ist heute Allah oder Mohammed geworden, innerlich aber ist

der Nomade immer derselbe wie vor zweitausend Jahren. Sein Charakter könnte sich nur dann verändern, wenn er sein leichtes Zelt mit dem schwerfälligen Hause vertauschen möchte, d. h. wenn er aufhören könnte, Nomade zu sein.

Die Aksakale vertreten in den Berührungen mit Fremden, z. B. Russen, Persern, oder anderen Turkmanen im Allgemeinen ihren Stamm, sind dann aber nicht etwa bevollmächtigte Gesandte. Rußland und Persien haben erfahren, wie machtlos diese Häuptlinge sind; sie suchten mit großen Kosten die Aksakale an sich zu ziehen, um den Räubereien Einhalt zu thun, hatten aber bis jetzt nur geringen Erfolg. Größerer Achtung erfreuen sich die Mollahs, nicht aber des islamitischen, sondern im Allgemeinen des religiösen und deßhalb mysteriösen Charakters wegen, der von den abergläubischen Nomaden gefürchtet wird. Die Mollahs, welche in China und Buchara ihre Bildung empfangen, sind übrigens schlaue Leute, die anfangs mit dem Heiligenschein auftreten und nachdem sie ihren Säckel gefüllt haben sich zurückziehen.

Eine Hauptstütze des gesellschaftlichen Bandes ist das feste Zusammenhalten sowohl der einzelnen Abtheilungen als auch des ganzen Stammes. Jeder Turkmane, selbst schon das Kind im vierten Jahre, weiß, welcher Taïfe oder Tire er angehört; jeder weist mit einem gewissen Stolz auf die Macht oder Zahl seines Clans hin. Dieser ist ja auch eigentlich die Waffe, welche ihn gegen Willkür Anderer schützt, und im Falle einem einzelnen Gliede Etwas zu leide gethan wird, muß der ganze Stamm Genugthuung fordern.

Der Turkmane ist tatarischen Ursprungs, doch hat er den Typus seiner Race nur da bewahrt, wo die Vermischung mit dem iranischen Blute durch die Verhältnisse nicht begünstigt war. Auffallend zeigt sich dies bei den Tekke, Göklen und Jomuts, wo rein tatarische Physiognomien nur bei jenen Sippen und Familien anzutreffen sind, die weniger Raubschwärme nach Persien schickten und deßhalb weniger schwarzlockige Sclaven unter sich einführten. Uebrigens ist der Turkmane, möge er mehr oder weniger von seinem Originaltypus beibehalten haben, immer an seinem kühnen und scharfen Blicke zu erkennen, welcher ihn unter allen Nomaden und Stadtbewohnern des Mittelasiens auszeichnet, und an seiner stolzen kriegerischen Haltung. Allerdings habe ich viele junge Männer von martialischem Aussehen unter Kirgisen, Karakalpaken und Oesbegen (Usbeken) gesehen, aber freies und ungezwungenes Wesen fand ich immer nur bei den Turkmanen.

Dem Nomadenleben entsprechend ist das Zelt der Turkmanen, welches in gleicher Form in ganz Mittelasien bis zum fernen China angetroffen wird. Es besteht aus drei Theilen: Erstens dem aus Holz gearbeiteten Gerippe, zweitens der Bedachung, welche aus Filzstücken zusammengesetzt ist und drittens der inneren Einrichtung. Alle Bestandtheile, das Holzwerk ausgenommen, werden von den Frauen verfertigt. Diese besorgen das Aufschlagen und Zusammenlegen der Wohnung und packen Alles auf die Kameele, neben denen sie auf der Wanderung zu Fuß einherschreiten. Die Zelte der Armen unterscheiden sich nur durch die innere Ausstattung. Man hat überhaupt nur zwei Arten Zelte, kara oy, d. h. das schwarze, von der Zeit gebräunte Zelt, und ak oy, das weiße, von innen mit schneeweißem Filz bespannte, welches für Neuvermählte und für besonders geehrte Gäste aufgeschlagen wird. Im Allgemeinen macht das Zelt einen guten Eindruck; im Sommer ist es kühl, im Winter angenehm warm, und sehr wohlthuend ist sein Schutz, wenn der wilde Orkan über die unabsehbaren Steppen einher tobt. Den Fremden wird wohl bange, daß die Gewalt der Elemente die fingerdicken Wände der Wohnung in tausend Stücke zerreißen möchte, doch den Turkmanen kümmert das wenig; er befestigt die Stricke und schläft süß, denn ihm klingt das Heulen des Sturmes wie ein sanftes Wiegenlied.

Die Hauptfrage im Leben der Turkmanen ist die Alaman, d. h. Raubgenossenschaft, oder Tschapao, d. h. Ueberfall. Der Mann ist sogleich bereit sich zu bewaffnen und sein Pferd zu besteigen, sobald er eine Einladung zu einem ihm einträglich scheinenden Zug erhält. Der Plan zu einem solchen wird immer, selbst vor den nächsten Verwandten, geheim gehalten. Nachdem man den Serdar, Anführer, gewählt und sobald der Priester den Segen gespendet hat, begiebt sich nach Anbruch des Abends jeder auf verschiedenem Wege nach der zum Sammelplatze bestimmten Stelle. Der Angriff geschieht immer entweder, wenn man gegen bewohnte Orte rückt, um Mitternacht, oder, falls eine Karawane oder feindliche Truppe angegriffen werden soll, bei Sonnenaufgang.

Der Angriff der Turkmanen ist, wie bei den Hunnen und Tataren, eher ein Ueberfall zu nennen. Die Angreifenden theilen sich in mehrere Schwärme und stürzen von verschiedenen Seiten heran, gewöhnlich zwei, selten drei Mal, denn ein turkmanisches Sprichwort sagt: „Iki deng ütschde döng“, versuche zwei Mal, aber das dritte Mal kehr' um! Der Angegriffene muß sehr entschlossen sein oder sich sehr stark fühlen, um einer derartigen Ueberrumpelung Widerstand zu leisten; bei den Persern ist dies nur selten der Fall und sehr häufig ereignet es sich, daß ein Turkmane gegen fünf, oft noch mehr Perser mit Erfolg den Kampf aufnimmt. Oft geschieht es, daß die Perser aus Furcht die Waffen wegwerfen, Stricke verlangen und sich gegenseitig binden; die Turkmanen brauchen dann nur vom Pferde zu steigen und ihrerseits den letzten zu binden. Erst in allerneuester Zeit ist ein Heer von 22,000 Persern von etwa 5000 Turkmanen aufs Haupt geschlagen worden. Wie theuer muß solche Feigheit gebüßt werden! Wer beim Ueberfall niedergehauen wird, ist glücklich zu schätzen. Dem Muthlosen, der sich auf Gnade und Ungnade ergiebt, werden die Hände gebunden; dann nimmt der Reiter ihn auf den Sattel und die Füße werden ihm unter dem Bauche des Pferdes zusammengebunden, oder aber, er treibt ihn vor sich her, oder bindet ihn auch wohl an den Schweif des Pferdes. So muß er Tage lang dem Räuber in dessen öde Heimat folgen, wo ihm die allerhärteste Behandlung zu Theil wird. Man nimmt dem Gefangenen, der nun Sclave ist, die Kleider und er muß sich in armselige Fetzen hüllen, die seinen Leib nur theilweise bedecken; man belastet ihn mit schweren Ketten, welche ihm die Knöchel wund reiben und bei jedem Schritte Schmerzen verursachen. Er wird schlecht genährt, und damit er keinen Fluchtversuch machen könne, legt man ihm bei Nacht die Karabogra an, einen Halsring, der mit einer Kette an einem Pflocke befestigt wird und durch sein Gerassel die kleinste Bewegung verräth. Das Maß seiner Qualen erreicht nur dann ein Ende, wenn er von den Seinigen ausgelöst oder nach China oder Buchara zum Verkaufe geschickt wird.

Vambéry, der gleich in Gömüschtepe Gelegenheit hatte, sich von der barbarischen Behandlung der Sclaven zu überzeugen, schreibt: „Ich konnte mich nie an das Kettengerassel gewöhnen, das unter dem Zelt eines jeden Turkmanen gehört wird, der nur einigen Anspruch auf Ansehen macht. Ich mußte öffentlich diese Unglücklichen beschimpfen und ihnen fluchen, denn die kleinste Mitleidsbezeigung hätte gegen mich Verdacht erregt, zumal ich wegen meiner Kenntniß der persischen Sprache am meisten von ihnen angeredet wurde. Der jüngste unserer Haussclaven, ein schöner, schwarzlockiger Iranier, bat mich, ich möchte ihm einen Brief an seine Eltern schreiben, damit sie um Gotteswillen Schafe und Haus verkaufen sollten, um ihn auszulösen. Einmal glaubte ich, ohne überrascht zu werden, ihm eine Schale Thee geben zu können, doch trat, als er seine Hand nach meiner Gabe ausstreckte, unglücklicherweise Jemand ins Zelt. Ich stellte mich daher, als ob ich ihn blos necken wollte, und anstatt ihm Thee zu geben, mußte ich ihm einige leichte Hiebe versetzen. Während meines Aufenthaltes in Gömüschtepe verging keine Nacht, ohne daß vom Meerbusen her ertönende Schüsse ein mit Beute zurückkehrendes Boot anzeigten. Und eben diese unmenschlichen Turkmanen waren es, die jeden Augenblick ein Gastmahl, „Sillah“, d. h. zu frommen Zwecken gaben, wobei unsere ganze Hadschigesellschaft sich einfinden mußte. — Eines Tages kehrte eine Alamane, reichlich beladen mit Gefangenen, Pferden, Eseln, Rindvieh und anderen beweglichen und unbeweglichen Gütern, heim. Man schritt zur Vertheilung der Beute, indem man so viele Antheile bildete, als Kämpfer sich am Raube betheiligt hatten, außerdem ließ man noch einen Antheil zur Ergänzung in der Mitte stehen. Die Räuber gingen nun der Reihe nach, um ihren Antheil zu besichtigen; der Eine war zufrieden, der Zweite deßgleichen, der Dritte untersuchte der ihm zugefallenen Perserin die Zähne und bemerkte, daß sein Antheil zu gering sei. Der Anführer griff nun in den Ergänzungshaufen, stellte einen jungen Esel der armen Sclavin zur Seite, man schätzte den Gesammtwerth der beiden Geschöpfe, der Turkmane war zufriedengestellt.“

Der Ertrag, welchen das abscheuliche Handwerk der Menschenräuberei liefert, ist lange nicht die Gefahren werth, mit denen es verbunden ist, denn es vermindert nur selten die Armuth, in welcher der Sohn der Wüste geboren wird. Und wenn er sich auch einiges Geld erübrigen könnte, so bedarf er doch desselben bei seiner einfachen Lebensweise nur selten. Vambéry hat viele Turkmanen gekannt, die trotz allen Wohlstandes immer getrocknete Fische aßen und

Brod sich nur ein Mal in der Woche gönnten, gleich den Aermsten, welchen der Weizen unerschwinglich ist.

Das Pferd des Turkomanen ist in der That ein wundervolles Thier. Der Sohn der Wüste weiß, was er demselben verdankt; er liebt es mehr als Weib und Kind, ja mehr als sich selbst. Er zieht es mit der größten Sorgfalt auf, bekleidet es gegen Frost und Hitze, treibt Luxus mit dem Sattelzeug, während er selber in seinem zerlumpten Anzuge auf dem geputzten Thiere einen sonderbaren Anblick gewährt. Dem Ursprung nach ist das Pferd des Turkomanen ein Araber und die schönen Vollblutpferde werden noch heute als Bedewi, d. h. Beduinen bezeichnet.

Der Turkmane ist ein Müßiggänger. In seinen Augen gilt es als die größte Schande für den Mann, Hand an irgend welche häusliche Arbeit zu legen. Er hat nur mit seinem Pferde zu thun und sobald er mit diesem fertig ist, geht er zu seinem Nachbar oder gesellt sich zu einer der Gruppen, die vor den Zelten im Kreise niedergekauert sitzen, und nimmt Antheil am Gespräche, das entweder von Politik, neueren Raubzügen oder von Pferden handelt. Dabei wird das unvermeidliche Tschilim, eine Art persischer Pfeife, für welche der Tabak nicht angefeuchtet wird, herumgereicht. Nur in den Abendstunden, besonders im Winter, hört man gern schöne Mährchen und Geschichten, und als höherer Genuß wird es angesehen, wenn ein Bachschi (Barde oder Troubadour) sich vorfindet, der mit seiner Dutara, einem zweisaitigen Instrumente, sich begleitet und Lieder singt von turkomanischen Helden. Zu Etrek hörte Vambéry solch einen Barden, um welchen sich bald einige junge Leute schaarten. Sein Lied bestand aus gewissen rauhen Kehllauten, welche dem Europäer mehr als Geröchel denn als Gesang vorkamen und die er anfangs mit sanften, später, als er ins Feuer kam, mit wilden Saitenschlägen begleitete. In dem Grade, in welchem er die immer heftiger werdenden Kämpfe seines Helden schilderte, steigerte sich auch der Eifer des Sängers und mit ihm die Begeisterung der Zuhörer. Die jungen Nomaden warfen ihre Mützen zur Erde und fuhren mit einer wahren Wuth in ihre Locken, als ob sie selber den Strauß beginnen wollten. Lesen und Schreiben lernt unter tausend Turkmanen kaum Einer. Pferde, Waffen, Kampf und Raubzüge sind es allein, die seine Phantasie beschäftigen.

Im Mittelalter finden wir die turkmanischen Reiter größtentheils im Dienste der Chane von China und Buchara und oft auch unter den Fahnen Persiens. Ihr Ruf steht sehr hoch, weil sie tapfer und besonders ungestüm im Angriffe waren. Die Turkmanen haben viel zur Türkisirung des nördlichen Persiens beigetragen, und das größte Contingent zur türkischen Bevölkerung von Transkaukasien, Aserbaydschan, Masenderan und Schiras haben unstreitig die Turkmanen geliefert.

Um einen Begriff von der politischen Wichtigkeit dieser Nomaden zu haben, genügt es, einen Blick auf die Karte von Mittelasien zu werfen. Sie sind durch ihre Lage zu den südlichen Grenzwächtern des ganzen Turkestan geworden, und, nach den Kiptschack, unstreitig das kriegerischste und wildeste Volk Mittelasiens. Wie kann ein Funke von Civilisation hier in manche Gegenden bringen, so lange die Turkmanen jeden Reisenden und jede Karawane mit Gefahren bedrohen? Wenn sie überhaupt zu bändigen sind, dann kann allein Rußland diese Sendung erfüllen. [306]

---

2. Buchara.

(Hermann Vambéry.)

Hermann Vambéry erreichte am 12. Juli 1863 die Stadt Buchara, wo er in dem Tekkil, dem Hauptsitze des innerasiatischen Islam, Unterkommen fand, denn er war ja ein Schriftgelehrter und Derwisch. Das Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck und hat im Erdgeschoß 48 Zellen. Der Chalfa (Oberhaupt) gehörte einer durch Heiligkeit ausgezeichneten Familie an; dieser Abt war ein Mann von feinen Manieren und angenehmem Aeußeren, dem der schneeweiße Turban und der feine seidene Sommeranzug sehr gut stand. Vambéry erhielt eine

besondere Zelle am Ehrenplatze, d. h. an der Moschee. „Der Hof war voll von Celebritäten und ich war in das Hauptnest des islamitischen Fanatismus gerathen; aber die Oertlichkeit selbst, wenn ich mich gut hineinfand, konnte für mich die sicherste Garantie gegen jeden Verdacht der weltlichen Behörde sein. Ich kann es nur den Rathschlägen und der edelsten Freundschaft meiner Genossen zuschreiben, daß mir in Buchara kein Unglück zustieß; denn abgesehen von dem traurigen Ende (mancher) meiner Vorgänger in dieser Stadt, habe ich Buchara nicht nur für uns Europäer, sondern für jeden Fremden sehr gefährlich gefunden, weil das Spioniersystem der Regierung eben die Stufe der Vollkommenheit erreicht hat wie die Verworfenheit der Bevölkerung."

Nachdem Vambéry sich ausgeruht, ging er aus, um die Stadt zu besehen. Die Armuth der Straßen und Häuser, die hinter den elendesten Wohnungen persischer Städte weit zurückstehen, und der fußhohe Staub gaben ihm von dem „edeln" Buchara einen sehr unedeln Begriff. Aber er war überrascht, als er sich zum ersten Mal im Bazar und inmitten der dort wogenden Menge befand. Die Bazare Bucharas, weit entfernt schön, prachtvoll und großartig zu sein wie die von Täbris, Teheran und Isfahan, bieten doch durch die Verschiedenheit der Racen, Kleider und Sitten dem Auge des Fremden einen auffallenden, eigenthümlichen Anblick dar. Die Mehrzahl der Menge hat iranischen Typus und trägt einen weißen oder blauen Turban; jener bezeichnet den Gentleman und Mollah, dieser, welcher recht gut kleidet, den Kaufmann, Handwerker und Diener. Nächstdem macht die tatarische Physiognomie sich bemerklich und ist in allen Abstufungen vom Oesbeg (Usbeken) bis zum wilden Kirgisen zu finden. Uebrigens kann man, ohne das Gesicht zu sehen, den Turanier an seinem plumpen, festen Schritte vom Iranier immer unterscheiden. Mitten in diesem Gedränge der zwei Hauptracen stelle man sich hie und da zerstreut einige Inder (Multani, aus Multan, wie sie hier heißen) und Juden vor, die als Unterscheidungszeichen eine Art polnischer Kappe auf dem Kopf und einen Strick um die Lenden haben. Der Inder mit seinem rothen Zeichen auf der Stirn und seinem gelben, abstoßenden Gesichte könnte eine Vogelscheuche für das größte Reisfeld abgeben, der Jude mit seinen edeln, meisterhaft schönen Zügen und prachtvollen Augen unseren Künstlern als Musterbild männlicher Schönheit sitzen. Des Turkmanen feuriges Auge glänzt aus Allen hervor; er denkt wahrscheinlich daran, wie ergiebig hier eine Alaman (Raubzug) sein müßte. Von Afghanen trifft man nur wenige; diese tragen schmutzige lange Hemden und ihr herabwallendes Haar ist noch schmutziger; über die Schultern haben sie ein Leintuch geworfen; sie sehen aus wie Leute, die sich um Mitternacht aus einem brennenden Hause gerettet haben.

Dieses bunte Chaos von Buchariote, Chiwenzen, Chokanden, Kirgisen, Kiptschacks, Turkmanen, Indern, Juden und Afghanen ist in allen Hauptbazaren vertreten; Alles bewegt sich emsig hin und her, aber doch ist keine Spur von dem geräuschvollen Bazartreiben zu bemerken, das in Persien so charakteristisch hervortritt. Die Buden enthalten nur wenige, aus Orenburg hergebrachte westeuropäische Waaren, aber desto mehr russische Galanterie- und Manufacturartikel. Große Gewölbe und große Kaufleute giebt es wenige, und obgleich außer dem Restei Tschit Furuschi, (d. h. dem Ort, wo Tschit, Kattun, verkauft wird), der 284 Buden hat, noch an vielen anderen Stellen Kattun, Calicot 2c. zu haben ist, setzt doch allein Ein schweizerisches Handlungshaus in Täbris mehr von derartigen Baumwollenstoffen ab als ganz Buchara, obwohl dieses mit Recht den Namen der Hauptstadt Mittelasiens führt. Interessanter für den Fremden ist im Bazar die Abtheilung, wo Producte inländischer Industrie zur Schau ausliegen; eine Hauptrolle spielen dort die zweifarbigen gestreiften und schmal gewebten Baumwollenstoffe, Alabscha genannt, sodann Seide, von dünnen, spinnewebegleichen Sacktüchern bis zum schweren Atres, besonders aber die Lederarbeiten. In diesem Artikel verdient die Kunst der Riemer, vorzüglich aber die der Schuhmacher hervorgehoben zu werden. Auch des Kleiderbazars, wo die hellfarbigen, glänzenden und faltenreichen Gewänder ausgebreitet sind, ist zu erwähnen. Der Orientale, welcher hier in seiner vollen Originalität anzutreffen ist, liebt das Tschachtschuch, d. h. den rauschenden Ton der Kleider und der Käufer prüft allemal die Stärke des Tones. Da die Sachen alle wohlfeil sind, so erklärt es sich, daß von Buchara bis weit in die chinesische Tatarei hinein alle Rechtgläubigen mit fashionabeln Anzügen von dem dortigen Kleidermarkt versehen werden. Auch die Kirgisen, Kiptschack und Kalmücken pflegen einen Abstecher aus der Wüste hierher

zu machen und der wilde Tatar mit seinen schiefen Augen und seinem hervorstehenden Kinne lacht vor Freude, wenn er seinen aus roher Pferdehaut verfertigten Anzug mit einer leichten Sommerkleidung versieht.

Unweit vom Theebazar liegt ein berühmter Platz, das „Teichufer des Divan Beg", ein ziemlich regelmäßiges Viereck, in dessen Mitte sich ein etwa 100 Fuß langer, 80 Fuß breiter Teich befindet, der mit Steinen eingefaßt ist und zu welchem 8 Stufen hinabführen. Rund herum am Ufer stehen einige schöne Ulmen, in deren Schatten die unvermeidlichen Theebuden mit ihren unvermeidlichen Samowars (Theekesseln), welche in Rußland besonders für Buchara verfertigt werden, zu einem guten Trunk einladen. Auf drei Seiten des Platzes werden Süßigkeiten, Brod, Obst und warme und kalte Speisen auf Gestellen, welche durch Rohrmatten beschattet sind, verkauft. Die hunderte von improvisirten Läden, welche von der lüsternen und hungrigen Menge wie von Bienen umsummt werden, bieten ein eigenthümliches Schauspiel dar. Auf der vierten, westlichen Seite, die terrassenförmig ist, befindet sich eine Moschee, deren Vorderseite auch einige Bäume hat und wo die Derwische und Erzähler (Medbah) unter anstrengender Mimik Heldenthaten berühmter Krieger und Propheten in Vers und Prosa erzählen und immer von einer wißbegierigen Menge angehört werden.

Trotz des streng buchariotischen Costüms, sagt Vambéry, das ich angenommen hatte, und obwohl ich von der Sonne so entstellt war, daß selbst meine Mutter mich schwerlich erkannt hätte, wurde ich doch, wo ich mich zeigte, von einer Schaar Neugieriger umgeben, die mich durch Händereichen und Umarmungen äußerst langweilten. Ich hatte durch einen immensen Turban und einen großen Koran, der an mir herabhing, das Aeußere eines Ischans oder Scheichs angenommen und mußte mir diese Belästigung gefallen lassen. Dagegen schützte mich die Heiligkeit meines Charakters gegen die Fragen weltlicher Neugier und ich hörte, wie die Leute um mich herum meine Freunde befragten oder untereinander flüsterten: „Welcher Grad von Frömmigkeit gehört dazu, von Konstantinopel nach Buchara zu kommen, einzig und allein um unseren Ba-ha-eddin zu besuchen". Dieses ist ein in der ganzen islamitischen Welt berühmter Ascet und Heiliger, Gründer des Derwischordens der Nakischbendi, dessen Anhängern man in Indien, China, Persien, Arabien und der Türkei begegnet. Er starb 1388. Das Kloster, die Moschee und die Mauereinfassung um sein Grab in dem Dorfe Bawebdin, unweit von Buchara, wurden 1490 erbaut. Während meines ganzen Aufenthaltes in der Hauptstadt Turkestans war ich in der That dem Volke, das sehr schlau und boshaft ist, nie verdächtig. Man kam zu mir um Segen; man hörte mir zu, wenn ich auf den öffentlichen Plätzen die Geschichte des großen Scheichs von Bagdad Abdul Kader Gilani vorlas; man lobte mich, aber niemals gab mir Jemand einen Heller. Mit der Regierung hatte ich nicht so leichtes Spiel wie mit dem Volke. Man schickte mir immer Spione auf den Hals, die in ihren weitläufigen Gesprächen immer Europa berührten, in der Hoffnung, daß ich mich durch irgend eine Bemerkung verrathen würde. Der größte Theil dieser Spürhunde waren Hadschis, die Jahre lang in Konstantinopel gelebt hatten und meine Kenntniß der dortigen Sprache und Verhältnisse prüfen wollten. Ich pflegte dann den Ueberdrüssigen zu spielen und bat, mich mit einer Unterhaltung über Frengis (Franken) zu verschonen. „Ich habe," sagte ich, „Konstantinopel verlassen, um diesen Frengis, welchen der Teufel den Verstand geraubt habe, auszuweichen. Nun bin ich, Gott sei Dank, in dem edeln Buchara und will mir nicht durch die Erinnerung an sie die Tage verbittern."

Nach solcherlei Auftritten lebte ich in Buchara ziemlich ungestört. Gewöhnlich erfüllte ich erst zu Hause die schwere Pflicht, welche mir mein Charakter als Derwisch auferlegte; alsdann ging ich in den Bücherbazar, der 26 Läden enthält und wo ein gedrucktes Werk noch immer unter die Seltenheiten gehört. Hier und da in den Häusern der Buchhändler habe ich große Schätze gesehen, die für unsere orientalische Geschichte und Philologie von großem Nutzen sein könnten, aber die Anschaffung derselben war für mich eine Unmöglichkeit, weil ich nicht die genügenden Mittel hatte und durch das Interesse an weltlichem Wissen meinem Incognito schaden konnte.

Der Rigistan ist größer und geräuschvoller als der oben erwähnte Platz des Teichufers, aber bei weitem nicht so anmuthig. Auch hier befindet sich ein mit Theebuden umgebener Teich, von dessen Ufern man in die auf der anderen Seite hochgelegene Burg oder den Palast (Ark) des Emirs hineinsehen kann. Das Portal, über

welchem eine Uhr angebracht ist, hat ein düsteres, abschreckendes Aussehen, und ein geheimes Grauen ergriff mich, wenn ich an diesem Reste der Tyrannei vorbeiging, in welchem viele meiner Vorgänger gemordet worden waren und wo damals auch drei unglückliche Italiener schmachteten, welche später nur durch Vermittelung der russischen Regierung ihre Freiheit wieder erhielten. Neben dem Thore lagen auf der Erde vierzehn Kanonen aus Messing, welche der Emir als Trophäen seines Sieges aus Chokand hierher geschickt hatte. Rechts vom Palaste steht Mesdschidi Kelan, die größte Moschee Bucharas. Obwohl der Rigistan sich fast unter den Augen des Emirs befindet, giebt es doch in Buchara, ja vielleicht im ganzen Turkestan keinen Ort, wo so viele garstige und abscheuliche Sünden und Ausschweifungen begangen werden wie hier. Ich bin immer den entsetzlichen Greuelscenen ausgewichen. —

Eine rechte Plage in Buchara ist die Rischte (Filaria medinensis), von welcher während des Sommers von zehn Leuten gewiß Einer heimgesucht wird. So leicht wie man bei uns Schnupfen bekommt, so leicht nimmt es der Buchariot oder Fremde, der sich dort im Sommer aufhält, wenn es ihn am Fuße oder auch an anderen Theilen des Körpers zu kitzeln anfängt. Etwas später wird ein kleiner rother Fleck bemerklich und aus diesem taucht ein bindfadendicker Wurm hervor, der oft eine Elle lang wird und den man einige Tage nachher behutsam auf einer Spindel herauswinden muß. Dies ist die gewöhnliche Procedur, welche keine Schmerzen verursacht; reißt aber der Wurm ab, dann erfolgt eine Entzündung und statt eines Wurmes kommen deren sechs bis zehn hervor, welche heftigen Schmerz verursachen und den Kranken einige Wochen lang ans Lager fesseln. Der Beherzte läßt sich die Rischte gleich im Anfang herausschneiden und die Barbiere in Buchara sind ziemlich geübt dabei. Sie schneiden die Stelle, an der man das Kitzeln verspürt, in einem Nu auf, ziehen den Wurm heraus und die Wunde heilt dann bald. Manchmal kommt dies Uebel, das auch in Bender Abassi in Persien zu Haus ist, erst im folgenden Sommer, sogar unter anderem Klima zum Vorschein, und so geschah es, daß der berühmte Doctor Wolf ein solches Reiseandenken aus Buchara mitschleppte, das aber erst in England ausbrach. Außerdem haben die Einwohner noch viele andere bösartige Wunden, Wirkungen des schlechten Klimas und noch schlechteren Wassers. Besonders ist die Mehrzahl der Frauen, die sonst nicht üble Brünetten sind, durch das fortwährende Zuhausesitzen von Narben ganz entstellt.

Die Stadt erhält ihr Wasser aus dem nordöstlich von der Stadt fließenden Seraffchan (d. h. Goldstreuer), dessen Bett tiefer liegt als sie; er kann sie im Sommer nur spärlich versorgen durch einen Canal, der tief genug gegraben ist, aber nicht reinlich genug gehalten wird. Je nachdem der Stand des Flusses es erlaubt, kommt das Wasser aller acht oder vierzehn Tage einmal in die Stadt und das Einfließen der schmutzigen Wellen ist immer ein freudiges Ereigniß für die Bewohner. Zuerst stürzt Jung und Alt in die Gräben und Sammelbecken, um ein Bad zu nehmen; später werden die Pferde, Kühe und Esel darin gebadet, und nachdem auch die Hunde sich ein wenig darin abgekühlt, wird das Hineingehen verboten. Das Wasser setzt sich dann, wird klar und lauter, hat aber alle Arten von Miasmen und Schmutz in sich aufgenommen. Das ist die Wasserversorgung des „edeln" Buchara, wo Tausende von Zöglingen jene Religion lernen, die da sagt: „Die Reinlichkeit stammt von der Religion her!"

Man könnte Buchara das Rom des Islam nennen, denn Mekka und Medina sind nur sein Jerusalem. Buchara ist sich dieser Superiorität bewußt und brüstet sich damit vor allen Völkern des Islam, ja sogar gegen den Sultan von Stambul, der officiell als Haupt der Religion anerkannt ist, dem man es aber nur schwer verzeihen kann, daß durch den Einfluß der Frengi in seinen Ländern Vieles verfälscht worden ist.

Vambéry, der als türkischer Derwisch reiste, wurde in dieser Eigenschaft oftmals gefragt: — warum der Sultan nicht alle Frengis umbringe, da sie in seinem Staate leben und nicht Tribut bezahlen; — weßhalb er nicht in jedem Jahre den Dschihad (Religionskrieg) unternehme, da er doch an allen seinen Grenzen Ungläubige habe; — warum die Osmanli, die doch Sunniten seien, nicht den Turban und die vorschriftmäßigen, bis zum Knöchel reichenden langen Kleider tragen; — warum sie keinen langen Bart und kurzen Schnauzbart haben, gleich „der Glorie aller Weltcreaturen", wie der Prophet genannt wird; — warum die Sunniten sowohl in Stambul wie in Mekka das Esan, d. h. den Aufruf zum Gebet, singend hersagen, was eine schreck-

liche Sünde sei, und dergleichen Fragen mehr.

Ich konnte, so bemerkt der Reisende, den Türken nur gratuliren, daß sie unter dem Einflusse des verfälschten Islam so manche gute Eigenschaften und schöne Charakterzüge haben, während ihre am Born des „reinen Glaubens" sich labenden Religionsgenossen nur der schwarzen Lüge, der Heuchelei und der Verstellungskunst fröhnen. Wie oft mußte ich an den Chalkas (Ring oder Kreis) theilnehmen, bei welchen die Frömmlinge nach dem Gebete dicht nebeneinander in der Runde niederhocken, um in Tewedschuh (Anschauung, Betrachtung) oder, wie es die westlichen Mohammedaner nennen, Murakebe versunken, über die Größe Gottes, die Herrlichkeit des Propheten und die Nichtigkeit unseres Daseins nachzusinnen. Wenn man diese Leute mit dem großen Turban, dem niedergeschlagenen Auge, den in den Schooß herabhängenden Armen und ihrer zerknirschten Stellung ansieht, müßte man glauben, daß sie lauter höhere Wesen seien, welche die Last des irdischen Daseins abwerfen wollen und den arabischen Spruch: „Ein Scheusal ist die Welt, und die nach ihr streben sind Hunde!" tief in sich aufgenommen haben. Betrachtet man sie weiter, so sieht man, daß Viele in noch tieferen Schlaf versunken sind; aber obwohl sie wie Jagdhunde schnarchen, darf man sich darüber doch nicht wundern oder eine Einwendung machen, denn der Buchariot würde einen zurechtweisen und sagen: „Diese Männer haben es so weit gebracht, daß sie selbst während des Schnarchens an Gott und die Unsterblichkeit der Seele denken". In Buchara wünscht man vor allem nur die äußere Form. Jede Stadt hat ihren Religionsaufseher (Reis), der, mit dem Dere, einer viersträngigen Peitsche, die Straßen oder öffentlichen Plätze durchziehend, in Religion prüft, die Unwissenden, mögen es auch Greise sein, auf ein bis vierzehn Tage in die Kinderschule schickt und zur Gebetstunde Jedermann in die Moschee treibt. Ob der Greis in der Schule betet oder schläft, ob Jedermann in der Moschee lernt oder an sein unterbrochenes Tagewerk denkt, das geht Niemand etwas an.

Daß der Geist, in welchem die Religion ausgeübt wird, auf Gesellschaft und Regierung einen mächtigen Einfluß ausübt, versteht sich von selbst. Das iranische Blut der Bevölkerung (denn fünf Sechstel der Bevölkerung Bucharas sind Perser, Merwi und Tadschicks) giebt zwar einen Anstrich von Regsamkeit im Bazar und auf öffentlichen Plätzen, aber wie öde, wie monoton ist es in den Privatwohnungen! Jede Spur von Heiterkeit und Frohsinn ist verbannt aus Kreisen, wo die Religion und das Ueberwachungssystem der Regierung so tyrannisirend auftritt. Die Spione des Emirs dringen selbst in das Heiligthum der Familien ein und wehe dem, der sich ein Vergehen gegen die Religionsformen oder gegen die Autorität des Emirs zu Schulden kommen ließe. Die ewige Tyrannei hat die Menschen so sehr eingeschüchtert, daß selbst Mann und Frau unter vier Augen den Namen des Emirs nie nennen, ohne beizufügen: „Gott lasse ihn 120 Jahre leben!" Tyrannische Willkür fällt nicht nur nicht auf, sondern wird als ein nothwendiges Attribut der Fürstenwürde angesehen.

Der Sclavenhandel wird in einem großen viereckigen Gebäude betrieben, das 30 bis 35 Zellen hat; dort verkaufen drei Großhändler theils ihre eigene Waare, theils solche, welche sie von den Turkmanen in Commission bekamen. Auf dem Markte von Chiwa und Buchara werden Menschen im Alter von 3 bis 60 Jahren verkauft. Der Religion zufolge können nur „Ungläubige" als Sclaven verkauft werden, doch darüber setzt sich das scheinheilige Buchara hinweg. Außer den schiitischen Persern, welche im Jahre 1500 vom Mollah Schemseddin für Ungläubige erklärt wurden, macht man auch viele sunnitische Glaubensgenossen zu Sclaven, nachdem sie durch Schläge und andere Mißhandlungen gezwungen worden sind, sich für Schiiten auszugeben! Unfähig, d. h. unwürdig, Sclave zu sein, ist nur der Jude. Dieser Abscheu kommt dem Sohne Israels sehr wohl zu statten, da der Turkmane ihn wohl ausplündert, aber seinen Leib nicht antastet. Früher waren auch die Hindus ausgenommen; da aber in neuerer Zeit viele über Herat nach Buchara kommen, haben die Turkmanen eine neue Regel geschaffen. Der ungläubige Anbeter Wischnus wird erst zum Muselmanne gemacht, dann muß er Schiit werden und erst nach einem zwiefachen Religionswechsel wird ihm die Ehre zu Theil, nach Beraubung seiner Habe, Sclave zu werden! Der zum Verkauf ausgestellte Sclave männlichen Geschlechts wird ganz öffentlich untersucht und der Verkäufer muß für solche Fehler, die etwa später sich zeigen, aufkommen. Für den Sclaven selber ist die Stunde, welche ihn aus den Händen des Händlers befreit, eine

der glücklichsten, denn selbst die härteste Behandlung, welche im Dienste seiner wartet, soll nicht so drückend und peinvoll sein, als die Zeit, welche er im Laden als Geschäftsartikel erleben muß. Der Preis wechselt, je nachdem die Turkmanen, welche die einzigen Lieferanten sind, mehr oder weniger Gelegenheit zum Menschenraube haben. Im Jahr 1863 betrug der höchste Preis für einen rüstigen Mann 40 bis 50 Tilla (je zu 4 Thaler 10 Silbergroschen); als aber früher einmal 18,000 retirirte Soldaten bei Merw gefangen worden waren, konnte man einen Mann für 3 bis 4 Tilla kaufen.

Den Umfang der Stadt Buchara schätzt Vambéry auf vier Meilen. Sie hat 11 Thore, zerfällt in die innere und äußere Stadt und hat so viele, angeblich 360 Moscheen, daß der Bucharіot behauptet, der Fromme könne zu seiner Zerstreuung jeden Tag eine andere besuchen. An Medressen, Collegien, in denen Schüler gebildet werden, sind 80 vorhanden, aber in allen wird nur etwas Logik und Philosophie gelehrt, im Uebrigen nur im Koran und in Religionsfragen unterrichtet. Die Zahl der Schüler soll an 5000 betragen; sie kommen nicht nur aus allen Theilen Mittelasiens, sondern auch aus Indien, Kaschmir, Afghanistan, Rußland und China dort zusammen und die ärmeren erhalten vom Emir eine jährliche Pension; denn die Medresses und die strenge Beobachtung des Islam sind der Punkt, durch welchen Buchara einen so mächtigen Einfluß auf die Nachbarländer ausübt. [306]

---

3. Unter den Kirgisen.

(Chr. Hansteen.)

Die Kirgisen haben einen guten natürlichen Verstand und viel Romantisches in ihrem Charakter. Sie sind Freunde von Abenteuern, stolz, bequem, freundlich, wollüstig und eigentlich nicht blutdürstig. Die Sitten der kleinen Horde, von der hier vornehmlich die Rede ist, sind durch die nähere Verbindung und den Handel mit Rußland merklich verbessert worden. Das weibliche Geschlecht wird wegen seiner Gutmüthigkeit und Häuslichkeit gerühmt. Da sie von der Viehzucht leben, so haben sie nichts Anderes zu thun, als auf ihre Schafe, Rindvieh, Pferde und Kameele zu achten. Ist eine Gegend abgeweidet, so wird die Kibitke (Filzzelt) nach einer anderen grasreichen Stelle versetzt. Sie leben demnach in großer Bequemlichkeit, und um die Zeit zu vertreiben, reiten sie auf der Steppe einher, besuchen einander, setzen sich in der fremden Kibitke nieder, wo sie jederzeit willkommen sind, und lassen sich bewirthen und Abenteuer oder irgend etwas Neues erzählen, das sich in ihrer Nähe zugetragen hat. Die geringste Begebenheit, die an einem Ende der Steppe vorfällt, z. B. unsere Reise zum Chan, ist binnen wenigen Tagen auf der ganzen Steppe bekannt. Es ist dies ein einfaches Ersatzmittel für unsere Tagesblätter. So sah auch jeder vorbeireitende Kirgise den großen Versammlungssaal des Chans für eine Kibitke an, wo er hineinzog, auf den Boden hockte, Neues erzählte oder sich erzählen ließ und nach Gutdünken kürzere oder längere Zeit verweilte. Zur Mittagszeit brachte man eine Menge hölzerner Schüsseln mit gekochtem Hammelfleisch, für diese rings an den Wänden umhersitzenden fremden Gäste sowohl, wie für die Starschinen des Chans, herein. Der Chan ging dann beständig umher und sprach mit jedem Einzelnen. Während der Nacht schliefen sie auf dem Boden. Wenn man unter diesen ungekünstelten Menschen lebt, wird man in die Zeit der Patriarchen, wie wir sie aus dem Alten Testamente kennen, lebhaft zurückversetzt. Das Nomadenleben scheint in der vergangenen Reihe von Jahrtausenden nicht die geringste Veränderung erfahren zu haben. Selbst den Befehlen des Chans gehorchen sie nur insofern, als es ihnen genehm ist. Als Richter hat er dagegen mit seinen Starschinen eine größere Autorität, indem jeder die Hand dazu bietet, die unter ihnen angenommenen Sitten aufrecht zu erhalten. Ich fragte einst den Chan, ob er nach Gesetzen oder nach alten Gebräuchen oder nach seinem Gutdünken richtete. Er antwortete: „Nur nach meinem Willen!"

In einem großen Saale wurden täglich fünf Mal Gebete gehalten; der Chan verrichtete oft

selbst den Dienst; doch geschah es gewöhnlich von einem Mollah. Während des Gottesdienstes nahmen die Kirgisen ihre spitzen Mützen ab und setzten einen Turban auf. Es war uns nicht verwehrt, während des Gottesdienstes durch den Saal zu gehen; nur wünschte man, wir möchten nicht an den Gesichtern der Kirgisen vorübergehen, welche alle den Fenstern zugekehrt waren. Bei dieser Gelegenheit sah ich einmal, wie ein kirgisischer Diener des Chans heimlich hinter dem Rücken der Anderen eine Weinflasche nahm, die von unserem Frühstückstisch entfernt und auf einem Tische im Saale vergessen war, sie an den Mund setzte und einen tüchtigen Schluck daraus that, was sonst den Mohammedanern verboten ist. Auch der Genuß des Schweinefleisches ist ihnen streng untersagt.

Bei den vornehmen Kirgisen ist es Sitte, dem abreisenden Gaste ein Geschenk zur Erinnerung an seinen Aufenthalt mitzugeben. Der Chan äußerte, daß er uns ein Paar Hengste aus der Kabardei [am nördlichen Abhange des Kaukasus] zum Geschenk machen wollte. Es sind dies eine Art leichter und feingebauter schwarzer Pferde, welche Arganak heißen, und in ihrer Gestalt sehr einer Dogge gleichen, während ihnen an Schnelligkeit kaum ein englischer Wettrenner gleichkommen dürfte. Aber man stellte ihm vor, wie schwer es für uns sein würde, sie wohlbehalten nach unserer Heimat zu bringen. Er verehrte mir daher einen weiß und blau gestreiften Kalat (eine Art eleganten seidenen Kaftans oder Schlafrocks), den er selbst einige Male getragen hatte. Zugleich nahm er vom Kopfe seines ältesten neunjährigen Sohnes eine spitze rothe Mütze mit Goldtressen und Streifen von Zobelfell, und setzte mir sie auf. Als er aber sah, daß sie mir zu klein war, nahm er seine eigene goldbrokatene Mütze vom Kopfe und wollte sie mir aufsetzen; da ich mich aber weigerte, meinte er recht kindlich, daß er sich ja eine neue machen lassen könnte. Als ich ihn nun bat, daß es bei der ersten verbleiben möchte, äußerte er, daß sie vielleicht meinem ältesten Sohne passen könnte. Dem Lieutenant Duc schenkte er eine vollständige Kirgisentracht, sogar einen mit dem metallenen Knopfe versehenen Kantschuh, eine Peitsche, womit sie ihre Pferde antreiben und sich schlimmsten Falls vertheidigen.

[231]

---

4. Steppen und Nomaden der Mongolei.

(E. R. Huc.)

Die Mongolei hat einen durchaus eigenthümlichen Charakter. Sie besitzt weder Städte noch auch nur Häuser, weder Ackerbau noch Wälder. So weit das Auge reicht, gewahrt man nur Wiesensteppen, zuweilen durch Seen und Flüsse unterbrochen, oder gewaltige Berge ragen empor; meist aber sieht man unendliche Ebenen. In diesen grünen Einöden, wo der Horizont so weit entfernt liegt, glaubt man sich auf den Ocean versetzt. Der Anblick dieser mongolischen Wiesenfluren erregt in der menschlichen Seele weder Traurigkeit noch Freude, wohl aber ein aus beiden gemischtes Gefühl, eine melancholisch religiöse Stimmung, die nach und nach eine höhere Gemüthsstimmung zur Folge hat, ohne doch vom Irdischen ganz abzulenken.

Zuweilen gelangt man in Landstriche, wo die Ebene mannigfaltiger und belebter erscheint, als gewöhnlich der Fall ist; namentlich dann, wenn Wasser und Weide der besten Art viele Menschen herbeigezogen haben. Dann erheben sich überall Zelte von verschiedener Größe; sie sehen aus wie Luftballons, die eben vom Gase aufgeschwellt sind und in die Höhe steigen wollen. Die Kinder haben Tragkörbe auf dem Rücken und sammeln Argols*) ein, welche sie dann am Zelt in einen Haufen legen. Die Frauen fangen Kälber ein oder kochen Thee in freier Luft, oder bereiten die Milchspeisen; die Männer tummeln feurige Rosse umher und treiben die Heerden von einem Weideplatze zum anderen. Aber dieses belebte Bild verwandelt sich oft in allerkürzester Zeit, und wo

*) Dünger als Brennmaterial.

eben noch das lauteste Treiben herrschte, wird plötzlich Alles leer und öde; denn Zelte, Menschen und Heerden sind auf einmal verschwunden. Man sieht in der Einöde nur noch Aschenhaufen, schwarze Stätten, auf welchen ein Herd stand, dann und wann Knochen, um welche die Raubvögel streiten; das ist Alles, woraus man abnehmen kann, daß am Abend vorher der wandernde Mongole dort sein Zelt aufgeschlagen hatte. Und warum sind sie so plötzlich fortgezogen? Die Heerden hatten Gras und Kräuter abgeweidet, der Führer hat dann das Zeichen zum Aufbruch gegeben, die Hirten haben die Zelte abgebrochen und zusammengelegt, und dann an einer anderen Stelle, gleichviel wo, Futter für das Vieh gesucht.

Charakteristische Züge des Mongolen sind folgende: Plattes Gesicht, vorstehende Backenknochen, kurzes, zurücktretendes Kinn, eine nach hinten zurücktretende Stirn, kleine, schräg geschlitzte, gelbliche Augen, schwarzes, straffes Haar, dünner, spärlicher Bart, dunkelbräunliche, außerordentlich grobe Haut. Sein Wuchs ist von mittler Größe; er trägt hohe Lederstiefeln, einen weiten Schafpelz, und sieht daher kleiner aus, als er wirklich ist. Sein Gang ist langsam und schwerfällig, seine Sprache hart, scharf und überhäuft mit abscheulichen Aspirationen. Seine äußere Erscheinung ist also höchst unvortheilhaft; aber im Gegensatz zu ihr hat der Mongole einen milden, sehr gutmüthigen Charakter; äußerste Fröhlichkeit wechselt bei ihm mit tiefem Trübsinn. Im gewöhnlichen Verkehr hat er etwas Schüchternes, aber er ist heftig, stürmisch und muthig, sobald Fanatismus oder Rachsucht ihn in Wallung bringen. Er ist unbefangen und leichtgläubig, wie ein Kind, und liebt deßhalb auch leidenschaftlich Erzählungen, Sagen und Mährchen. Die Einkehr eines reisenden Lama in sein Zelt ist stets willkommen.

Der Mongole wird geschildert als arbeitsscheu, er liebe ein müßiges Leben, raube und plündere gern, sei grausam und widernatürlichen Lastern ergeben. Das wären seine Fehler. Die alten Schriftsteller haben gewiß nicht übertrieben, als sie die Greuel und Verwüstungen darstellten, welche der Mongolensturm in seinem Gefolge hatte. Wir aber glauben, daß die Mongolen heute nicht mehr sind, was sie damals waren. Ueberall, wo wir mit ihnen in Berührung kamen, fanden wir sie großmüthig, offen und gastfrei; gleich Kindern suchten sie sich geringfügige Sachen, welche ihre Neugier erregten, anzueignen, aber auf Raub und Plünderung sind wir bei ihnen niemals gestoßen. Arbeitsscheu sind sie freilich auch heute noch, und ihre Sitten keineswegs streng, doch spielt dabei ein Sichgehenlassen eine weit größere Rolle, als eigentliche Liederlichkeit. In dieser Beziehung stehen sie hoch über den Chinesen. Von Gewerbfleiß ist keine Rede. Doch weben sie Filzdecken und gerben Leder; die Frauen nähen und stricken. Dagegen ist der Mongole ein vollendeter Hirt; Gesicht, Gehör und Geruch sind bei ihm außerordentlich scharf entwickelt.

Wer sich bei den Mongolen einführen will, trete ganz einfach und freimüthig auf, denn von vielen lästigen Umständlichkeiten und Höflichkeitsformeln der Chinesen ist auch nicht eine Spur vorhanden. Man geht ins Zelt und wünscht allen Anwesenden Glück und Frieden, indem man die Worte „Amor" oder „Mendu" spricht. Darauf setzt man sich zur Rechten des Familienvaters, der allemal seinen Platz der Thür gerade gegenüber hat. Sogleich nimmt Jeder aus dem Gürtel seine kleine Schnupftabaksdose, die herumgereicht wird; dabei wechselt man einige höfliche Worte. Man fragt zum Beispiel, ob die Weide gut sei, die Heerden sich wohlbefinden, die Mutterpferde gut fohlen, ob Friede ringsum sei und dergleichen mehr, Alles in ernster, würdiger Weise. Dann naht sich die Frau und reicht dem Fremden schweigend die Hand. Darauf zieht man aus der Busentasche das Holznäpfchen hervor, das der Mongole stets bei sich führt, und reicht es der Frau. Sie bringt es sehr bald mit Thee und Milch gefüllt wieder. In wohlhabenden Familien stellt man den Gästen auch ein Tischchen hin mit Butter, Hafermehl, geröstete Hirse und Käseschnitten, jedes in einem besonderen lackirten Kästchen. Davon wählt man nach Belieben und wirft es in den Thee. Wer aber außerdem seinen Gästen eine noch größere Güte thun will, stellt auf den Herd in heiße Asche ein mit mongolischem Wein gefülltes Fläschchen aus gebranntem Thon. Dieser „Wein" besteht aus Molken, denen man eine weinige Gährung giebt, worauf man sie, allerdings sehr mangelhaft, destillirt. Man muß wahrhaftig Mongole sein, um einem solchen Getränk Geschmack abzugewinnen; es schmeckt fade und hat einen abscheulichen Geruch.

Das Zelt des Mongolen hat vom Boden

bis etwa zu halber Mannshöhe eine Walzengestalt. Auf diesem acht bis zehn Fuß im Durchmesser haltenden Cylinder erhebt sich ein abgestumpfter Kegel. Das Gezimmer für dieses Zelt besteht im unteren Theil aus einem Gitter von übereinander gekreuzten Stangen, die sich wie ein Netz verengern und erweitern lassen. Von dem kegelförmigen Umkreise laufen Stangen in die Höhe, die oben etwa so zusammenstoßen, wie das Fischbein am Gestell eines Regenschirms. Dieses Gerüst wird mit grober Leinwand, und zwar je nach Umständen mit einer Lage oder mit mehreren, überspannt. Die Thür ist eng und niedrig, hat aber doch zwei Flügel; ein hölzerner, ziemlich hoher Querbalken bildet die Schwelle; wer ins Zelt hineintritt, muß zu gleicher Zeit den Fuß hoch heben und sich mit dem Kopfe bücken. Oben im Kegel ist gleichfalls eine Oeffnung angebracht, durch welche der Rauch abzieht; man kann sie vermittelst eines Stückes Filz nach Belieben schließen, denn es ist ein Seil angebracht, dessen Zugende an der Thür befestigt wird.

Das Innere des Zeltes zerfällt in zwei Abtheilungen. Die Seite links vom Eingange ist den Männern vorbehalten und dorthin müssen sich auch die Fremden begeben, ein Mann, welcher auf die rechte Seite träte, würde eine große Ungeschicklichkeit begehen. Denn diese rechte Seite gehört den Frauen und dort liegt und steht auch alles Zeltgeräth, zum Beispiel ein großes Gefäß von gebranntem Thon, in welchem Wasser aufbewahrt wird, ausgehöhlte Holzstämme von verschiedener Größe und Dicke, die als Eimer benutzt werden; man bewahrt in ihnen Milch auf und was aus derselben zubereitet wird. Mitten im Zelte steht ein großer Dreifuß, und auf demselben ein großer eiserner Kessel, den man fortnehmen kann; er hat die Gestalt einer Glocke. Hinter dem Herde und gegenüber der Thür findet man eine Art Kanapee; es ist das seltsamste Geräth, das uns im Lande der Mongolen vorkam. An beiden Enden desselben sind Lehnen, mit vergoldetem, gut ausgemeißeltem Kupfer verziert. Ein derartiges kleines Bett findet man in jedem Zelte; es scheint ein unumgänglich nothwendiges Möbel zu sein.

Neben dem Kanapee, nach der Abtheilung für die Männer hin, steht insgemein ein kleiner Schrank von viereckiger Gestalt. In demselben werden die vielen Siebensachen aufbewahrt, mit welchen dieses einfache, kindliche Volk sich herauszuputzen pflegt. Er dient zugleich als Altar für ein kleines Idol, das den Buddha darstellt. Der Gott ist aus Holz oder vergoldetem Kupfer gebildet, gewöhnlich in sitzender Figur, mit übereinander geschlagenen Beinen, und bis an den Hals mit einer gelbseidenen Schärpe umwickelt. Neun kupferne Gefäße, von der Größe und Gestalt unserer kleinen Liqueurgläser, sind ebenmäßig der Reihe nach vor dem Buddha aufgestellt; in diesen kleinen Kelchen opfern die Mongolen täglich ihrem Gott Milch, Wasser, Butter und Mehl. Den Schmuck dieser kleinen Pagode vollenden einige, gleichfalls mit gelber Seide umwickelte, tibetanische Bücher. Diese Gebetbücher darf nur ein Mann mit geschorenem Haupte, der im ehelosen Stande lebt, berühren; ein „schwarzer Mann“, der sie mit unreinen weltlichen Händen aufschlagen wollte, beginge gewissermaßen eine Tempelschändung. An den verschiedenen Pfählen und Stangen sind Bockshörner angebracht, und damit ist die Möblirung eines Mongolenzeltes vollendet. An diesen Hörnern hängt man Rind- und Schöpsenfleisch auf, Blasen, mit Butter gefüllt, Pfeil, Bogen und Luntengewehre; denn fast jede mongolische Familie besitzt eine Feuerwaffe.

Die Gerüche, welche man in einem Mongolenzelt einathmet, sind abscheulich, und für Jeden, der noch nicht daran gewöhnt ist, fast unerträglich. Die scharfe Ausdünstung rührt daher, daß die Kleider und alle Gegenstände, deren sich die Mongolen bedienen, mit Fett und Butter überzogen und davon gleichsam durchdrungen sind. Wegen ihrer Unsauberheit heißen diese Leute bei den Chinesen Stinktataren, Tsao-Ta-Dze, und alle Welt weiß, daß doch auch die Chinesen mit der Sauberkeit es nicht genau nehmen.

Das Hauswesen und die Sorge für die Familie gehören bei den Mongolen zu den Obliegenheiten der Frau. Sie melkt die Kühe und besorgt das Milchwesen, holt Wasser, das oft nur weit ab vom Zelte zu finden ist, sammelt Argols, trocknet sie und stapelt sie haufenweise beim Zelt auf; ferner verfertigt sie Kleider, gerbt Felle, kämmt und spinnt Wolle, kurz auf ihr lastet Alles; und nur die Kinder helfen ihr, so lange sie nämlich klein sind. Der Mann dagegen hat nur wenige Beschäftigungen; er treibt die Heerden auf gute Weideplätze, was für Leute, die von früher Jugend an zu Pferde sitzen, mehr ein Vergnügen als eine Arbeit ist. Er unterzieht sich gar keiner Anstrengung, außer

wenn er entlaufenen Thieren nachsetzt. Dann sprengt er fort, fliegt mehr als er reitet, ist bald auf Bergesgipfeln, bald in Schluchten, und giebt sich nicht eher zufrieden, als bis er seinen Zweck erreicht hat. Der Mongole reitet manchmal auf die Jagd, aber er thut es niemals zum Vergnügen; mit Rehen, Hirschen und Fasanen macht er seinen Königen ein Geschenk. Füchse schießt er niemals, denn er will den Balg nicht verderben, der sehr geschätzt wird. Er lacht über die Chinesen, die dem Meister Reineke Fallen stellen, in die er bei Nacht geht. Mir sagte ein sehr berühmter Jäger: Wir halten uns bei solcher List nicht auf, sondern geben dem Fuchs gerade auf den Leib. Wenn er sich blicken läßt, springen wir zu Pferde, überholen ihn, und er wird allemal unser.

Abgesehen vom Reiten verbringen die Mongolen ihre Tage mit Müßiggang, liegen im Zelt umher, schlafen, trinken Thee mit Milch und rauchen Tabak. Und doch dämmert und bummelt der Mongole auch umher trotz einem Pariser, er thut es aber auf seine eigene Weise, und bedarf dabei weder des Spazierstockes, noch des Lorgnons. Sobald es ihm einfällt, zu erfahren, was in der Welt um ihn vorgeht, nimmt er seine Peitsche vom Bockshorn über der Zeltthür, besteigt ein Pferd, sprengt in die Steppe hinaus, gleichviel nach welcher Richtung, reitet dem Ersten Besten, dessen er ansichtig wird, entgegen, spricht in den Zelten vor und beabsichtigt nichts weiter, als sich ein Weilchen zu unterhalten.

[239]

---

5. Die Mönche in der Mongolei und die Lamaklöster von Kunbum*).

(E. R. Huc.)

Die Zahl der Mönche in der Mongolei ist so beträchtlich, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, mindestens ein Drittel der Bevölkerung bestehe aus Lamas. In fast allen Familien werden die Kinder männlichen Geschlechts Lamas, allein den ältesten Sohn ausgenommen, der stets ein „schwarzer Mann" bleibt. Diesen Lamas sieht man nicht an, daß sie Geistliche sind; man erkennt ihren Stand nur an den gelben und rothen Röcken. Außer den bei ihrer Familie lebenden Lamas giebt es noch vagabundirende Mönche. Diese leben wie die Zugvögel. Sie haben eigentlich gar keine Heimath. Sie wandern von Kloster zu Kloster, sprechen in jedem Zelte vor, weil sie wissen, daß die Gastfreundlichkeit der Mongolen sie nimmermehr im Stich läßt. Ohne alle Umstände treten sie ein und nehmen Platz am Herde; man setzt ihnen Thee vor und sie erzählen mit einer Art von Stolz, wie viele Länder sie bereits durchwandert haben. Nie wird ihnen ein Nachtlager verweigert. Bevor sie am Morgen weiterziehen, gehen sie vor das Zelt, schauen nach dem Wetter aus und sehen, woher der Wind kommt. Dann wandern sie ohne bestimmten Zweck fürbaß, den Kopf nach vorne geneigt und mit gesenktem Blick. In der Hand haben sie einen Stab, und ihr ganzes irdisches Vermögen steckt in einem Sacke von Bockshaut. Das Reiseziel dieser landstreichenden Mönche hat keine anderen Grenzen, als jene der Länder, in welchen Buddha verehrt wird. Sie pilgern durch China, durch die Mandschurei, das Gebiet der Khalkas, das Land am Ku-ku-noor, das Land auf beiden Seiten des Himmelsgebirges, Tibet, Indien und manchmal sogar in das entlegene Turkestan. Sie setzen über alle Flüsse, übersteigen alle Gebirge, knien vor jedem Großlama, kennen alle buddhistischen Völker und deren Sitten, Gebräuche und Sprachen. So paßt auf jeden dieser Lamas recht eigentlich die Sage vom ewigen Juden.

Eine andere Classe von Lamas besteht aus solchen, die in einer geistlichen Gemeinschaft leben. — Ihre Beschäftigung ist Betrachtung,

---

*) Oestlich vom Ku-ku-noor, in der chinesischen Provinz Kan-su.

Gebet und Wissenschaft. Gewöhnlich leben sie in größeren Gesellschaften, oft sogar von 2, 3 bis 5000, zusammen. Sie siedeln sich auf dem Gipfel eines Hügels oder am Abhange eines Berges, meistens in einer von der Natur begünstigten Gegend, an. In der Regel bewohnt jeder Lama dort sein eigenes kleines Haus, das äußerlich einen schneeweißen Anwurf von Kalk hat, von Bäumen und einem Gärtchen umgeben und im Inneren äußerst reinlich gehalten ist. Man zählt in Tibet über 3000 solcher größerer oder kleinerer Gesellschaften. Viel seltener sind die Lamaklöster, in denen ein gemeinschaftliches Leben in Art einer Genossenschaft geführt wird. Jedem Vereine steht ein Großlama vor. Eine andere Art von Lamas führt ein völlig von allem Verkehre mit Menschen abgeschiedenes Leben. Es sind meistens die, welche zu einem höheren Grad von Beschauung und Versenkung in die Gottheit gelangt sind. Solche ziehen sich meistens in Felsenspalten und unzugängliche Klüfte zurück, wo ihnen je am dritten, sechsten und siebenten Tag ihre Nahrung hinabgelassen wird. Der Unterricht, welcher in den Klöstern ertheilt wird, umfaßt vier Classen oder Grade. Im ersten Grade werden die Gebete erklärt und eingeübt; im zweiten Grade beschäftigt man sich mit der Arznei und den Naturwissenschaften; im dritten mit den eigentlichen Geheimnissen der Religion; im vierten endlich mit den mannigfachen gottesdienstlichen Gebräuchen.

Der großartigste Verein von Lamas oder vielmehr von Lamaklöstern besteht zu Kunbum. Die ganze Stadt ist ein einziges Kloster, zugleich Hauptsitz buddhistischer Wissenschaft, und die durch ganz Mittelasien weitberühmte heilige „Stadt der Geister". Die französischen Missionäre Huc und Gabet nahmen auf ihrer großen Reise durch Tibet zu Kunbum einen längeren Aufenthalt, welchem wir nachstehende interessante Schilderung verdanken.

Es war Abends gegen neun Uhr, als wir uns den ersten Gebäuden der weltberühmten Klosterstadt Kunbum näherten. Ueberall war es still, und um die Ruhe nicht zu stören, ließen die Lamas unsere Karren anhalten und füllten die am Halse der Pferde hangenden Glöckchen mit Stroh. Langsam und schweigend zogen wir durch die ruhigen öden Gassen dieser großen Klosterstadt. Der Mond war bereits untergegangen, aber der Himmel so klar und der Glanz der Gestirne so hell, daß wir recht gut die zahllosen Häuschen der Lamas zu erkennen vermochten, die am Abhange des Gebirges liegen; über ihnen erhoben sich die buddhistischen Tempel mit ihren wundersamen aber großartigen Formen wie Riesenphantome empor. Allüberall herrschte eine majestätische Ruhe, die eine feierliche Stimmung hervorbrachte; nur in Zwischenräumen hörten wir Hundegebell oder den Ton einer Seemuschel, welche die Stunden der Nacht anzeigte. Endlich gelangten wir an das kleine Haus, in welchem wir durch die Güte eines befreundeten Lama Herberge fanden. Er überließ uns für diese Nacht seine Zelle und fand für sich Unterkommen in der Nachbarschaft. Vier Lamas, welche auf dem Wege zu uns getroffen waren, gingen erst fort, nachdem sie uns Thee, Butter, Schöpfenfleisch und Brod von vortrefflichem Geschmack vorgesetzt hatten. Wir waren sehr ermüdet, aber von ganzem Herzen zufrieden. Doch wollte sich kein Schlaf auf uns herabsenken. Alles kam uns so seltsam vor. Da waren wir im Lande Amdo, das in Europa völlig unbekannt ist, in der großen weltberühmten Klosterstadt Kunbum, in einer Lamazelle.

Die Klosterstadt Kunbum zählt etwa viertausend Lamas. Ihre Lage gewährt einen entzückenden Anblick. Man denke sich ein breites, tiefes Bergthal, mit hohen, von Krähen und Elstern belebten Bäumen. Zu beiden Seiten am Berge hinauf stehen wie im Amphitheater die weißen Häuser der Lamas, große und kleine, aber alle von einer Mauer umschlossen und mit einem Belvedere versehen. Aus der Masse sauberer Häuser steigen die Tempel heraus mit ihren vergoldeten Dächern. Die Häuser der Vorsteher erkennt man daran, daß von kleinen, sechseckigen Thürmen Wimpel herabflattern. Ueberall trifft das Auge auf geistliche Sprüche in rothen oder schwarzen tibetanischen Schriftzügen; dergleichen sieht man über jeder Thür, auf Wänden, Steinen, Leinwandflicken, und auch Zeugstreifen, die wie Flaggen an einer Stange hangen, welche auf dem Dache steht. Unzählig ist die Menge der zuckerhutförmigen Nischen, in welchen Weihrauch, wohlriechendes Holz und Cypressennadeln verbrannt werden. Das Alles gewährt einen eigenthümlichen Anblick, und in den Straßen wandelt, man möchte sagen, ein ganzes Volk von Lamas umher. Jeder trägt einen rothen Rock und eine gelbe Mütze, geht ernst und würdig einher, spricht wenig und dann immer leise; Schweigen ist nicht anbe-

fohlen. Eigentlich belebt sind die Gassen übrigens nur, wenn die Gebet- und Schulstunden anfangen oder aufhören. Sonst bleiben die Lamas meist in den Zellen. Kunbum ist, wie schon bemerkt, eine hochberühmte Klosterstadt, wohin aus allen Theilen der Mongolei und Tibets fromme Walfahrer pilgern; täglich kommen dergleichen Andächtige; zur Zeit der großen Kirchenfeste, deren jährlich vier gefeiert werden, ist der Zudrang gewaltig, besonders aber, wenn das Blumenfest abgehalten wird.

Dieses Blumenfest wird gerade in Kunbum mit größerem Pomp als anderwärts begangen. Man sprach schon lange vorher von nichts als dem Feste, und diesmal sollten die Blumen ganz besonders schön sein; ein „Rath der schönen Künste“ hatte sie genau geprüft und für ausgezeichnet erklärt. Es verhält sich damit in folgender Weise. Die „Blumen“ bestehen in geistlichen und weltlichen Darstellungen, bei welchen viele asiatische Völker in ihrer Eigenthümlichkeit und Tracht zur Anschauung kommen. Personen, Physiognomien, Kleider, Landschaften, Zierrathen, das Alles wird vermittelst Figuren aus frischer Butter dargestellt. Die Vorbereitungen zum Feste nehmen wohl drei Monate in Anspruch. Zwanzig Lamas, die sich durch Kunstfertigkeit einen Namen erworben haben, arbeiten tagtäglich in Butter und haben bei dieser eigenthümlichen Art von Bildnerei nicht wenig auszustehen, denn die Arbeit fällt in die Wintermonate. Zuerst durchkneten sie die Butter im Wasser, um sie recht fest und steif zu bekommen; dann beginnt die eigentliche Arbeit unter Anleitung eines Künstlers, welcher die Skizzen und Pläne zu den Gruppen und Figuren entworfen hat. Er leitet das Ganze, und übergiebt dasselbe rechtzeitig einer anderen Gruppe von Künstlern, welche die Farben auf die Figuren zu malen haben. Am Abend vor dem Feste wollte der Andrang von Fremden gar kein Ende nehmen. Kunbum war nicht mehr die schweigsame, ernste Klosterstadt, sondern ein weltlicher, unruhig bewegter Ort. Hier schrieen Kameele, dort grunzten Yaks, auf den Bergen standen Zelte, weil nicht alle Pilger in den Häusern Unterkommen fanden. Am vierzehnten des Monats machten unzählige Menschen die Pilgerwanderung um das Kloster, und es gewährte einen peinlichen Anblick, zu sehen, wie ganze Menschenmassen sich bei jedem Schritte niederwarfen und leise Gebete murmelten.

Uebrigens giebt es mehr als eine Walfahrt um ein Kloster zu machen. Manche Pilger werfen sich gar nicht zur Erde, sondern tragen auf dem Rücken ganze Stöße von Gebetbüchern, die irgend ein Lama ihnen aufgepackt hat. Man begegnet Greisen, Frauen und Kindern, die sich mit ihrer Bürde kaum fortbewegen können. Man nimmt an, daß sie, wenn einmal der ihnen vorgezeichnete Weg zurückgelegt ist, alle Gebete hergesagt haben, deren Lastträger sie waren. Andere machen nur Spaziergänge, beten ihre Rosenkränze ab oder setzen kleine Gebetmühlen in Bewegung, die sie an ihrer rechten Hand befestigen und die in sehr raschem Gange bleiben. Solch eine Mühle heißt Tschä Kor, d. h. ein Gebet, das sich dreht. Dergleichen Tschä Kor findet man an den Ufern der Bäche und Flüsse in sehr großer Menge und sie beten dann, vom Wasser in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht zu Gunsten dessen, der sie errichtete. Auch auf dem Herde werden dergleichen angebracht; sie sind in Bewegung, um der ganzen Familie Glück zu bringen. Die Buddhisten haben auch ein sehr bequemes Mittel ersonnen, um ihr Walfahrten und überhaupt ihre Andachtsgebräuche zu vereinfachen. In großen Klosterstädten werden an verschiedenen Stellen große Fässer aufgestellt, die sich um eine Achse drehen. Sie sind aus starker Pappe verfertigt und enthalten eine unzählige Menge aneinandergeleimter Papierbogen, auf welchen in tibetanischen Schriftzeichen die am Ort und in der Umgegend beliebtesten Gebete geschrieben stehen. Wer nun seine Schultern nicht mit einem schweren Pack von Gebetbüchern belasten oder nicht nach jedem Schritte sich zur Erde werfen und bei Hitze oder Kälte um ein Kloster pilgern, aber doch fromm sein will, der läßt solch eine Tonne voll Gebete in Bewegung setzen, oder dreht sie selbst. Sie bleibt vermöge einer eigenthümlichen Vorkehrung sehr lange in Bewegung, wenn einmal der Anstoß gegeben worden ist, und während die Maschine für den Frommen betet, kann dieser ganz gemüthlich essen, trinken oder schlafen.

Auch am fünfzehnten dauerten die Walfahrten um das Kloster Kunbum fort; doch war die Aufmerksamkeit schon mehr dem Feste zugewendet. Des Abends machten wir einen Gang durch die Stadt. Die Blumen waren in freier Luft vor den verschiedenen Tempeln aufgestellt und strahlten in wunderbarem Lichtglanze, der eben auch von Butter herrührte.

Große kelchartige Gefäße aus Butter und aus Messing standen auf Gerüsten und dienten als Lampen, deren Docht in Butter steckte. Alles war im höchsten Grade geschmackvoll angeordnet. Wir waren voll Erstaunen, als wir die Blumen sahen. Wir hätten es kaum für möglich gehalten, daß es in diesen Wüsteneien unter halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler geben könnte. Was wir seither in den Klöstern an Malern und Bildnern gefunden hatten, war keineswegs ausgezeichnet; jetzt sahen wir wunderbar schöne Sculpturen aus Butter. Diese „Blumen" waren von halberhabener Arbeit und von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar: Die Gesichter hatten einen Ausdruck von Wahrheit, der gar nicht getreuer gedacht werden kann. Die Figuren waren voller Leben, die Stellungen natürlich, die Trachten anmuthig und ohne allen Zwang; man konnte auf den ersten Blick erkennen, welche Zeuge und Stoffe der Maler hatte darstellen wollen, namentlich erregte die Nachbildung des Pelzwerkes unsere Bewunderung. Schaffelle, Tigerhäute, Fuchs- und Wolfspelze, kurz Alles war so vortrefflich gemacht, daß man Lust bekam, mit der Hand darnach zu greifen, und sich zu überzeugen, ob man wirklich nur auf Butter gemalte Sachen vor sich habe. Buddha war auf allen diesen Basreliefs sogleich heraus zu erkennen. Sein edles, majestätisches Gesicht trug den Typus der kaukasischen Menschenrace und das entspricht auch den Ueberlieferungen; ihnen zufolge kam Buddha vom westlichen Himmel her, hatte ein weißes Gesicht mit röthlichem Anfluge, weit gespaltenen Augen, großer Nase, und langes, weiches, herabwallendes Haar. Alle übrigen Personen hatten die mongolischen Gesichtszüge in ihren verschiedenen Abstufungen: mongolisch, tibetanisch, chinesisch; auch einige Hindu- und Negerköpfe bemerkten wir; sie waren eben so genau und getreu wie alle übrigen, und erregten ganz besonders die Aufmerksamkeit der Beschauer. Die Verzierungen, welche diesen großen Basreliefs gleichsam als Rahmen dienten, bildeten vierfüßige Thiere, Vögel und Blumen nach, Alles von Butter und in der Färbung ausgezeichnet fein und prächtig. Auf den Wegen, die von einem Tempel zum anderen führen, standen in einiger Entfernung von einander kleinere Basreliefs; sie stellten Schlachten, Jagden und Begebenheiten aus dem Nomadenleben dar; auch Ansichten von den berühmtesten Klöstern der Mongolei und Tibets. Vor dem Haupttempel endlich erhob sich ein Theater, auf welchem Personen und Decorationen, kurz alle möglichen Dinge von Butter waren. Diese Theaterfiguren waren etwa einen Fuß hoch und stellten eine Lamaversammlung dar, welche auf das Chor zum Gebete geht. Erst war die Bühne leer; dann vernahm man den bekannten Ton der Seemuscheln und sogleich kamen aus den beiden Seitenthürmen zwei Reihen Lamas; ihnen folgten die Oberen in festlichem Gewande. Alle blieben ein Weilchen auf der Bühne, gingen hinter die Bühnenwände zurück und damit war die Vorstellung beendigt. Sie fand bei den asiatischen Zuschauern ungetheilten Beifall. Wir aber gingen weiter und betrachteten eben einige Gruppen von Teufeln, als Trompetenschall und Töne der Seemuschel in unser Ohr drangen. Es war das Signal, welches verkündete, daß der Großlama sein Heiligthum verließ, um sich die Blumen anzusehen. Er kam an uns vorüber. Eine Anzahl von Lamas, die Trabantendienst verrichten, gingen vor ihm her und trieben mit langen schwarzen Peitschen die Volksmenge auf die Seite, um Platz zu machen. Dieser lebende Buddha mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war von mittlerem Wuchse, hatte ein plattes, ordinaires Gesicht und sehr dunkle Hautfarbe.

Die Zuschauer betrachteten den Buddha aus Butter mehr als den lebenden Buddha, und jener war ohne Zweifel weit hübscher; nur die Mongolen bewiesen ihm dadurch Ehrfurcht, daß sie die Hände falteten und den Kopf neigten; denn zur Erde konnten sie sich in einem solchen Menschengewühl nicht werfen. Nachdem der Heilige wieder in sein Allerheiligstes gegangen war, überließ sich Alles unbändiger Lustigkeit. Die Leute sangen, sprangen, tanzten, drängten durch einander, stießen und schoben sich, und heulten, daß es weit in die Steppe hinaus geschallt haben muß; es war, als wären plötzlich diese Menschen alle toll geworden. Um die Gerüste und Buttergemälde vor jeder Beeinträchtigung sicher zu stellen, hielten die Lamas brennende Fackeln, denen Keiner nahekommen durfte. Uns war das Treiben zu wild, und wir wandten uns spät am Abend zur Heimkehr.

Am anderen Tage war von dem großen Feste keine Spur mehr vorhanden; die Basreliefs hatte man zerschlagen und in die Thal-

schlucht geworfen. Diese ungeheure Masse Butter war nun Leckerspeise für die Raben; die kunstreichen Arbeiten hatten zur Schaustellung für nur einen einzigen Abend gedient. Alljährlich werden neue Gegenstände angefertigt. Mit den Blumen verschwanden auch die Pilger; sie zogen schweigsam nach ihren Steppen hin.

Zum Schlusse dieser Schilderung wollen wir eine kurze Beschreibung des gewöhnlichen buddhistischen Gottesdienstes geben. Vor dem größten Idol des Tempels, in gleicher Linie mit dem Altar, auf welchem dasselbe sich erhebt, befindet sich ein vergoldeter Sitz, auf welchem der lebendige Fo, der Oberlama des Klosters, Platz nimmt. Der Tempel ist an allen Wänden mit langen Tischen eingefaßt, die sich nur wenig über den Boden erheben; sie bilden gleichsam Divans zur Rechten und zur Linken des Sitzes, welchen der Oberlama innehat; sie reichen durch den ganzen Raum, sind mit Teppichen belegt und zwischen je zwei Reihen wird ein freier Gang gelassen.

Die Stunde zum Gebet ist da. Ein Lama, der heute die Obliegenheit hat, alle Insassen des Klosters zur Versammlung zu berufen, tritt vor die große Eingangsthür und bläst mit aller Kraft seiner Lungen auf einer Meermuschel nach allen vier Himmelsgegenden. Der gewaltige, volle Ton dieses Instrumentes macht sich wohl eine Stunde weit vernehmlich und verkündet den Lamas, daß die Zeit zum gemeinschaftlichen Gebete da sei. Dann nimmt Jeder Mantel und Hut und findet sich im großen inneren Hofraum ein. Sobald der Ton der Meermuschel zum dritten Male ertönt, öffnet man die große Thür und der lebendige Fo tritt in den Tempel ein. Er nimmt Platz auf dem Altar, alle Lamas entkleiden sich draußen ihrer rothen Stiefel, und treten barfuß unter tiefem Schweigen ein. Jeder fällt dreimal vor dem lebendigen Fo nieder und nimmt dann den Platz ein, welcher ihm je nach seiner Würde in der hierarchischen Abstufung gebührt. Alle sitzen mit gekreuzten Beinen und so, daß alle Reihen einander das Gesicht zukehren. Nun giebt der Ceremonienmeister ein Zeichen mit einem Glöckchen. Darauf spricht Jeder ein Gebet leise vor sich hin, legt das Gebetbuch auf die Knie, und schlägt das für jenen Tag bezeichnete Stück auf. Dann folgt eine Pause, während welcher die tiefste Stille herrscht. Wenn dann die Glocke abermals ein Zeichen giebt, wird von zwei Chören ein feierlich ernster Gesang erhoben. Die tibetanischen Gebete sind in Verse abgetheilt, und haben viel rhythmischen Takt; deßhalb ist auch so viel wohlklingende Harmonie in ihnen. Bei gewissen im Buche angemerkten Stellen stimmt die das Orchester bildende Abtheilung der Lamas eine Instrumentalmusik an, die gegen den volltönigen feierlichen Gesang einen schneidenden Gegensatz bildet. Sie besteht nämlich aus einem wirren und betäubenden Durcheinander von Glocken, Zymbeln, Tambourins, Seemuscheln, Trompeten und Pfeifen; jeder Musiker spielt auf seinem Instrumente mit einer Art Wuth, und scheint alle anderen überteuben zu wollen. [239]

---

6. Der Tale Lama und die Buddhareligion.

(E. R. Huc.)

Lha-Ssa in Tibet ist der Sitz des Tale Lama. Die Stadt ist eben nicht groß; sie hat etwa zwei Wegstunden im Umfang und keine Ringmauer. Außerhalb der Vorstädte liegen viele Gärten mit prächtigen Bäumen, so daß die Stadt von grünem Gebüsch umgeben ist. Die Hauptstraßen sind gerade, breit und ziemlich reinlich, aber die Vorstädte über alle Beschreibung schmutzig. Die Häuser hat man aus Bruchsteinen, Backsteinen, oder auch wohl aus Erde aufgeführt, alle sind geweißt. In einer Vorstadt liegt ein Viertel, in welchem alle Häuser aus Ochsen- und Schöpsenhörnern gebaut sind, wunderliche, aber sehr dauerhafte Gebäude, die recht angenehm ins Auge fallen. Die Ochsenhörner sind glatt und weißlich, die Hammelhörner schwarz und rauh. Mit diesem seltsamen Baumaterial bildet man an den Wänden eine unendliche Menge verschiedener Figuren. Die Lücken zwischen den Hörnern sind

mit Mörtel ausgefüllt; diese Häuser werden nicht geweißt und behalten so ihr phantastisches Aussehen.

Der Palast des Tale Lama verdient seinen über alle Welt verbreiteten Ruhm. Unweit vom nördlichen Theile der Stadt, höchstens eine Viertelstunde von derselben entfernt, erhebt sich ein kegelförmiger Felshügel mitten in dem weiten Thale, wie eine Insel aus einem See. Er führt den Namen Buddha-La, das heißt Buddha-Berg, Gottes-Berg. Auf diesem gewaltigen, von der Natur gebauten Sockel haben die Verehrer des Tale Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in demselben residirt die fleischgewordene, lebendige Gottheit. Das Gebäude besteht aus einer Vereinigung mehrerer Tempel, von verschiedener Größe und Schönheit; jener in der Mitte hat vier Geschosse und ragt über alle anderen empor. Seine Kuppel und die Säulen des Peristyls sind vergoldet. Hier thront der Tale Lama; von diesem hohen Heiligthum übersieht er weit und breit die Gegend, und blickt an hohen Festtagen auf die unzähligen Schaaren der Andächtigen, welche aus der Ebene heranziehen und am Fuße des heiligen Berges sich zur Erde werfen. Die übrigen Paläste, welche um den großen Tempel gruppirt liegen, werden von einer Menge Lamas bewohnt; es ist ihr Amt, den lebendigen Buddha zu bedienen und seiner stets gewärtig zu sein. Von Lha-Ssa bis Buddha-La führen zwei herrliche Baumgänge. In ihnen sieht man täglich viele fremde Pilger ihren buddhistischen Rosenkranz beten, und Lamas vom Hofe in prächtiger Tracht auf reichangeschirrten Pferden reiten. Es herrscht um den Buddha-La immer eine große Lebhaftigkeit; aber Jedermann beobachtet Ernst und Schweigsamkeit; es scheint, als ob Alle mit religiösen Gedanken beschäftigt seien.

Die Buddhareligion stammt bekanntlich aus Indien, von wo sie sich über Mittel- und Ostasien verbreitete; sie zählt heutzutage wohl an dreihundert Millionen Bekenner. Ihre Grundlehre lautet: Buddha (Gott) ist das nothwendige, unabhängige Wesen, der Anfang und das Ende aller Dinge. Erde, Gestirne, Menschen, alles Vorhandene ist eine theilweise und zeitweilige Offenbarung Buddhas. Dieser hat Alles geschaffen; Alles kommt von ihm, wie das Licht von der Sonne kommt. Alle von Buddha ausströmenden Wesen haben einen Anfang gehabt und werden auch ein Ende haben, und mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher sie vom Urwesen ausströmen, werden sie auch in dasselbe zurückfließen. Buddha ist ewig, seine Offenbarungen sind ewig, sie sind stets gewesen und werden immer sein, obwohl sie, einzeln genommen, alle einen Anfang und ein Ende haben müssen. Außerdem nehmen die Buddhisten noch eine unbegrenzte Anzahl von Fleischwerdungen, Incarnationen der Gottheit an, ohne sich aber viel darum zu kümmern, ob dieselben mit dem vorher Gesagten sich vereinigen lassen oder nicht. Sie sagen, Buddha nehme einen Menschenleib an und wohne unter den Menschen, um ihnen zur Erlangung der Vervollkommnung behilflich zu sein, und ihnen die Vereinigung mit der Urseele zu erleichtern. Diese lebenden Buddhas bilden die Classe der Schaberons. Die berühmtesten lebenden Buddhas sind in Lha-Ssa, in Dschaschi-Lumbo, in Groß-Kuren, in Peking u. s. w. Einer derselben, am Fuße des Himalaya wohnhaft, hat die Aufgabe, Tag und Nacht zu beten, damit unaufhörlich auf dem Himalaya Schnee falle. Denn nach tibetanischen Ueberlieferungen wohnt jenseit des Gebirges ein wild grausames Volk, das nur zuwartet, bis der Schnee weg ist, um über Tibet herzufallen, die Bewohner zu tödten und das Land in Besitz zu nehmen.

Alle Schaberons ohne Ausnahme sind lebende Buddhas; aber sie bilden doch eine Hierarchie mit Abstufungen; am Höchsten steht der Tale Lama, dessen Suprematie alle anderen anerkennen, oder doch anerkennen sollten. Als die Missionäre Huc und Gabet sich in Lha-Ssa befanden, war der Tale Lama ein Knabe von neun Jahren; und seit sechs Jahren residirte er bereits im Palaste auf Buddha-La. Er gehörte einer armen unbekannten Familie an. Wenn der Tale Lama seine irdische Hülle abgelegt hat, schreitet man in folgender Weise zur Wahl seines Nachfolgers. In allen Klöstern wird gebetet und gefastet, und namentlich zeigen die Bewohner von Lha-Ssa, die bei der ganzen Angelegenheit am meisten betheiligt sind, Eifer und Andacht; sie walfahrten um den Buddha-La und um die „Stadt der Geister"; Alles betet; es wird doppelt und dreifach so viel Räucherwerk als zu anderen Zeiten verbrannt. Wer den Tale Lama in seiner Familie zu besitzen glaubt, giebt den Behörden davon Kunde, damit sie prüfen können, ob das Kind die Eigenschaft eines Schaberon besitze. Drei als

solche anerkannte Knaben werden nach Lha-Ssa gebracht, wo die Hutuktu ein Wahlcollegium bilden. Sie bleiben in einem Tempel auf dem Buddha-La eingeschlossen, und zwar sechs Tage lang, und fasten und beten. Am siebenten Tage wird eine goldene Urne aufgestellt; in derselben liegen drei goldene Plättchen, jedes mit einem Namen bezeichnet. Die Urne wird umgeschüttelt, der Aelteste oder Vorsteher der Hutuktu zieht eins von den drei Plättchen heraus, und der Knabe, dessen Name gezogen worden ist, wird ohne Weiteres und auf der Stelle zum Tale Lama ausgerufen. Dann führt man ihn in großem Gepränge in den Straßen der „Geisterstadt", das heißt Lha-Ssas, umher; das Volk wirft sich vor ihm nieder und er nimmt Besitz von seinem Heiligthum. Die beiden anderen Wickelkinder, welche um die Würde eines Tale Lama concurrirten, werden ihren Familien zurückgegeben und erhalten jedes fünfhundert Unzen Silber von der Regierung.

Die Tibetaner und Mongolen verehren den Tale Lama wie eine Gottheit; er übt auf das Volk einen wahrhaft erstaunlichen Einfluß. Man ist aber viel zu weit gegangen, wenn man behauptet hat, daß seine Excremente mit Andacht gesammelt und Amulete daraus bereitet würden, welche der Fromme in einem Säckchen um den Hals hinge. Eben so unwahr ist die Angabe, der Tale Lama habe um Kopf und Hals Schlangen, um auf die Gläubigen einen desto gewaltigeren Eindruck zu machen. „Wir haben", sagen die oben erwähnten Missionäre, „über alles Das in Lha-Ssa vielerlei Nachfrage gehalten, die Leute haben uns aber ins Gesicht gelacht. Ueberhaupt ist die in Europa vielverbreitete Vorstellung von gänzlicher Verkommenheit und Entartung der Buddhareligion in Tibet übertrieben."

Vielmehr schließen die wunderbare Geburt Buddhas, sein Leben und seine Lehren viele moralische und dogmatische Sätze ein, zu welchen auch das Christenthum sich bekennt. Danach ist Buddha „durch göttlichen Einfluß" von einer Jungfrau geboren. Er ward mit göttlichem Wasser getauft. Als er zehn Jahr alt war, bekam er mehrere Lehrer; aber er setzte dieselben durch seine Fragen in Verlegenheit. Er wollte, daß man ihm alle Sprachen lehre, weil das, wie er sagte, unumgänglich nothwendig sei, um zu lehren allen Völkern und ihnen die wahre Religion zu bringen. Später zog er sich zu einem beschaulichen Leben in die Wüste zurück. Aber seine Gegner entdeckten seinen Aufenthalt und gedachten ihn durch hinterlistige Fragen zu versuchen. Nach sechs Jahren verließ er die Wüste und begann seine Lehre zu verkündigen; er hatte sich durch langes Fasten darauf vorbereitet. Seine Schüler beteten ihn an und ein Strahlenkranz umglänzte das Gesicht des Heiligen. Dann verkündigte er seine Grundlehren und die Zehn Gebote: 1) Nicht tödten, 2) Nicht stehlen, 3) Keusch sein, 4) Kein falsch Zeugniß geben, 5) Nicht lügen, 6) Nicht schwören, 7) Alle unreinen Worte vermeiden, 8) Uneigennützig sein, 9) Keine Rache nehmen, 10) Nicht abergläubig sein. Er erklärte, die Gebote seien ihm offenbart. Als Mittel der Bekehrung dienten Lehre und Wunder.

[239]

7. Kjachta und Maimatschin.

(Alexander Castrén, Alexander Michie.)

Kjachta ist eigentlich der Name eines kleinen Nebenflusses der Selenga, man bezeichnet aber mit diesem Namen gewöhnlich auch die russische Stadt Troizkosawsk, mit ihren Vorstädten Torgowaja-Sloboda und Ustj-Kjachta, sammt dem chinesischen Handelsplatz Maimatschin. Alle diese Ortschaften sind an und für sich unbedeutend, für den russischen Handel aber von der außerordentlichsten Bedeutung. Hier wird ein kolossaler Handel getrieben, denn seinen chinesischen Thee erhält Rußland meistens aus Kjachta und setzt ebendaselbst nach China Tuch und Pelzwerk bis zum Belaufe von fünfzig Millionen Banco jährlich ab.

Die Häuser sind groß und bequem, aus runden Holzstämmen erbaut und mit Moos

verstopft, wodurch sie selbst von außen ein warmes Ansehen bekommen. Die besseren werden an der Außenseite mit behauenem Holze getäfelt, das weiß angemalt ist, mit den rothen und grünen Dächern angenehm contrastirt und dem ganzen Orte ein freundliches Aussehen verleiht. Die drei Kirchen sind aus Backsteinen erbaut, geweißt und mit grünen Kuppeln versehen.

Die Straßen sind gut gehalten, da kein großer Verkehr die Wege beschädigt. Einige haben hölzerne Seitenwege oder Trottoirs, die aber theilweise schadhaft sind und in der Nacht gefährliche Stellen darbieten.

In den Straßen und im Bazar Kjachtas findet man eine Menge von Leuten verschiedener Menschenstämme nebeneinander. Der behaarte, unsaubere und dem Trunk ergebene russische Bauer und der gewandte, kleinäugige russische Handelsmann treiben sich neben dem schmutzigen, wildblickenden Buriäten tatarischen Stammes, geschäftigen Mongolen und zopftragenden Chinesen umher, die dem Handel am eifrigsten obliegen.

Der Handel von Kjachta zieht seinen Gewinn sowohl aus dem Westen Rußlands als aus China. Jeder Kaufmann hat einen Laden im Bazar von Troitskosawsk oder in Kjachta. Der allgemeine Grundsatz ist, lieber wenige Geschäfte mit großem Nutzen zu machen, als viele, die einzeln nur kleinen Gewinn abwerfen. Die Handelsleute gehen nicht leicht der Concurrenz wegen mit den Preisen herunter, sondern vereinigen sich eher alle zusammen, um dem Publicum gegenüber hohe Preise festzuhalten. Daher erscheinen die Summen, welche man für alle Gegenstände fordert, ungeheuer hoch, selbst wenn man bedenkt, daß sie weit her transportirt werden mußten; natürlich zum Schaden der Handelsausdehnung. Ueberhaupt haben in mercantilen Dingen die Russen keinen weiten Blick und stehen darin hinter ihrer eigenen, dem Fortschritt huldigenden Regierung weit zurück.

Die Oeffnung der russischen Häfen für den directen Theehandel mit China hat in Kjachta viele Mißvergnügte erzeugt, die auf den Ueberlandhandel mit diesem Producte wie auf ein Erbstück blickten und glaubten, Rußland für alle Zeiten mit theuerem Thee versehen zu können.

Das größte Gebäude Kjachtas ist das Zollhaus, welches nun aber nicht mehr als solches benutzt wird, da der gegenwärtige Generalgouverneur von Ostsibirien vor Kurzem alle Waarenzölle abgeschafft hat. Jetzt ist das Postamt darin aufgeschlagen; es liegt an einem erhöhten Punkte am Ende von Troitskosawsk.

Kjachta liegt dichtgedrängt in einer Thalschlucht zwischen sandigen Hügeln, die mit Kiefern bestanden sind. Nach Süden, gegen die Mongolei zu, ist es offen, gegen die Nordwinde aber geschützt. Ein kleiner Bach läuft durch das Thal und wendet sich dann westlich nach den sandigen Ebenen der Mongolei. Kjachta und Troitskosawsk sollen zusammen 20,000 Einwohner haben, die aus dem Inneren mit den nöthigen Bedürfnissen versehen werden. Alle Morgen langen große Wagenzüge mit Gemüsen, Rindfleisch und Hammelfleisch an; von letzterem essen die Russen jedoch nur wenig. Alles aber kommt aus weiter Ferne, und die Landleute müssen lange vor Tagesanbruch aufbrechen, um zu rechter Zeit auf dem Markte anzulangen.

Wir wollen nun von unserem Hauptquartier in Troitskosawsk einen Ausflug nach der chinesischen Kaufstadt machen. Nach einer Fahrt von einer Werst befinden wir uns vor der Pforte zum eigentlichen Handelsplatz oder Torgowaja Sloboda.

Das Thor, welches in die himmlische Stadt führt, ist, wie man leicht abnehmen kann, sehr eng; was demselben aber an Breite abgeht, das wird vollkommen durch die Höhe ersetzt. Außer dem hohen Gewölbe befindet sich nämlich noch ein hoher Thurm dort, der sich mitten über dem Gewölbe erhebt. Zu beiden Seiten des Thurmes stehen kolossale Heiligenbilder, welche gleichfalls dazu beitragen, dem Thor ein höheres Aussehen zu geben. Die Stadt, welche in Gestalt eines Vierecks gebaut ist, hat im Ganzen acht solcher Thore, zwei auf jeder Seite. Außerdem sind die einzelnen Bezirke der Stadt durch ähnliche Thore von einander geschieden, welche stets am Abend geschlossen und am Morgen wiederum geöffnet werden. Diese Thore geben in Verbindung mit den Holzplanken, welche die Stadt von allen vier Seiten umschließen, derselben das Aussehen einer Festung oder eines Gefängnisses.

Innerhalb der Stadt weilt unser Blick mit Wohlgefallen auf ihren geraden und reinlichen, obwohl gar zu engen Gassen. Zu beiden Seiten der Gasse läuft eine Reihe von Gebäuden hin, die nach der Gasse zu eine enganschließende

Wand ausmachen, die nur durch Thorwege unterbrochen wird. Fast alle Gebäude an der Gasse bestehen aus Speichern und Magazinen, welche in der Regel kaum eine Höhe von zwei Klaftern haben. Auswendig mit Lehm bekleidet und gewöhnlich mit Eisengittern statt der Fenster versehen, müssen sie unwillkürlich einen höchst unvortheilhaften Eindruck auf ein europäisches Auge machen. Es weist sich beim ersten Blick aus, daß der Chinese nicht auf der Gasse sein Behagen findet, und was die kleine Kaufstadt Maimatschin betrifft, so kommen Einem deren Gassen größtentheils menschenleer vor. Daß aber nichtsdestoweniger Verkehr in der Stadt stattfindet, kann man aus der großen Menge von Pferden und Kameelen schließen, welche theils außerhalb der Stadt, theils auf den Gassen fast bei jedem Thorwege angebunden stehen.

Was den neugierigen Wanderer am meisten auf den Gassen von Maimatschin anspricht, das sind die prachtvollen Säulengänge mit ihren hohen, überhängenden Gewölben. Diese Gewölbe ruhen auf schönen Pfeilern und sind oben mit einer Menge schwarzangestrichener Thonbilder geziert, welche wahrscheinlich chinesische Heilige vorstellen. Außerdem sieht man unter dem Gewölbe eine ganze Galerie gemalter und in Holz geschnitzter Bilder, welche das vortheilhafteste Zeugniß von der Kunstfertigkeit der Chinesen ablegen. Endlich hat jedes Thorgewölbe eine oder mehrere mit kalligraphischer Meisterhand gezeichnete Inschriften, unter denen einige den Namen des Hauseigenthümers, andere einen von ihm angenommenen Wahlspruch enthalten; z. B. „Ruhm und Eintracht“, „die reinste Rechtschaffenheit“, „Rechtschaffenheit ist die beste Quelle des Reichthums“, „Fortbestehen durch ererbte Tugenden“, „beständiger Gewinn durch glückliche Unternehmungen“, „fortwährende Gunst des Glücks“. Durch das Thor tritt man in einen Hof ein, welcher, wenn man von seiner Beschaffenheit in Maimatschin aus schließen darf, das Glänzendste in einer chinesischen Stadt ist. Bei den Chinesen ist der Hof nicht ein Verwahrungsplatz für Schlitten, Wagen, Zuber und anderes Hausgeräth, sondern ein Spazierplatz oder vielmehr ein Salon. Theils steht er unter freiem Himmel, theils ist er von einem hohen Gewölbe bedeckt, welches augenscheinlich bei der Sonnenhitze reichlichen und angenehmen Schatten gewährt. Der Hof ist nach allen drei Seiten dicht von Gebäuden umschlossen, die zum Theil Wohnzimmer, zum Theil Magazine enthalten. Vor den Gebäuden steht rings um den Hof eine Reihe von Pfeilern, die mit kostbaren Farben bemalt sind. Die Hauswände sind nach der Hofseite zu oft lackirt und außerdem mit Malereien, Inschriften, Schnitzarbeiten u. s. w. geziert.

Im Inneren der Gemächer herrscht eine womöglich noch größere Sauberkeit und Eleganz als auswendig. Die Wände sind mit feinen Tapeten überzogen und mit hübschen Malereien geschmückt. Der ganze vordere Theil jedes Wohnzimmers wird von einem breiten Divan eingenommen, der gewöhnlich mit kostbaren Matten bedeckt ist. Rundherum im Zimmer stehen gebohnte Tische, Stühle, Kommoden und andere Möbel, welche zum Theil russische Arbeiten sind. Ein Ofen ist nicht sichtbar, denn die Heizung wird unter dem Fußboden bewerkstelligt, die Fenster sind theils von Glas, theils von Papier, dabei sehr klein; das Zimmer hat einen besonderen Eingang von der Hofseite her und das Küchendepartement ist stets von dem Wohnzimmer getrennt.

Von dem häuslichen Leben der Chinesen erhält man in Maimatschin eine höchst unvollkommene Vorstellung, insofern nämlich viele der Einwohner dieser Stadt auf reisendem Fuße leben und alle eine Junggesellenwirthschaft führen. Mit Uebergehung dieses Kapitels kann ich jedoch nicht unterlassen, ein Wort über die außerordentliche Gastfreundschaft zu sagen, mit der die Chinesen in Maimatschin jeden sie besuchenden Fremdling aufnehmen. Besonders zur Zeit der Neujahrsfestlichkeiten strahlt diese Gastfreiheit in ihrem vollen Glanze; jedoch auch zu jeder anderen Zeit wird man in Maimatschin mit Wohlwollen empfangen, und mit Thee, Tabak, Wein, chinesischen Früchten, Confect u. s. w. bewirthet. Mitten unter seinen dringendsten Geschäften ist der Chinese im Stande, ungebetene Gäste, die ihn aus bloßer Neugierde besuchen, zu empfangen und zu bewirthen. Obwohl stolz auf seine Nationalität, hat er viel zu viel Tact, als daß er in Gegenwart seiner ausländischen Gäste seinen vermeinten Vorzug durchscheinen lassen sollte. Seinerseits fordert er mit Recht dieselbe artige Begegnung von den Gästen, und die zahlreichen Reisenden, welche über die Grobheit der in Maimatschin anwesenden Chinesen Klage führen, dürften wohl durch ihr eigenes Benehmen den

Chinesen Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben haben. Ich für meinen Theil habe in Maimatschin eine Artigkeit erfahren, an der man mit Fug nichts als das Uebermaß tadeln könnte.

[320. 256]

8. Tungusen und Jukagiren.

(Ch. H. Cotrell.)

Unter allen Nomadenstämmen in Ostsibirien sind die Tungusen die rohesten und sorglosesten. Ursprünglich von den Mandschu abstammend, haben sie alle Aehnlichkeit mit dem heutigen Mandschu verloren. Mit Ausnahme derjenigen, die in der Umgegend von Nertschinsk wohnen, halten sie weder Pferde, noch Rindvieh, noch Hunde. Sie leben ausschließlich vom Fange der Pelzthiere, und in dem langen, taglosen Winter sind sie in großem Elend und müssen bei ihren russischen Nachbarn betteln. Ihre Hütten oder „Jurten" gleichen ziemlich den Wohnungen der Kirgisen. Das Gerippe der Hütte besteht aus einigen in den Boden oder Schnee gesteckten Stangen, die einwärts gegen einander kegelförmig gebogen und oben befestigt sind. Das Gerüste wird mit zugerichteten und zusammengenähten Renthierhäuten bedeckt und die Jurte ist fertig. Es wird an irgend einer Stelle eine kleine Lücke offen gelassen, um die Renthierhaut aufheben zu können, und diese dient als Thüre. Ein großes Feuer wird in der Mitte angezündet und der Rauch findet überall seinen Ausgang. Ihre Kochgeschirre hangen an Stöcken über dem Feuer und werden im Winter mit Schnee gefüllt. Renthierhäute und Bärenfelle dienen zu Lagerstätten und zur Bekleidung. Sie machen daraus gewöhnlich eine Art Sack, der bis auf den halben Leib reicht und in welchen sie kriechen, ehe sie sich schlafen legen. Alle Dinge dieser Art, so lange sie nicht im wirklichen Gebrauche sind, werden in den Schnee vergraben, um das Haar zu erhalten, das sonst bei dem Mangel an gehöriger Gerbung bald ausfallen würde. Die Jurten der wohlhabenden Tungusen, wie der Aeltesten, haben statt der gewöhnlichen Stangen ein Gitterwerk und eine Thüre, die gehörig verschlossen und geöffnet werden kann, und die innere Seite ist mit Leder bekleidet. Viele haben Koffer und Hausgeräthe und etwas Silberwerk, aber der Unbequemlichkeit des Rauches läßt sich nicht abhelfen; auf der einen Seite ein glühendes Feuer, kalte Luft auf der anderen. Sie haben eine Anzahl zahmer Renthiere, die ihnen im Winter Nahrung geben, aber die Armen tödten diese Thiere nur bei dringender Noth.

Selten lagern sie sich an einem Orte länger als Einen Tag, blos aus Liebe zur Ortsveränderung. Sie denken in keiner Weise an den folgenden Tag. Sind ihre Vorräthe verzehrt, so geht der Mann auf die Jagd, deutet mit dem Finger nach der Richtung, die er nehmen will, und giebt seinem Weibe durch ein anderes Zeichen an, wo sie ihn finden soll. Sobald er sich entfernt hat, bricht sie die Jurte ab, ladet die gesammte Habe auf Renthiere und begiebt sich an den Ort, den ihr Mann angedeutet hat und den sie nie verfehlt. Das Zelt wird dann aufgeschlagen, und Alles für die Rückkehr des Mannes bereit gehalten. Ist er glücklich gewesen, so bringt er ein Stück Fleisch zum Abendessen mit und giebt seiner Frau durch Zeichen an, wo er den Ueberrest niedergelegt hat, den sie am anderen Tage holen muß. So lange die Vorräthe aushalten, thut er Nichts als rauchen, essen und schlafen. Sollte er keine Jagdbeute gemacht haben, so kommt er heim, ohne ein Wort zu sagen, setzt sich ans Feuer, zündet seine Pfeife an, zieht seinen Gürtel fest und legt sich schlafen. Seine Frau und seine Kinder machen es ebenso. Durch das Einschnüren des Magens mit dem Gürtel glaubt man das Gefühl des Hungers zu unterdrücken. Der Tunguse giebt das erste Thier, das er erlegt, wie werthvoll es auch sei, dem Ersten Besten, der ihm begegnet, weil er seinen glücklichen Erfolg auf der Jagd dem Glücke dieser Person zuschreibt.

Die Jukagiren, die Russen zu Nachbarn haben, besuchen diese in den zwei finsteren Monaten der Polarnacht, um Beistand von ihnen

zu erhalten oder womöglich ihre Häute für Tabak auszutauschen. Sie rauchen den starken Tabak aus der Ukraine, den sie mit Sägespänen vermischen, um länger auszukommen. Der Rauch wird nie aus dem Munde geblasen, sondern verschluckt und bringt einige der köstlichsten Wirkungen hervor, deren der Opiumesser genießt. Alle Familienglieder, Männer, Weiber und Kinder, rauchen von früher Jugend an, und ihre erste und einzige Sorge ist, sich den nöthigen Vorrath von Tabak zu verschaffen, und was ihnen dann übrig bleibt, wird zu Branntwein verwendet. Sie trinken jedoch nicht für sich allein, sondern theilen ihren Nektar mit Jedermann, selbst mit dem Kinde auf dem Arme der Mutter. Beide Stämme sind ungemein ehrlich, schlicht und gutmüthig; wenn sie aber ein Unrecht erlitten zu haben glauben, so sind die Folgen oft verderblich für die Kosaken und die Commissäre des Bezirkes. Die Jukagiren am Ufer des Aniuj stehen in freundschaftlichem Verkehr mit den Russen in Nischne-Kolymsk. Wenn sie ihren Vorrath von Renthierfleisch eingelegt haben, erhalten sie von den Russen einen Besuch, der eine Woche und länger dauert, und während dieser Zeit werden die Gäste und ihre Hunde reichlich genährt. Beim Abschiede bittet der Russe seinen Wirth um Lebensmittel für die Reise. Die Antwort ist: „Versorge dich". Der russische Gastfreund läßt sich durch falsche Bescheidenheit nicht davon abhalten, sondern füllt den Schlitten, daß die Hunde ihn kaum ziehen können. Der Jukagire besucht dann die Stadt und wird von seinem ehemaligen Gaste am ersten Tage freigebig bewirthet, nachher aber muß er bezahlen, was er und seine Hunde verzehren. Hedenström fragte Einen von ihnen, warum er nicht die Russen auf gleiche Weise behandle, wenn sie ihm einen Besuch machten. Nach kurzem Nachdenken antwortete der Mann: „Wer hat sich zu schämen?" [213]

---

9. Ein Aufenthalt am Eismeer in Ostsibirien.

(F. v. Wrangel.)

Die Kolyma entspringt unter dem $61\frac{1}{2}$. Breitengrade und fließt in nord-nordöstlicher Richtung 1500 Werst an einem Gebirge hin, dessen jähe Felsen das rechte Flußufer bilden.

Im Norden das Eismeer, im Westen eine unabsehbare nackte Haide, Tundra, ist das Mündungs-Land der ganzen Gewalt der rauhen Nord-West-Winde bloßgestellt und bei Nischne-Kolymsk friert der Strom schon in den ersten Tagen des September zu, bei seiner Mündung oft selbst um den 20. August. Obwohl während 52 Tagen (vom 15. Mai bis 6. Juli) die Sonne nicht untergeht, scheinen doch ihre matten schrägen Strahlen alle Wärmekraft verloren zu haben. Es giebt in Wahrheit nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer, und der letztere ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichten. Ende Mai zeigt sich einiges kümmerliches Grün und im Juni entfalten sich sogar einige Blumen und Blüten. Im Juli, der heiter und mild zu sein pflegt, stellen sich ungeheure Züge von Mücken ein, gegen welche Menschen und Thiere nur in dem dicken, bitteren Rauche der Dymokúry (große Haufen von Blättern, Moos und feuchtem Holz) einigen Schutz finden. Und doch leisten in dem weisen Haushalte der Natur selbst diese Plagegeister dem Menschen einen wesentlichen Dienst. Vor ihnen nämlich flüchten sich die Renthiere in Zügen von vielen Hunderten aus den Wäldern nach dem Meere und werden, namentlich wenn sie über die Flüsse und Landseen setzen, in großer Anzahl erlegt. Der Winter dauert volle neun Monate und steigt im Januar bis zu einer Kälte von 43 Grad. Dann wird das Athmen schwer, das Renthier steht unbeweglich, wie leblos in dem tiefsten Dickicht der Wälder, und selbst der Schnee dampft! Mit dem 22. November tritt eine 38tägige Nacht ein, nach der erst am 28. December eine blasse Morgenröthe erscheint, die selbst um Mittag die Sterne noch nicht zu verdunkeln vermag. In dieser Jahreszeit deckt fast beständig ein dichter Nebel die weiten Schneegefilde. Eine merkwürdige Naturerscheinung, namentlich in den Thälern des Aniuj, ist „der warme Wind",

der, von Ost-Süd-Ost wehend, in raschem Wechsel eine Kälte von z. B. 35 Grad in $1^1/_2$ Grad Wärme verwandelt.

In diesem Klima und diesem Boden kann natürlich nur eine dürftige Pflanzenwelt kümmerlich ihr Leben fristen. Verkrüppelte Lerchenbäumchen und Weidengesträuch, Riedgras, Thymian, Wermuth, selbst die wilde Rose und Vergißmeinnicht, ferner Johannis-, Rausch-, Preißel- und Moltebeeren, sowie die duftreiche Mamura kommen noch, namentlich am rechten Ufer der Kolyma, vor, werden aber näher dem Meere immer seltener oder hören ganz auf. Keineswegs arm dagegen sind diese Wildnisse an vierfüßigen Thieren und Geflügel. Von den ersteren erwähne ich das Renthier und Elenthier, den schwarzen Bären, den Wolf, Fuchs, Zobel und andere Pelzthiere, von den letzteren ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten, ferner Adler, Eulen und Möven, weiße Schneehühner, Schnepfen und Krähen, ja um die Frühlingszeit hört man zuweilen den fröhlichen Finkenschlag und im Herbste das Zwitschern der kleinen Meise.

Aus welchem Lande die Vorfahren der jetzt hier lebenden Völkerschaften eingewandert sind, und was sie bewog oder vielmehr nöthigte, ihre wahrscheinlich freundlicheren Wohnsitze mit diesen unwirthbaren Einöden zu vertauschen, meldet uns kein Denkmal und hat keine Ueberlieferung aufbewahrt. Nur eine dunkle Sage geht unter dem Volke: „Es seien ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerstätten der Omoki gewesen, als Sterne am klaren Himmel". Dieser Volksstamm ist gänzlich verschwunden und ein anderer, der Tschuktschen, ist theils weiter nördlich gezogen, theils bildet er, mit späteren Einwanderern vermischt, die jetzige geringe Bevölkerung. Dieselbe beläuft sich in dem ganzen kolymskischen Bezirke auf dritthalbtausend Menschen männlichen Geschlechtes, wovon die Mehrzahl Jakuten, Jukagiren und andere Völkerstämme. Sie zahlen als Abgabe an die Regierung 803 Füchse und 28 Zobel (die einen Geldwerth von 6704 Rubeln haben). Die hier befindlichen Russen sind meist Abkömmlinge von Verbannten, und obwohl sie sich zum Theil mit den Eingeborenen vermischt und Viel von ihnen angenommen haben, so sind sie doch an dem höheren und kräftigeren Wuchse, der weißeren Hautfarbe und meist auch dem helleren Haare kenntlich. Auch die russischen Frauen und Mädchen sind von einer angenehmeren und regelmäßigeren Gesichtsbildung und besitzen viel Gemüthlichkeit und einen häuslichen Sinn, sowie eine gewisse Empfänglichkeit für die feineren Regungen des Gefühls. Sie lieben sehr den Gesang und pflegen Stegreiflieder vorzutragen. Mit Gesang, Tanz und Spiel verkürzen sie in traulichen Kreisen die lange Winternacht, während die Eingeborenen den Frohsinn und Lebensgenuß gar nicht kennen. In ihren Wohnungen unterscheiden sich beide wenig von einander. Die Hütten sind gewöhnlich zwölf bis achtzehn Fuß ins Gevierte und neun Fuß hoch, die Wände aus Treibholz, das die Frühlingsüberschwemmungen vom Meere die Flüsse hinaufführen, aufgezimmert, mit Moos und Lehm verwahrt und außen mit einem hohen Erdwall beschüttet. Auch das flache Dach ist mit Erde bedeckt. Zwei, einen Quadratschuh große Fensterchen, an denen im Sommer eine Fischblase, im Winter eine sechs Zoll dicke Eisplatte die Stelle des Glases vertritt, lassen nur einen Schimmer des Tageslichtes in das Innere fallen. In einer Ecke desselben befindet sich der Tschuwal (jakutischer Kamin), mit einer Oeffnung darüber als Rauchfang, um die Wände laufen breite, mit Renthierfellen bedeckte Bänke und eine oder zwei niedrige Abtheilungen sondern die Schlafstätten von einander ab. An die Hütte schließen sich ein Vorhaus, eine Vorrathskammer, ein Hundestall und Gerüste zum Trocknen der Fische an. Reinlichkeit ist hier gar nicht und Wäsche nur bei dem Reichen zu finden. Die Hauptbestandtheile der Bekleidung bilden ein Hemd aus weichem Renthierfelle mit einem schmalen Besatz von Biber- oder Flußotterfell, Beinkleider von demselben Stoffe, und ein mit einer Kapuze versehenes Oberkleid von dickem Renthierleder ohne Haar, dazu auf Reisen ein zweites, dem ganz gleiches, jedoch von doppeltem Fellwerk, die Kuchlänka, an deren Aermel große Fausthandschuhe genäht sind. Zu Hause tragen sie eine Art Schuhe aus braunem Juchten mit Schäften von rauhem Renthierfelle, die mit Zierrathen besetzt und durch zwei, das Bein kreuzweise umwickelnde Riemen an die Beinkleider befestigt sind. Auf Reisen bedienen sie sich einer wärmeren Fußbekleidung und einer großen, in- und auswendig rauhen Pelzmütze, so wie verschiedener Gesichtsbedeckungen, unter denen das mit allerlei farbiger und goldener Stickerei verzierte Stirnband mehr zum Schmuck als zum Schutz bestimmt ist. An dem Gürtel hängt ein großes Messer, die kleine Gansa oder

Tabakspfeife und ein Tabaksbeutel. Die Hauskleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer fast in Nichts als der größeren Leichtigkeit der Felle und einem um den Hals liegenden Kragen von feinem Rauchwerk. Als Galaanzug tragen sie jedoch auch baumwollene oder seidene Kleider, je großblumiger und buntscheckiger desto schöner.

Um die Mitte Mai verlassen fast sämmtliche Bewohner Nischne-Kolymsk und suchen sich längs des Stromes zu ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, günstige Stellen auf, an denen sie ihre Balagans oder leichten Sommerhütten aufschlagen. Im Frühling, wo die Wintervorräthe meist aufgezehrt sind, die Fische sich vor der Kälte in die Tiefen der Flüsse und Seen zurückgezogen haben und die ausgehungerten Hunde zur Jagd untauglich sind, pflegt sich der Hunger in seiner furchtbarsten Gestalt einzustellen. Blaß und kraftlos, gleich Gespenstern, kommen schaarenweise die Tungusen und Jukagiren zu den russischen Niederlassungen, deren Bewohner selbst zuletzt sich von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe zu nähren genöthigt sind, und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Renthieren, über Knochen, Felle oder Riemen her. Doch wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Plötzlich zeigen sich als Frühlingsboten große Schwärme von Zugvögeln, und Alt und Jung eilt mit Flinten und Bogen, sie zu erlegen, herbei. Noch aber ist die Nahrung kärglich und die Natur scheint wie ein erfahrener Arzt die Ausgehungerten erst allmälig wieder an Speise gewöhnen zu wollen. Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, aber — ein neues Ungemach — die ungeheueren Eismassen stemmen sich an manchen Stellen und verursachen dadurch große Ueberschwemmungen, die plötzlich die Gegend in weite Seen verwandeln, aus denen nur die Dächer der Häuser, wie Inselchen, hervorragen. Die Fische ziehen im Sommer stromabwärts, und sobald die Gewässer fallen, beginnt die Hauptfischerei. Ein Theil der Beute wird geräuchert, das Meiste aber im Schnee für den Winter aufbewahrt. Andere Vorräthe liefert das Fleisch der Renthiere, die man während ihres Sommerzuges an dem Aniuj oder an den Seen der Tundra aufsucht, durch die Hunde ins Wasser treibt und darin die schwimmenden Thiere mit einer Art Speer erlegt. Am Aniuj kann ein geschickter Jäger in guten Jahren wohl hundert Thiere erlegen, in der Tundra nur fünf bis zwanzig, doch bleiben sie daselbst nie aus und sind besser genährt. Während dessen feiern auch die Frauen nicht und sammeln allerlei Beeren ein, die jedoch nicht jedes Jahr gerathen. Es ist das für sie eine Art Fest, wie anderwärts die Weinlese, und sie belustigen sich dabei mit Gesängen, Tänzen und Spielen. Im September beginnt der Fang der Häringe, die in günstigen Jahren in so ungeheueren Zügen stromaufwärts gehen, daß deren oft mit einem einzigen Zuge dreitausend und mehr gefangen werden. Sie allein schützen häufig, wenn die übrige Fischerei nicht ergiebig war, die Bewohner vor Hungersnoth, und allein die hundert Familien in der Umgegend von Nischne-Kolymsk bedürfen deren zu ihrem Unterhalt nicht weniger als drei Millionen.

Unter allen im hohen Norden einheimischen Thieren ist der Hund eines der unentbehrlichsten und hat für die ansässigen Bewohner dieser Gegenden dieselbe Bedeutung, wie für die nomadisirenden das Renthier. Er hat hier viel Aehnliches mit dem Wolfe, eine lange, spitzauslaufende Schnauze, spitzige, aufrechtstehende Ohren und einen langen, buschigen Schwanz. Sein Haar ist glatt oder auch kraus und von Farbe schwarz, weißlich, rothbraun oder gefleckt. Sein Bellen kommt dem Wolfsgeheul nahe. Ein guter Schlitten darf nicht unter zwei Fuß acht Zoll hoch und drei Fuß zwei Zoll lang sein. Im Sommer graben die Hunde sich Gruben in die Erde, oder legen sich ins Wasser, um sich der Mücken zu erwehren, im Winter scharren sie sich tiefe Löcher in den Schnee. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Abrichtung der Leithunde verwendet. Gewöhnlich stürzt das ganze, in der Regel aus zwölf Hunden bestehende Gespann, seinem angeborenen Triebe folgend, wenn es ein Wild wittert, demselben unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzubringen. Er ist auch häufig auf Reisen über die weite Tundra in dunkelen Nächten und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn. Wenn das Thier nur einmal mit ihm die Gegend betreten und mit ihm in der schützenden Powarnä (Hütte) übernachtet hat, so bringt es ihn sicher zu der Stelle, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß er hier nur nachzugraben brauche, um das

gesuchte Nachtlager zu finden. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Wenn das eine Ufer Hindernisse darbietet, schwimmen sie neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend, nach dem anderen Ufer und stellen sich dort wieder in gewohnter Ordnung auf, um auf einen zweiten Ruf das Fahrzeug weiter zu ziehen.

Begleiten wir nun auch diese Polarmenschen nach Ablauf des Sommers wieder in ihre düstere Winterwohnung zurück. Nachdem sie dieselbe wieder ausgebessert und sorgfältig verwahrt haben, versammelt die lange Winternacht die Glieder der Familie um den wärmenden Herd bei dem Scheine von einer oder mehreren Thranlampen. Ein schwacher Schimmer fällt durch die dicken Eisscheiben der Fenster in die Nacht, und über den niedrigen Schornsteinen erheben sich hohe Säulen röthlichen Rauches mit majestätischen Funkengarben. Um die Wohnungen lagern auf oder unter dem Schnee die Hunde, die drei- bis viermal des Tages die tiefe Stille durch ein furchtbares Geheul unterbrechen, das weithin über die öde Fläche schallt. Die männlichen Hausgenossen sind mit der Verfertigung von Netzen aus Roßhaaren oder von Jagdwaffen beschäftigt, während die Weiber die Thierfelle zubereiten und daraus Kleidungsstücke verfertigen, indem sie sich der Renthiersehnen als Zwirn bedienen; oder sie bereiten die spärliche Mahlzeit, die vorzugsweise aus abgekochten, oder in Thran gebratenen Fischen und Renthierfleisch, als leckerer Zugabe auch wohl aus etwas Fischkuchen besteht. Kommt ein reisender Gast, so wird er mit dem Besten, was man hat, bewirthet. Da werden auf dem mit einem alten, mehrfach zusammengelegten Fischnetz statt des Tischtuches bedeckten Tische die mancherlei Leckerbissen aufgetragen. Salz wird nur den Fremden vorgesetzt, da die Eingeborenen es nie bei der Zubereitung ihrer Speisen brauchen, ja sogar eine Abneigung dagegen zu haben scheinen. Auch bereiten die Reicheren aus dem sehr theueren Roggenmehl ein warmes Getränk, indem man es röstet, mit Butter oder Fischthran anrichtet und mit kochendem Wasser verdünnt.

Ein regeres Leben zeigt sich zur Weihnachtszeit, am Osterfeste und besonders in der Massläniza (die Woche vor den großen Osterfasten), die in ganz Rußland durch Lustbarkeiten aller Art gefeiert werden. An den Hauptfeiertagen ziehen die Einwohner von Nischne-Kolymsk aufs Beste herausgeputzt auf den heiseren Ton der Glocke zur Kirche und später besucht der Priester mit dem Kreuze jede Hütte und ertheilt unter Besprengung mit Weihwasser den Segen. Nachmittags versammeln sich die Nachbarn zuweilen zu Abendkränzchen, bei denen man sich mit Gesprächen und Spielen, mit Gesang und Tanz unterhält. Eine Hauptrolle dabei spielt immer der Thee, der in fast unglaublicher Menge und zwar natürlich ohne Milch und fast ohne Zucker getrunken wird. Daneben wird auch Branntwein, oft im Uebermaße, genossen. Alle diese Genüsse sind aber sehr kostspielig, denn ein Pfund des geringsten Thees kostet wenigstens 9 Rubel, ein Pfund Zucker 4½ Rubel, ein Maß Fruchtbranntwein 13½ Rubel. So zieht sich einförmig und freudenleer, wie die Steppen, die sie bewohnen, das Leben dieser Menschen hin, die zu ihrem Glücke kaum eine Ahnung anderer Lebensgenüsse haben, und die, wenn sie nur das Nothdürftigste zu ihrem Unterhalt besitzen, sich ganz zufrieden, ja in gewissem Sinne glücklich fühlen. [318]

---

10. Der Markt zu Ostrownoje und die Tschuktschen.

(F. v. Wrangel.)

Von Nischne-Kolymsk 250 Werst entfernt liegt der Flecken Ostrownoje, Marktplatz des Tauschhandels in Nordsibirien. Außer der sogenannten Festung, welche in nichts Anderem besteht als einigen Hütten, die als Kasernen dienen und von einem morschen hölzernen Zaune umschlossen sind, gehören zu diesem Flecken eine kleine, baufällige Kapelle und etwa zwanzig bis dreißig regellos zerstreute Hütten. Diese sind zur Zeit des Marktes alle vollgepfropft mit Marktgästen, von denen die größere Hälfte im Freien lagern muß. Ueberall zeigt sich Leben und Thätigkeit. Abends verschwinden die schmutzigen, Schneehaufen ähnelnden

Hütten, und man sieht nur noch den matten Lichtschimmer, der durch die Eisscheiben der Fenster bricht, die Feuer der unter freiem Himmel lagernden Gäste und den rothen, mit großen Funken gemischten Rauch, welcher aus den Zelten der Tschuktschen an dem gestirnten Himmelsgewölbe aufsteigt, das gewöhnlich in dem Glanze eines strahlenden Nordlichtes leuchtet. Die Tschuktschen, das östlichste Volk Sibiriens, sind es, welche hierher zum Tauschhandel mit den Russen ziehen. Sie kommen von der äußersten Ostspitze Asiens, dem Tschukotskoj-Noß, mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Renthierschlitten, wie eine kleine Völkerwanderung hierher gezogen. Zu diesem Zuge brauchen sie auf vielen Umwegen fünf bis sechs Monate, so daß sie fast immer auf der Reise sind. Eine solche Karawane ist gewöhnlich bis dreihundert Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Renthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab. In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen u. dergl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. In diesem Handelsverkehr gewinnen sie nicht weniger als dreihundert Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pfund Blättertabak einkaufen, für zwei Pfund desselben Tabaks wieder verkaufen. Den russischen Kaufleuten ist es verboten, Branntwein an die Tschuktschen zu verkaufen; doch führen sie heimlich einigen Vorrath für diese leidenschaftlichen Liebhaber des „wildmachenden Wassers“, wie diese ihn nennen, mit sich und verkaufen ihn zu unsinnig hohen Preisen. Außerdem besuchen den Markt auch zahlreiche Eingeborne wohl tausend und mehr Werst im Umkreise, Jukagiren, Lamuten, Tungusen, Tschuwanzen und Korjäken, die vorzugsweise Pelzwerk gegen Schlittensohlen eintauschen.

Nachdem als Maßstab für den diesjährigen Handel festgesetzt worden war, daß zwei Pud tscherkessischen Tabaks sechszehn Fuchs- und zwanzig Marderbälge gelten sollten, wurde nach einer feierlichen Messe in der Kapelle am 11. Februar der Markt eröffnet. Das Zeichen hierzu gab das Aufziehen einer Flagge über dem Thürmchen des Ostrogs (Fort). Sogleich setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise um die Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und anderen Marktgäste ihre Plätze; Alle erwarteten mit Ungeduld die Glocke, welche die Erlaubniß zum Beginn des Tauschhandels giebt. Kaum ertönt diese, so scheint es, als hätte ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen; Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschenreihen her. Die Lebendigsten und Eifrigsten waren die Russen, mit der einen Hand einen schweren Tabaksack schleppend, in der anderen ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen u. dergl. hängend, rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum anderen und preisen in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktschischen und jakutischen Wörtern lautschreiend ihre Waaren an. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über alle Beschreibung. Mancher wird in dem tiefen Schnee niedergeworfen; fünfzig, hundert Nebenbuhler rennen über ihn weg; er verliert Mütze und Handschuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das schadet aber weiter nichts. Er rafft sich wieder auf, rennt, trotz der dreißig Grad Kälte, mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Versäumte einzuholen. Einen höchst auffallenden Gegensatz zu dieser ungeheueren Geschäftigkeit der Russen bildet der Ernst und die unerschütterliche Ruhe der Tschuktschen, die, unbeweglich bei ihren Schlitten stehend, höchstens mit einsylbigen Worten auf die unversiegbare Beredtsamkeit ihrer Gegner antworten und, wenn sie handelseinig sind, kaltblütig ihre Waare mit der ihnen dafür dargebotenen vertauschen. Merkwürdig ist es dabei, wie sie, ohne die Waage zu kennen, die Säcke auf ihren Händen wägen, und ziemlich genau zu bestimmen wissen, ob sie das angegebene Gewicht haben. Dieses Treiben dauert selten länger als drei Tage; dann sind die Waaren ausgetauscht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegestöber bleibt höchstens noch der Flaggenstock als Wahrzeichen der blühenden Handelsstadt sichtbar.

Die Tschuktschen sind noch sehr wenig ge-

kannt. Unter allen Völkerschaften Nordasiens haben sie ihre Nationalität am Reinsten erhalten. Friedliebend nur im Gefühle ihrer Schwäche nomadisiren sie in den eisigen Einöden und Felsenklüften ihres durch die Eroberer Sibiriens sehr beschränkten Vaterlandes. Lange Zeit verging, ehe sie sich von den friedlichen Gesinnungen der Russen überzeugten und mit ihnen in Handelsverkehr traten. Erst hierdurch sind sie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eisens vertraut geworden und haben sich ihre Sitten gemildert. Die Mehrzahl unter ihnen hat sich taufen lassen, sie sind aber Nichts mehr als getaufte Heiden, da sie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zunächst nur das Versprechen eines Geschenkes sie zur Taufe bewegt. Eine solche hatte während Wrangels Anwesenheit mit einem jungen Tschuktschen statt, dem dafür einige Pfund Tabak zugesichert waren. Der Neubekehrte stand ruhig vor der zahlreichen Versammlung in der Kapelle und ließ den Priester und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden, großen hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht daran. Nach langem Zureden des Dolmetschers entschloß er sich doch endlich dazu und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch gleich wieder heraus und rief, am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: „Den Tabak her, meinen Tabak!" Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch ein Mal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: „Es ist schon genug, ich will Nichts mehr, gebt mir nun meinen Tabak!" Endlich ließ er die ganze Versammlung in Stich und rannte, um sich wieder zu erwärmen, nach seinem Zelte. Man sieht daraus, wie es mit dem Christenthum der Tschuktschen steht. Die Getauften unter ihnen haben bis jetzt von der christlichen Religion Nichts angenommen, als einige äußere Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren. Dagegen aber ist unter ihnen z. B. die Vielweiberei noch allgemein. Auch haben sie noch die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und ihre Alten, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr ertragen können, umzubringen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter ihnen, trotz der christlichen Taufe, die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat deren einen oder mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzückungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzückungen, die wahrhaft dämonischer Natur sind, wohl schwerlich die Absicht zu täuschen haben. So oft ich einen Schamanen, bemerkt v. Wrangel, in dem Zustande der Verzückung sah, ließ er immer einen lange dauernden düsteren Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus der krampfhaft zusammengepreßten Brust gewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles Das hat etwas Grauenhaftes und Geheimnißvolles.

[318]





III. Japan und China.

1. Volk und Regierungssystem in Japan.

(Berg, Pompe van Meerdervoort.)

In Folge eines Friedens, der ununterbrochen länger als 200 Jahre anhielt, hat die Bevölkerung des Reiches sich beträchtlich vermehrt und die Productionskraft des Landes zu einer Höhe gesteigert, wie sie nur die gesegnetsten Erdstriche kennen; es hat sich ein solches Gleichgewicht zwischen Ertrag und Verbrauch, Capital und Arbeit, zwischen dem Werthe der Erzeugnisse und der Tauschmittel herausgebildet, daß alle Bedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden und Niemand Mangel leidet. Dabei stehen die Japaner (einige Auswüchse abgerechnet, die wenigstens uns Europäern sonderbar erscheinen) auf einer höheren Stufe der Gesittung, als die meisten anderen Völker. Und diese Zustände haben sich unter einem Regierungssystem entwickelt, das an und für sich künstlich und im höchsten Grad unnatürlich und in seinen Grundsätzen verwerflich erscheint.

Japan hat fast dritthalb hundert Jahre lang die Ausländer ferngehalten und während dieser Zeit gewannen die Verhältnisse folgenden Charakter. Außer dem höchsten Range des Mikado und dem daraus hergeleiteten Privilegium der Titelverleihung gab es thatsächlich kein den Siogun beschränkendes Recht: sein Wille war das höchste Gesetz, denn die Hoheitsrechte der Großen sind nur nominell, so lange der Siogun die Kraft hat, den Organismus im Gange zu erhalten und zu handhaben. Die Daïmios regieren ihre Landschaften als absolute Souveraine, sind aber dem Siogun, der im Namen des Mikado herrscht, für Alles, was dort vorgeht, verantwortlich; er läßt sie durch seine Aufpasser bewachen und hat die Macht, sie zu bestrafen, zu vernichten. Ihr Recht der unumschränkten Gewalt über ihre Unterthanen ist anerkannt, allein über ihnen steht der Siogun, der sie, immer im Namen des Mikado, züchtigt und absetzt, wenn sie willkürlich oder

nicht nach seinem Willen handeln. Es ist im Grunde die uralte Verfassung: der Mikado ist, seinem göttlichen Rechte nach, unumschränkter Herr aller Japaner; die Daïmios regieren als erbliche Statthalter in seinem Namen mit absoluter Gewalt so lange es ihm gefällt; das Recht des Mikado wird in seinem Namen von den Siogun's ausgeübt, welche ihn seinerseits in engen Schranken halten. Die Stellung des Mikado ist uralt; die Beschränkung der Großen hat der Siogun Iyeyas zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts in ein System gebracht, das seinen Nachfolgern die absolute Gewalt sicherte. Die japanische Regierungsform ist also von Grund aus und durch und durch despotisch. Nur wenn schwache Herrscher auf dem Throne saßen, haben in früheren Jahrhunderten die Großen das Joch abgeschüttelt und die despotische Oberherrschaft der Siogun's, Regenten, bekämpft; aber jedesmal machte sich die alte Regierungsform einer absolut herrschenden Centralgewalt nach kurzer Unterbrechung wieder geltend. Das älteste, allgemein anerkannte Recht ist jenes des Mikado, und an dieses haben sich zu allen Zeiten die gegen den Siogun rebellirenden Großen gelehnt, um den Schein der Legalität für sich zu haben. (Etwas Aehnliches ist auch in der allerneuesten Zeit wieder vorgegangen.)

Der Mikado, der geistliche Kaiser, steht als Göttersprößling mit seinem gesammten Hofstaat über allen Sterblichen. Die gemeinsame Benennung für diese Bevorzugten ist Kuge, alle anderen Japaner heißen Geze. Diese letzteren zerfallen in den Adel und das Volk, und diese beiden sind durch fast unübersteigliche Schranken von einander geschieden. Die Adeligen heißen Samraï, Krieger; sie führen, etwas mythologisch, ihren Ursprung auf die Leibwache des Dsin mu zurück; damit nehmen sie ihren Antheil von der göttlichen Abstammung in Anspruch und auf diese gründen sie die Rechte ihrer Stellung. Als Spitzen dieses Adels stehen der Siogun oder Taikun, der weltliche Kaiser, und die Daïmios da, als Grundherren des ganzen Landes. Der Siogun ist nur der reichste und mächtigste Daïmio, welcher im Namen des Mikado alle übrigen beherrscht. Von den achtundsechszig Landschaften, in welche Japan, mit Einschluß von Iki und Tsu sima, getheilt ist, gehören ihm fünf, alle übrigen dem Lehnsadel. Die Anzahl der Herrschaften soll über sechshundert betragen. Es scheint, als ob nur die Besitzer der größeren reichsunmittelbare Fürsten seien.

Alle Daïmios sind verpflichtet, nach Maßgabe ihrer Einkünfte Soldaten zu unterhalten; auch der Siogun hat sein besonderes Heer. Jedes Mitglied der Adelsclasse, jeder „Zweischwertige", ist Soldat, wird mit einem bestimmten Rang in der Armee geboren, muß das Waffenhandwerk lernen und als Jüngling schon seinem Lehnsherrn den Eid der Treue leisten; von dem Augenblick an erhält er von demselben einen gewissen Sold ausgezahlt, der zumeist in Reis besteht — den Namen Daïmio führen die vornehmeren unter den Lehnsfürsten, der minderbegüterte, vielleicht auch der neuere Adel wird als Siomio bezeichnet.

Die übrigen Samrai sind Vasallen und Trabanten des Siogun und der Daïmios. Der Adel ist eine Art von Kriegerkaste, zu welcher alle Beamten, die kaiserlichen wie die fürstlichen, die Gelehrten, ein Theil der Aerzte und die Priester mehrer Secten gehören; es giebt aber in dieser Classe sehr viele Abstufungen. Aber alle jene Familien haben einen angestammten militärischen Rang, der sich durch das dem Einzelnen übertragene Amt nicht ändert, dieses letztere gilt als etwas Zufälliges und scheint weder zu erhöhen noch zu erniedrigen; nur der militärische Geburtsrang hat Geltung. Ein gemeinsames Band umschlingt alle Samrai und sondert sie vom Volk ab, aus welchem nur selten Einzelne in den Adelstand erhoben werden. Diese Scheidung vom Volk ist uralt und die Kluft so groß, daß der wohlhabendste Kaufmann nur auf den Knien liegend mit einem Samrai redet. Ein solcher kann niemals zum Volk herabsteigen, sich nicht durch ein Handwerk oder durch Handel nähren, denn seine Geburt hat ihm bestimmte Verpflichtungen auferlegt. Wenn er sich wegen schlechter Führung aus dem Dienste gestoßen sieht, bleibt ihm gar kein ehrlicher Erwerb. Solche Verstoßene bilden die Classe der Lonine, Geächteten, Rechtlosen und unter diesen giebt es viele gefährliche Menschen. Doch bedeutet der Ausdruck Lonin, d. h. Mann ohne Amt, an und für sich nichts Beschimpfendes; man bezeichnet damit auch Solche, die auf den Schutz der Gesetze verzichten, und, um den Pflichten der Ehre, Loyalität oder Freundschaft zu genügen, blutige Rachehandlungen verüben. Der Adel unterscheidet sich äußerlich vom Volke durch eine gewisse faltenreiche Beinbekleidung und

durch zwei Schwerter, die im Gürtel getragen werden. Das einzige Vorrecht der Lehnsfürsten und hohen Staatsbeamten, überhaupt also Aller, welche den Titel Kami führen, in der täglichen Kleidung ist ein feines weißes Untergewand von Linnen, das dem Körper zunächst getragen und nur in einem schmalen Streifen am Halse sichtbar wird.

Auch im Volke giebt es mancherlei Abstufungen. Der Ackerbauer darf ein Schwert tragen, die Kaufleute nicht. Aber manche von ihnen lassen sich, da alle Diener eines Samrai das Recht auf ein Schwert haben, als Trabanten eines solchen Adeligen einschreiben, und zahlen beträchtliche Summen, um dieses Vorrecht zu erwerben. Aber im gewöhnlichen Leben tragen weder sie noch die Landleute ein Schwert; der Samrai dagegen legt auf der Straße seine beiden Schwerter niemals ab, und im Hause nur das größere, zweihändige. Die Form der Klinge ist für jeden Stand genau vorgeschrieben. Manche reicheren Kaufleute erhandeln sich das Recht, ein Schwert zu tragen, vom Siogun; sie beziehen dann als dessen Diener ein geringes Jahrgehalt, übernehmen aber die Verpflichtung, Geld vorzuschießen; sie sind die Hofbanquiers.

Ueber die Einrichtungen der Staatsverwaltung sind wir immer noch nicht völlig im Klaren. Als höchster Beamter steht der Regent da; sein Amt tritt aber nur in Kraft, sobald ein unmündiger Siogun den Thron inne hat. Aber auch abgesehen von seinem Verhältniß zum Mikado ist der Siogun nicht absoluter Herr. Seine frühere unbegrenzte Macht hat sich allmälig verringert, so daß er gegenwärtig recht wohl mit einem constitutionellen Fürsten zu vergleichen ist, in dessen Namen Gesetze und Beschlüsse ausgefertigt werden, der zwar das Recht hat, neue Gesetze anzuerkennen oder abzulehnen, aber nicht selbständig zu erlassen. Die oberste Gewalt liegt in den Händen des Reichsrathes, Gorobiu (Gorodschio). Gewöhnlich bedarf Alles, was der Rath anordnet, der Genehmigung des Siogun, um Gesetzeskraft zu erhalten; aber bei Angelegenheiten, die unverzüglich erledigt werden müssen, wird diese Sanction nicht immer vorher eingeholt, sondern die Befehle gehen häufig direct vom Gorobiu aus und werden nachher vom Fürsten bestätigt. Die Politik dieses Reichsraths ist für die Europäer von der größten Wichtigkeit: sind die Mitglieder des Cabinets für den Handel mit dem Auslande, dann florirt der auswärtige Handel; im entgegengesetzten Falle werden hundert Schwierigkeiten ausgedacht, um diesen Handel zu hemmen.

Außerdem giebts noch einen Staatsrath, Kokusi (die Europäer sagen gewöhnlich Gokchis). Derselbe besteht aus achtzehn Lehnsfürsten (Daïmios), die den ältesten Geschlechtern angehören. Sein Amt ist, alle neuen Gesetze zu prüfen und vor Allem darauf zu sehen, daß das alte Grundgesetz Japans nicht verletzt werde. Man muß sie als Vertreter des Mikado und seiner Rechte ansehen. Wenn es belangreiche Veränderung der uralten Zustände des Reichs betrifft, dann haben sie selbst das Recht, alle Daïmios zu einer Generalversammlung zusammenzurufen, in welcher sie den Vorsitz führen. Eine solche außerordentliche Versammlung fand 1853 statt, als der Commodore Perry unerwartet mit dem nordamerikanischen Geschwader in den japanischen Gewässern erschien und energisch verlangte, die Japaner sollten ihr altes System der Abschließung aufgeben. Die Mitglieder des Kokusi sind in ihren Provinzen beinahe ganz unabhängig; viele dulden nicht einmal, daß ein kaiserlicher Beamter sich in ihrem Gebiete aufhalte, wenigstens nicht officiell. Der Fürst von Satsuma hat sogar die Gewohnheit, Abgesandte des Hofes von Jeddo, die ohne seine Erlaubniß zu ihm geschickt werden, einfach wieder über die Grenze zu spediren. Außer den allgemeingültigen Reichsgesetzen geben sie noch besondere Verordnungen, die nur in ihrer Provinz gültig sind. So hat der Fürst von Satsuma strenge Verbote gegen den Luxus erlassen und verlangt, daß sich jeder ohne Ausnahme impfen lasse.

An der Spitze der verschiedenen Verwaltungszweige stehen die Bunyos, welche meist den höchsten Familien des Hofadels angehören; viele derselben führen den Titel Kami. Alle hohen Staatsbeamten, Gesandten, Generale, Unterstaatssecretäre, Regierungspräsidenten, Steuerdirectoren u. s. w. heißen Bunyos. Von den Bunyos ist die große Schaar der Ober- und Unterbeamten oder Yakunins abhängig, für deren ganzes Benehmen und Verfahren sie verantwortlich sind. Jeder kaiserliche Statthalter nimmt seine Unterbeamten mit sich in die Provinz und zurück mit in die Hauptstadt. Unbedingter Gehorsam gegen den Vorgesetzten ist

die unverbrüchliche Regel; jede Abweichung davon gilt für ehrlos.

Um aber darauf zu sehen, daß der Dienst überall dem Gesetz gemäß geschehe, besteht noch eine besondere Beamtenclasse, die Ometske, d. h. Aufseher. Es sind die Obercontroleure in allen Verwaltungsangelegenheiten. Ihr Dienst ist öffentlich und officiell; es ist demnach ganz falsch, sie den Spionen gleich zu setzen und, wie's wohl geschehen ist, Ometske kurzweg mit Spion zu übersetzen. Das Gesetz verlangt keineswegs von ihnen die Spionage, vielmehr haben sie in vielen Fällen das Recht, auf ihre Verantwortung hin Abweichungen vom Gesetze zuzulassen, und in solchen Fällen, wo das Gesetz Nichts bestimmt, Beschlüsse zu fassen. Dann müssen sie aber darüber nach Jeddo berichten und Genehmigung einholen. Folgendes Beispiel mag zur Erläuterung dienen. Als im Jahre 1855 die Navigationsschule in Nagasaki (spr. Nangasaki) errichtet wurde, versah der Ometske Nagai Genba no Kami die Stelle eines Directors an der Anstalt und zugleich den Posten eines Obercontroleurs beim Gouverneur der Stadt. Das geschah hauptsächlich, weil das japanische Gesetz Nichts für den Fall enthält, daß Japaner von Europäern unterrichtet werden. Nun war Nagai berechtigt, auf seine Verantwortung hin Alles zu regeln und zu bewilligen, was sich auf die Schule bezog. Dadurch wurde natürlich viel Zeit gewonnen, denn sonst hätte man um jede Kleinigkeit erst nach Jeddo schreiben und von der Regierung Bescheid holen müssen. Nur in ganz seltenen Fällen fragte der Ometske in der Residenz an.

Die Gemeindebehörden sind den kaiserlichen Statthaltern verantwortlich. Städte und Flecken sind in Straßen abgetheilt, deren jede etwa hundert Häuser umfaßt; sie können durch Thore von den benachbarten Straßen abgeschlossen werden. Jeder Hausvater hat für seine eigene Familie und für die fünf ihm zunächst wohnenden Familien einzustehen. Der Ottona, Gassenmeister, hat zwei Gehilfen, die Kasira, er ist für seine Straße dem Viertelsmeister verantwortlich und dieser seinerseits dem Bürgermeister, dieser dem kaiserlichen oder fürstlichen Beamten, und ein Generalaufpasser hat die Obliegenheit, von Allem, was vorgeht, zuerst unterrichtet zu sein und den Behörden Anzeige zu machen. Am Ende jeder Straße steht ein Wachthaus, wo die Kasira und der Reihe nach die Hausväter die Wache beziehen, Nachts Umgänge halten, durch Zusammenschlagen zweier Hölzer die Stunden anzeigen und von Hochwarten aus nach Feuersbrünsten spähen, welche dann durch Glockenklang verkündigt werden. Bei Unruhen, Brand oder Straßentumult hat jede Familie einen Mann Wache zu stellen und dann befehligt der Ottona. Dieser führt auch die Listen über Geburten, Heirathen und Sterbefälle und verwaltet das Gassenvermögen, an welchem alle Hausväter Antheil haben. Niemand kann ein Haus erwerben ohne Zustimmung des Ottona und der Nachbarn, welche für ihn mit verantwortlich werden. Grund und Boden scheinen überall dem Siogun oder den Lehnsfürsten zu gehören; der Grundzins ist in manchen Gegenden hoch und verändert sich jährlich nach dem jedesmaligen Ertrage, er scheint aber auch die einzige Steuer zu sein. Die Justiz ist mit der Verwaltung verbunden; kleine Händel werden von den Gemeindebeamten geschlichtet, alle Sachen von Belang kommen vor die Regierungsbehörden; Processe giebt es nicht und das Amt der Advocaten ist unbekannt.

Die gewöhnlichen Strafen sind Hinrichtung, Verbannung, Gefängniß. Todesstrafe ist schon auf Diebstähle von geringem Belang gesetzt und wird gewöhnlich durch das Schwert vollzogen; schwere Verbrechen werden mit Kreuzigung und anderen martervollen Todesarten bestraft. Die Hinrichtung durch Henkershand ist auch für die Familie des Verbrechers entehrend; seine Nachkommen werden unfähig, in die durch Geburt ererbten Rechte einzutreten. Es ist daher eine Gnade des Siogun, wenn er Leuten von Stande, die das Leben verwirkt haben, das Harakiru, Bauchaufschlitzen, befiehlt; dann bleiben ihre Verwandten und Nachkommen in Ehren. Gewöhnlich kommen in solchen Fällen die Schuldigen der Strafe durch freiwillige Selbstentleibung zuvor. Das gemeine Volk scheint keinen Antheil an dieser Wohlthat zu haben.

Wohlstand und Gesittung haben sich unter den oben geschilderten Verhältnissen bedeutend gehoben, der Charakter der Japaner ist gegen früher nicht verändert, aber ihre Sitten sind in Folge mehrhundertjährigen Friedens milder, ihre Anschauungen freier und menschlicher geworden. Das System, welches der erste Siogun gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts

einführte, war, gegen die frühere Verwilderung gehalten, eine große Verbesserung. Die zügellose Willkür der Lehnsfürsten machte einem strengen, despotischen aber wohlgeordneten und einigen Regimente Platz, während die Allmacht des Siogun durch die Verhältnisse beschränkt wurde; sie war ja nicht vollkommen legal und der uralte Mikadothron auf keine Weise zu beseitigen. Auch heute noch wird kein Japaner zugeben, daß der Siogun, obgleich absoluter Herr, der erste Mann des Reiches sei. Er bedurfte stets, um die Großen zu zügeln, der Gunst und Zustimmung des Volkes, welche er nur durch ein weises und gerechtes, den Bedürfnissen des Landes angemessenes Regiment für sich gewinnen konnte. Das Regierungssystem ist durch und durch despotisch, aber die verschiedenen Factoren halten einander dermaßen das Gleichgewicht, daß Gerechtigkeit geübt werden mußte und das Volk sich wohl befand. Diese äußere Nothwendigkeit hat aber auch ein inneres Bedürfniß hervorgerufen und man kann wohl behaupten, daß unter den gebildeten Classen gute und ehrenhafte Gesinnungen allgemein und vorwiegend sind. Die Ehre ist das leitende Princip der höheren Stände, legt die höchsten Verpflichtungen auf, gilt als Attribut der edeln Geburt und ist Quelle aller hohen Tugenden. Der Begriff der Ehre ist in Japan bis zum Extrem ausgebildet und dadurch auch zum Ursprung vieles Bösen geworden, denn jeder Flecken daran muß mit Blut getilgt werden. Daher die vielen Morde und Selbstentleibungen unter den höheren Classen.

Leitstern und gleichsam Religion des Volkes ist die ungemessene Ehrfurcht vor seinen Gebietern; dies ist die Quelle seiner guten Gefühle und die Grundlage seines Wohlbefindens. Das Verhältniß ist ein patriarchalisches. Von jeher war der Japaner gewohnt, sich regieren zu lassen; er hat wohl niemals den Gedanken gefaßt, an der Herrschaft Antheil zu nehmen. Das Bedürfniß nach Freiheit würde sowohl bei stärkerem Drucke als bei ungehemmter Entwickelung rasch aufkeimen; aber die Siogune haben es verstanden, dem Volk ein ruhiges, friedliches Leben zu bereiten und zugleich seiner neuen Entwickelung bestimmte Grenzen zu setzen. Nach Heldentugenden würde man unter dem Volke vergeblich fragen, aber an Bürgertugenden ist es reich. Die Regierung übt die strengste Aufsicht und leidet keinen Uebergriff.

Man könnte glauben, daß in Folge der unausgesetzten Beaufsichtigung das Volk gedrückt und argwöhnisch wäre, aber ganz das Gegentheil ist der Fall; man findet es heiter, aufgeweckt und offen. Kein Vergehen bleibt verborgen, aber der Redliche hat Nichts zu befürchten. Die Strenge der Strafe und die allgemeine Mitverantwortlichkeit machen die Tugend zunächst zur nothwendigen Gewohnheit; das gute Gewissen erzeugt einen heiteren Sinn und auch das von der Obrigkeit anbefohlene Beharren bei den alten, einfachen, mäßigen Gewohnheiten trägt wesentlich dazu bei, die Japaner lebensfroh, zufrieden und frisch zu erhalten. Ihr Verkehr unter einander und vor Allem das Familienleben ist so erfreulich, wie man es nur bei den gebildeten europäischen Völkern findet. Sie zeichnen sich aus durch Höflichkeit und Freundlichkeit gegen die Ihrigen sowohl als gegen Fremde, durch ein anständiges, gleichmäßiges Benehmen, durch Frohsinn, Herzlichkeit und gute Laune; schlechte Manieren, Rohheit und Zänkerei bemerkt man selten. Die Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande sind freundlich und unbefangen, die Männer begegnen ihnen zart und ehrerbietig, vor Allem aber ist die Behandlung der Kinder auf das Aeußerste sorgsam und liebevoll. Freunde und Nachbarn leben wie bei uns in geselligem Verkehr mit einander; man ladet einander ein, macht Landpartien und ergötzt sich in unbefangener Unterhaltung. Die größte Lust des japanischen Bürgers ist, den schönen Festtag mit Frau und Kind und guten Freunden in der freien Natur zuzubringen; man besucht die Todtenäcker, Kami-Höfe und schöngelegenen Theehäuser; die älteren ergehen sich in heiteren Gesprächen, die jüngeren spielen gesellige Spiele, angeln oder schießen mit kleinen Bogen nach der Scheibe, beides Vergnügungen, denen auch die weibliche Jugend sehr hold ist. Man dürfte bei anderen asiatischen Völkern vergebens nach solcher Lebenslust und Genußfähigkeit suchen, denn China ist heute eine Ruine. Man kann mit Recht behaupten, in ganz Asien verstehen die Japaner allein den Werth und Genuß eines Spazierganges zu schätzen. Während andere Asiaten nach nothdürftig gethaner Arbeit stundenlang schläfrig auf ihren Fersen hocken, rauchend, Betel kauend oder in völliger Apathie in die Luft starrend, ist die Erholung der Japaner immer eine thätige.

Der Unterricht der Jugend im Lesen und

Schreiben, in der vaterländischen Geschichte und in der Moralphilosophie wird sehr eifrig betrieben und es giebt Bildungsanstalten der verschiedensten Grade. Die Schreibekunst ist auch unter den niederen Ständen allgemein verbreitet und das Lesen bildet eine Hauptbeschäftigung aller Classen. In allen Straßen findet man Buchläden, in denen nicht nur japanische und chinesische Schriften, sondern auch Uebersetzungen europäischer Werke über Länder- und Völkerkunde, Astronomie und fast alle Zweige der Naturwissenschaften, über Medicin, Waffenkunde, Taktik u. s. w. zu haben sind. Die Bücher sind so unglaublich wohlfeil, daß man einen sehr starken Verbrauch annehmen muß.

Wenn die Japaner den Fremden gegenüber mißtrauisch geworden sind, so tragen diese selbst den größten Theil der Schuld.

Mit einem Worte: Die Japaner sind ein höchst respectables Culturvolk, in hohem Grad intelligent, thätig, energisch und arbeitsam. Ueberall im Lande sieht man Leben und Bewegung, auf den Straßen, den Feldern, in den Werkstätten herrscht unermüdliche Rührigkeit. Japan ist wie ein Garten, jedes Fleckchen urbar gemacht und der Anbau zieht sich bis hoch auf die Gebirge. An Körper und Anzug sind alle Japaner auf das Aeußerste reinlich, dabei in Folge des täglichen Badens, der unablässigen Bewegung in frischer Luft und vielfacher körperlicher Uebungen in hohem Grad abgehärtet, kräftig und gewandt. Sie sind ein gesundes und glückliches Volk, das der Fremden sehr wohl hätte entbehren können.

[202 b. 277]

2. Bilder aus Japan.

(Reinhold Werner.)

I. Die Tracht der Japaner.

Die Tracht der Japaner ist sehr einfach. Die der Männer besteht aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rocke, der sich von unseren Schlafröcken nur durch kürzere, bis an die Elnbogen reichende Aermel unterscheidet. Dieser wird vorn über einander geschlagen und mit einer Schnur zusammengehalten. Er ist je nach der Lebenslage des Besitzers von Baumwolle oder Seide und fast immer dunkel und einfarbig oder ganz fein carrirt. Ebenso wird er der Jahreszeit angemessen leichter oder dicker wattirt getragen. Die Beinkleider sind beim niederen Volke gesetzmäßig eng anschließend und stets von Baumwolle, bei dem Adel und allen Beamten von Seide und weit. Ueber dem Rocke wird von den Wohlhabenden stets eine auf die Hüften fallende Jacke getragen, deren sehr weite Aermel mit Taschen versehen sind, in denen die kleinen Bedürfnisse, wie Papier zu Taschentüchern u. s. w., aufbewahrt werden. Hemden sind unbekannt. Die Füße stecken in baumwollenen weißen Strümpfen, über die jedoch das Beinkleid bis auf den Knöchel fällt. Diese Strümpfe haben eine besondere Abtheilung für die große Zehe, um zwischen dieser und den übrigen Zehen den Bügel der Strohsandalen festzuhalten, die unveränderlich von Jung und Alt, Reich und Arm, Adel und Volk, Kaiser und Bettler getragen werden. Sie sind äußerst kunstlos und billig und werden unterwegs ohne Weiteres weggeworfen und durch neue ersetzt, die man für einen Groschen in verschiedenen Läden jeder Straße kaufen kann. Bei schmutzigem Wetter werden statt der Sandalen Holzgaloschen getragen. Diese sind ebenso einfach, bestehen aus einem horizontalen Fußbret und zwei daruntergenagelten, perpendiculären Bretchen von drei bis vier Zoll Höhe. Es gehört nicht wenig Geschicklichkeit dazu, auf diesen hohen Dingern zu gehen, immer aber bleiben sie unsicher, und man muß stets balanciren, was der Figur ein groteskes Aussehen giebt.

Die Japaner tragen ebenfalls einen Zopf, aber dieser ist von dem chinesischen sehr verschieden. Sie scheren nur den Vorderkopf bis an den Scheitel, während sie das übrige Haar lang wachsen lassen. Dieses wird von hinten nach dem Scheitel gekämmt und, zu einem

Zöpfchen von der Form und Größe eines Fingers gebunden, mit Pommade sehr glatt gemacht und nach vorn übergelegt. Hüte werden im Allgemeinen nur bei officiellen Gelegenheiten getragen, und dann sind sie wie die chinesischen von Bambusgeflecht und conischer Form.

Die Kleidung der japanischen Frauen unterscheidet sich wenig von der der Männer. Ihr Hauptbekleidungsstück ist der erwähnte Schlafrock aus Seide oder Baumwollenzeug und wattirt. Er wird über einander geschlagen und mit einem breiten Seidengürtel zusammengehalten. Um den Oberkörper ziemlich lose hängend, zieht man ihn unten straff um die Glieder, so daß die freie Bewegung der Füße gehemmt wird und die Schönen einen watschelnden Gang annehmen. Statt der Beinkleider tragen die Frauen einen Rock oder vielmehr ein dünnes Tuch, das um den Unterkörper geschlagen wird und alle Unterröcke vertritt. Während die Männerröcke stets einfarbig und dunkel sind, gefallen sich Frauen und Mädchen in den lebhaftesten Farben und Mustern, in deren Auswahl sie großen Geschmack zeigen. Aermel und Kragen sind vielfach gestickt. Ebenso kostbar wie oft der Rock ist auch der über einen Fuß breit getragene Gürtel. Bei jedem jungen Mädchen wird die Schleife dieser Schärpe hinten, bei Frauen vorn getragen.

Die Natur hat alle Japanerinnen mit einem prachtvollen Haarschmuck beschenkt. Dies wird von ihnen auch dankend anerkannt, und der Aufputz des Kopfes bildet ein Studium und eine Kunst des schönen Geschlechtes. Mag eine Japanerin noch so arm, mit Lumpen bedeckt oder häßlich sein, begegne man ihr früh Morgens oder spät Abends, in den Straßen der Hauptstadt oder in der ärmlichsten einsamen Hütte am Bergabhange, stets wird sie ihr Haar sauber gekämmt, mit Blumen oder einem Stückchen Krepp verziert und zu jenem eigenthümlichen Knoten geschürzt haben, der ebenso hübsch als geeignet ist, die Schönheit und reiche Fülle des Haares auf das Vortheilhafteste zur Schau zu tragen.

Weder Männer noch Frauen machen sich das Haar selbst. Bei jenen besorgt es der Barbier, bei diesen entweder die Dienerin oder ein anderes weibliches Wesen. Da die Herstellung der Coiffüre jedoch stets eine Arbeit von mehreren Stunden ist, so wird sie nicht täglich erneuert, und um sie während der Nacht keinen Fährlichkeiten auszusetzen, hat man jene sonderbaren Kopfkissen erfunden, in denen nur der Nacken ruht.

Eine Unterscheidung in der Haartracht wie in China zwischen Frauen und Jungfrauen wird in Japan nicht gemacht. Die fünfjährige Enkelin trägt das Haar wie ihre Großmutter, die Gemahlin des Gouverneurs wie die Frau des Kuli, nur mit dem Unterschiede, daß die unendlich vielen Spangen, Nadeln, künstlichen Blumen u. s. w., von welchen das Haar starrt, dort von Gold, Silber und Schildpatt, hier von Rauschgold, Zinn und Knochen gefertigt sind.

Eine Kopfbedeckung haben die Japanerinnen nie; sie würde die zarte Structur des Haarschmucks bedrohen. Bei der Trauer sollen die Frauen von Kopf bis zu Fuß in grobe Leinwand gehüllt, überdies der Kopf auch mit einer Mütze bedeckt sein; diese wird jedoch nur ganz lose aufgelegt.

Die verheiratheten Frauen erkennt man an zwei Merkmalen, durch welche sie sich nach der Hochzeit auszeichnen und entstellen: sie rasiren die Augenbrauen ab und färben ihre Zähne schwarz. Das Färben der Zähne mag vielleicht in früheren Zeiten, als die Japaner noch mit anderen Ländern verkehrten, aus dem indischen Archipel überkommen sein, jedoch ist es wahrscheinlicher, daß es ebenso wie das Rasiren der Augenbrauen nur vorgenommen wird, um zu entstellen.

In Japan hat jeder Vorgesetzte das Recht, sich die Frau seines Untergebenen zu nehmen, wenn sie ihm gefällt. Um diesem Gefallen vorzubeugen, haben die armen Männer jene Moden erfunden. Einen Vorzug behalten die Japanerinnen aber doch vor den malayischen Weibern, sie kauen keinen Betel, und da lassen sich die schwarzen Zähne schon eher ertragen. Dagegen sind sie aber wie ihre Männer leidenschaftliche Raucher. Doch die eleganten Miniaturpfeifen mit Metallspitzen und Köpfen, nicht größer als der Nagel am kleinen Finger, haben nichts Widerliches. Die Tabakstasche von gepreßtem leberartigen Papier und das Futteral aus gleichem Stoff sind zierlich und elegant, wie die Pfeife selbst, und das Rauchen wird auch gerade nicht übertrieben. Zwei, drei Pfeifen und aus jeder nur zwei, drei Züge, damit ist dem Drange Genüge geschehen. Die Pfeife wird sorgfältig in ihren Behälter zurückgebracht und dieser an

einen ebenso fein als bizarr geschnitzten Knopf aus Elfenbein oder hartem Holz an den Gürtel gehängt oder bis auf Weiteres in diesen selbst gesteckt.

Ich glaube, es giebt kein Land in der Welt, wo sich die Frauen und Mädchen nicht schminken oder bemalen, und Japan macht keine Ausnahme. Bei uns trägt man gewöhnlich roth auf; in den tropischen Colonien ist Blässe anständig, und die Europäerinnen und Halbblutdamen schminken sich da weiß. Die Chinesinnen malen ihre Lippen roth, die Japanerinnen dagegen schminken ihr ganzes Gesicht, Hals und Nacken bis über die Schulter weiß und die Backen und Lippen roth. Von weitem macht das einen sehr guten Effect, in der Nähe ist es oft störend, weil die Farben gewöhnlich zu stark aufgetragen werden. Ein außergewöhnlicher Schmuck bei jungen Mädchen ist noch das Vergolden der Lippen, nach japanischen Begriffen wahrscheinlich bezaubernd, nach unseren häßlich und entstellend. Da läßt man sich noch eher die goldenen Zähne gefallen, die malaiische Stutzer sich einsetzen. [314]

II. Häuserbau in Japan.

(Reinhold Werner.)

Als ich zum ersten Mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf, und wie schon in Nagasaki, lehrte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japaner und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Jeddo ist nach einem bestimmten Plane angelegt und hat fast nur gerade, sich in gewissen Zwischenräumen und rechtwinklig durchschneidende Straßen. Was an den letzteren, namentlich wenn man von China kommt, frappirt, ist ihre Breite und die in ihnen herrschende Reinlichkeit. Sie sind 30—40 Fuß breit, in der Mitte 8 bis 10 Fuß mit Fliesen, zu beiden Seiten mit Trottoirs belegt und werden täglich zwei- bis dreimal von den Hausbesitzern gefegt. Das findet man in keiner asiatischen, ja nicht einmal in einer europäischen Stadt, und dieser Umstand allein schon läßt auf eine vorgeschrittene Culturstufe des Volkes und auf eine für das Wohl ihrer Unterthanen bedachte Regierung schließen.

Die Häuser befinden sich in vollständiger Harmonie mit den Straßen, d. h. sie sind geräumig, luftig, außen und innen höchst sauber und nett. Fast alle sind, wie schon erwähnt, einstöckig, genau nach demselben Modell aufgeführt und auch ziemlich von gleicher Größe. Ihre Form ist äußerlich die unserer Schweizerhäuschen mit weit überragendem und bisweilen durch Säulen gestütztem Dache. Der circa 2—3 Fuß über der Erde gelegene Fußboden ist über die Seitenwände hinausgeführt, sodaß dadurch eine 6—8 Fuß breite Veranda entsteht, die, durch das Dach gegen Sonne und Regen geschützt, einen höchst angenehmen und kühlenden Aufenthalt abgiebt. Die Curven- und Zeltform des Daches, wie sie in China allgemein ist, fehlt bei japanischen Gebäuden gänzlich; Alles ist hier geradlinig, und nur in den Tempeln der aus China früher eingewanderten Buddhisten hat sich der chinesische Baustil unverändert erhalten. Die Gebäude sind ungemein leicht construirt, aber mit einem verhältnißmäßig schweren Dache versehen. Ein Fachwerk von kaum dreizölligen Planken wird mit Bambus durchflochten und dieser mit Lehm oder Schlamm, der mit Pferdedünger durchknetet ist, beworfen, außen mit Muschelkalk geglättet und geweißt, und innen, nach derselben Procedur, mit Tapeten vom reizendsten Muster überzogen. Eine solche Wand hat daher kaum drei Zoll Dicke, ist aber ungemein zäh und elastisch, was ich öfters bei Abbruch eines Hauses bewundert habe. Die Balken, welche das Dach tragen, sind dagegen sehr schwer und letzteres bei allen besseren Häusern mit starken halbcylinderförmigen Dachziegeln gedeckt, deren Gewicht das des ganzen Unterhauses bei weitem übersteigt. Der Grund dieser sonderbaren Bauart sind die Erdbeben, von denen Jeddo und die mittleren Gegenden Japans so häufig heimgesucht werden. Das

schwere Dach soll die leichten elastischen Wände durch sein Gewicht vor dem Zusammenbrechen bei heftigen Erdstößen schützen. Die ärmlicheren Wohnungen sind mit Holzschindeln gedeckt und diese häufig durch Steine beschwert. Feste Abtheilungen im Inneren der Häuser giebt es nicht; alle Zwischenwände sind beweglich, können ebenso leicht hingesetzt als fortgenommen werden und bestehen aus leichtem hölzernen Gitterwerk, das mit dem transparenten und starken Papier überzogen ist, welches die Japanesen aus dem Bast eines Maulbeerbaums bereiten, und das überall die Stelle des dort unbekannten Fensterglases vertritt. Diese gegitterten Rahmen laufen zwischen Leisten auf Porzellanrollen, und man kann mit ihrer Hülfe ebenso schnell Zimmer schaffen, als das ganze Haus durch ihr Zurückschieben in einen einzigen Raum verwandeln. Vorder- und Hinterfronte haben eben solche Papiergitter als Fenster, die nach dem Zustande des Wetters geöffnet oder geschlossen und Nachts durch hölzerne Schiebläden ersetzt werden. Diese Vorrichtungen erlauben dem Zuge und der frischen Luft stets freien Zugang zu allen Theilen des Gebäudes, ein Umstand, der nur vortheilhaft für die Gesundheit der Bewohner sein kann, bei uns jedoch wegen des strengeren Klimas nicht wohl zur Anwendung kommen könnte. Zugleich gestattet diese Einrichtung aber auch dem Vorübergehenden, das ganze Haus mit einem Blicke zu übersehen, und bei der Ungenirtheit der Japanesen, die dem Europäer anfangs sehr befremdend erscheint, wird man oft Augenzeuge von Familienscenen, die man bei uns weniger öffentlich zu behandeln geneigt ist, wie Toilette machen, Baden u. s. w. Der Fußboden eines jeden Hauses, er mag dem Reichsten oder Aermsten angehören, ist unveränderlich mit Binsenmatten bedeckt. Diese haben in ganz Japan genau dieselben Formen und Dimensionen; sie sind sechs Fuß lang, drei Fuß breit und zwei Zoll dick. Eine solche Matte heißt ein Kin, und alle Verhältnisse der Häuser sind nach diesen Kin fixirt. Will ein Japaner ein Haus bauen, so bestellt er beim Baumeister nur so und so viel Kin. Wünscht er eins von 30 Matten, so nimmt es einen Flächenraum von 30 × 6 × 3 = 540 Quadratfuß ein und demgemäß erhält das Gebäude so und so viel Stuben, wird so und so viel Matten breit, lang und hoch nach einer bestimmten und von der Regierung vorgeschriebenen Regel. Das Flechtwerk dieser Matten ist sehr sauber, fein und weiß, und die Japaner suchen es sorgsam zu erhalten. Sie werden die Matten nicht anders als in Strümpfen betreten; ihre Sandalen legen sie regelmäßig auf der Veranda ab, und will man als Fremder gut empfangen sein, so muß man sich hüten, in das Innere eines Hauses mit schmutzigen Stiefeln zu treten. Mobiliar und Hausgeräth existirt in den Wohnungen fast gar nicht. Es giebt weder Tische noch Stühle, noch Schränke oder Bettstellen, gerade im Gegensatz zu den Chinesen, die dies Alles in großer Anzahl besitzen. Der Japaner sitzt, ißt und schläft auf seinen Matten. Das Eßgeschirr ist aus Holz gefertigt und mit dem berühmten Lack überzogen, der weder durch Hitze noch durch Kälte leidet. Die Gefäße sind viereckig oder rund und so construirt, daß sie alle in einander passen und dadurch ein Minimum von Platz einnehmen, wenn sie fortgestellt werden. Die Betten bestehen lediglich aus Baumwollenmatratzen zum Zudecken und aus Kopfkissen, die uns ebenso originell und unbequem erscheinen wie die Porzellankopfkissen der Chinesen. Als wir anfänglich diese sonderbaren Dinger in den Läden sahen, wußten wir gar nicht, was wir aus ihnen machen sollten. Man nehme einen hölzernen Stereoskopenkasten und denke sich oben einen halbkreisförmigen Ausschnitt, sehr dünn und hart gepolstert, so hat man ein japanisches Kopfkissen, das bei uns gewiß sehr wenig Liebhaber finden würde. Die Familie wohnt, ißt und schläft in dem hinteren Theile des Hauses. Vorn befindet sich gewöhnlich das Empfangszimmer oder bei Kaufleuten der Laden, den man von der Seite durch eine Thür betritt, die ebenfalls unverändert die Kinform hat, d. h. sechs Fuß hoch und drei Fuß breit ist. Schornsteine giebt es nicht; der Rauch muß seinen Weg anderweitig finden, was ihm übrigens wegen der Bauart nicht schwer fällt. In besseren Häusern befindet sich jedoch gewöhnlich die Küche in einem eigenen Hinterhause, während sie in den gewöhnlicheren einen Theil des Wohnzimmers einnimmt. Trotz Eis, Schnee und der oft empfindlichen Kälte giebt es in Japan weder Oefen noch Kamine, was wir während des viermonatlichen Winters bitter empfunden haben. Die ihre Stelle vertretenden Kohlenbecken erschienen uns nur als eine sehr unzureichende Aushülfe bei den dünnen Papierwänden, wenn ein Nordsturm sie schüttelte und pfeifend durch alle Spalten der mangelhaft schließenden Thüren und Fenster fuhr oder der Schnee einige Zoll

hoch auf den Straßen lag. Die Japaner klapperten zwar auch mit den Zähnen vor Frost, wußten sich indessen durch fünf bis sechs über einander gezogene dickwattirte Röcke besser dagegen zu schützen als wir. [314]

III. Das Hakariru.

(Reinhold Werner.)

Mit dem feinen Ehrgefühl der Japaner, wodurch dieselben sich vor allen Asiaten vortheilhaft auszeichnen, steht auch der so häufig vorkommende Selbstmord durch Bauchaufschlitzen im engsten Zusammenhange. Alle Militärpersonen, der Adel und sämmtliche Civilbeamte des Kaisers haben die Vergünstigung, sich der entehrenden öffentlichen Execution im Falle eines von ihnen begangenen Verbrechens durch Selbstmord zu entziehen, und zwar indem sie sich den Bauch aufschlitzen. Durch dieses Verfahren retten sie ihre Familie vor Schande und Confiscation der Güter, und der Sohn tritt in einem solchen Falle in die Aemter und Würden des Vaters. Sie dürfen diesen Act jedoch nicht eher vollziehen, als bis ihnen der betreffende Befehl vom Kaiser zukommt.

Da das Vergehen, infolge dessen sie gezwungen sind, auf so plötzliche Weise vom Schauplatze des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewußtes sein kann, insofern ein Beamter durch irgend einen an und für sich schuldlosen Act sich die Ungnade des Kaisers zuziehen kann, so ist ein jeder derselben stets auf einen Befehl zum Bauchaufschlitzen vorbereitet. Außer seinem officiellen und dem Anzuge, welchen jeder Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verbunden ist, besitzt er noch einen dritten, in dem das Bauchaufschlitzen geschieht, und nie tritt er eine Reise an, ohne den letzteren mit sich zu führen. Derselbe besteht aus einem aus weißer Hanfleinwand gefertigten Rocke und dergleichen Beinkleidern ohne das Wappenschild, welches sonst jeder auf den Röcken und Jacken gedruckt und gestickt trägt, und das anzeigt, wessen Unterthan oder Vasall der Betreffende ist.

Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen, ladet der Betreffende seine vertrauten Freunde zu dem für die Execution bestimmten Tage ein und bewirthet sie mit Saki (Reisbranntwein). Nachdem sie eine Zeitlang beisammen gesessen, nimmt er von ihnen Abschied und läßt sich das Todesurtheil noch einmal vorlesen. Alsdann hält er noch eine Rede, beugt seinen Kopf zur Erde, zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Bauch auf. Dies letztere ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweise die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab.

Außer als Strafe für ein wirkliches oder dafür erklärtes Verbrechen ist das Bauchaufschlitzen in Japan auch als Ehrenreparation sehr gewöhnlich, und man könnte es in diesem Falle ein einseitiges Duell mit tödtlichem Ausgange nennen. Wird z. B. ein Japaner beschimpft, oder glaubt er durch irgend Etwas seine Ehre verletzt, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich auf die erwähnte Weise umzubringen. Ein solcher Fall trug sich während unseres Aufenthaltes in Nagasaki zu. Ein junger europäischer Kaufmann hörte eines Nachts Geräusch an seinem Fensterladen; im Glauben, daß es Diebe verursachten, sprang er auf und trat mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet vor die Thür. Er sah drei augenscheinlich angetrunkene Jakonins, die mit ihren Säbeln gegen die Läden schlugen. Zwei liefen bei seinem Erscheinen fort, der dritte schimpfte und drang mit seinem Säbel auf den Kaufmann ein. Dieser schlug ihm mit seinem Stocke die Waffe aus der Hand, zerbrach sie und prügelte ihn tüchtig durch. Die Sache wurde bekannt, und der durch die Schläge beschimpfte Jakonin schnitt sich am anderen Tage den Bauch auf.

Einer der Commissare, welche mit Graf Eulenburg den preußischen Handels-Vertrag behandelten, Namens Hori-noribi-no-kami, ein feiner, liebenswürdiger Mann, unter dessen Leitung die Sachen zum baldigen Abschluß zu gedeihen versprachen, wurde plötzlich durch einen anderen ersetzt. Auf die Frage, wo er geblieben, hieß es, er sei an einem Blutsturz erkrankt und noch am selben Tage gestorben. Wahrscheinlich aber hatte er die Sache zu schnell betrieben und dadurch sich die Ungnade des Kaisers zugezogen, so daß er sich den Bauch aufschlitzen mußte.

Dr. Pompe ist der Ansicht, die Sitte des Bauchaufschneidens sei vielleicht dem Confucius entlehnt, welcher lehrte, es sei eine der edelsten Thaten, sich selbst das Leben zu nehmen, wenn man dasselbe durch Vergehen verwirkt habe.

[314]

IV. Japanische Industrie.

(Berg, Preuß. Exped. nach Ostasien.)

Das Colorit der japanischen Straßen ist einförmig; schwarzgraue Dächer, hie und da mit weißer Spitzenverzierung, feuerfeste Häuser von schwarzem oder weißem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nüancen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind wie die sie begleitenden Schiffszeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort baumelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den größeren Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele giebt, sahen wir in Jeddo nicht; man scheint sich nach alter guter Sitte seinen Rock beim Schneider zu bestellen. Die Samraï würden fertige in der That nicht brauchen können, da ihr Wappen oder das ihres Lehnsherrn vor dem Nähen in den Stoff eingefärbt werden muß. Der Schnitt ist übrigens so einfach, daß die meisten Kleidungsstücke wahrscheinlich im Hause von dem weiblichen Theil der Familie verfertigt werden; man sieht die Frauen und Mädchen vielfach mit Näharbeiten beschäftigt.

In den Fächerläden findet man dieses allerunentbehrlichste Geräth des Ost-Asiaten in unendlicher Mannigfaltigkeit, groß und klein, schwer und leicht, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, schwarz und buntfarbig, mit Goldsprenkeln, bedruckt und bemalt, von der saubersten Arbeit. — In anderen Läden werden Sonnen- und Regenschirme verkauft; ihr Gestell ist ebenfalls ganz von Bambus, der Ueberzug von geöltem Papier, bald weiß, bald blau oder grau, auch diese Arbeiten von erstaunlicher Nettigkeit und unglaublich wohlfeil; ebenso die Regenmäntel aus geöltem Papier, die, vollkommen undurchdringlich und haltbar, nur einen Bu — einen halben Thaler — kosten. Eine besondere Art Regenmäntel tragen die Landleute: sie sind aus feinem Stroh geflochten, das außen lang herabhängt wie dichtes Haar. Solch Bäuerlein mit dem pilzförmigen Regenhut und dem Strohmantel sieht aus wie ein wandernder Schober.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es giebt deren in Jeddo unzählige von den verschiedensten Classen wie bei uns, vom „Magasin d'objets d'art et d'antiquités“ bis zum Alt-Eisen-Kram herab. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht still zu stehen, alle die Raritäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Gleisscheibe. Der Laden nimmt meist die ganze Front des schmalen Hauses ein, der Estrich, auf dem der Besitzer kauert, ist zugleich Ladentisch. Die Waare wird, wie bei uns in den Schaufenstern, zur Seite und im Grunde auf Gestellen ausgelegt, oder hängt an Schnüren von der Decke herab. — Bei größeren Handlungen dehnt sich das Waarenlager durch weitläufige Gelasse nach den Hintergebäuden aus. — In den Trödelbuden findet man alte Lack- und Bronzesachen und allen möglichen Hausrath, ferner besonders schöne Metallverzierungen zu Brief- und Tabakstaschen und Knöpfe zum Festhalten der letzteren. Der japanische Luxus beschränkt sich auf wenig Gegenstände, darunter stehen die Zierrathen der Rauchgeräthe in erster Reihe; man sieht sie bei den Trödlern in unglaublicher Menge und Mannigfaltigkeit und von der kunstreichsten Arbeit, vor allen die Taschenhalter. Bald sind

es breite Knöpfe von Horn, Holz, Elfenbein oder Metall, in Relief geschnitzt, mit kunstvoller Lackarbeit, getrieben, ciselirt, emaillirt, bald Thier- und Menschengestalten oder Gruppen davon en ronde bosse geschnitten, viele, namentlich unter den älteren, von der allervortrefflichsten Zeichnung und Ausführung. Die meisten Darstellungen sind humoristisch und von erstaunlicher Lebendigkeit, dabei mit tiefem Verständniß der Natur, bald breit und skizzenhaft hingeworfen, bald mit vollendeter Meisterschaft bis in das Kleinste fertig gemacht. Die Metallarbeiten sitzen oft als runde Schilde in Knöpfen von Elfenbein oder hartem Holz, andere bilden die Schlösser der Brief- und Tabakstaschen; sie werden aus verschiedenen Legirungen gefertigt, deren Hauptbestandtheil immer Kupfer zu sein scheint. Oft sind in einem Schloß oder Knopf von kaum einem Quadratzoll Oberfläche drei bis vier farbige Legirungen in getriebener, ciselirter, eingelegter und tiefgeschnittener Arbeit mit ausgesuchtem Verständniß zu einem Ganzen verschmolzen; die Farbencontraste bilden dabei einen wesentlichen Reiz. Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in diesen kleinen Arbeiten ist unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Sujets vor; außerdem sieht man Thiere, fabelhaft phantastische Drachen, Ungeheuer und Gespenster, Blumen und Blätter, Darstellungen aus dem täglichen Leben und tausenderlei Anderes. Beispielsweise mögen hier einige beliebte Gegenstände genannt werden: der Hase als Apotheker, vor einem Mörser den mächtigen Stößel rührend; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondschein tanzt; ein Drache zwischen Wolken, eine schöne Zauberin tragend; Schatzgräber einen Kasten öffnend, aus dem humoristische Gespenster aufsteigen; eine Reihe tanzender Kinder; ein Blumenstrauß; ein Ritter im Waffenschmuck; Schwalben über die bewegte See fliegend; ein Hahnenkampf, wobei der eine als Dämon erscheint; eine Gruppe von Fischen; ein Angeler am Wasser im Regen u. s. w. Der zuletzt genannte Gegenstand scheint unglaublich für eine Metallarbeit, und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den großen Vorzug, Charakteristik und Verständniß niemals der minutiösen äußeren Wahrheit zu opfern, während unsere modernen Darstellungen oft so richtig sind, daß man sie kaum erkennt.

Von ausnehmender Vortrefflichkeit sind ferner die Arbeiten der Japaner in ciselirtem Bronzeguß, und auch unter diesen besonders die älteren. Vor Allem werden Thiere dargestellt, in den kleineren Stücken vorzüglich Schildkröten, Fische, Eidechsen, Schlangen, Grillen, Käfer, andere Insecten auf Blättern und Schilf; an den größeren Arbeiten kommen Reiher, Drachen, Tiger, ein phantastischer Fasan und mythische Löwen vor. Die Formen der Gefäße sind sehr ansprechend und mannigfach, und erinnern oft an altgriechische Muster. Zuweilen ist die Verzierung gravirt oder in silbernem Umriß eingelegt, gewöhnlich aber von erhabener Arbeit; der Guß ist rein, die Ciselirung breit und frei, und wahrhaft künstlerisch. Aus den meisten älteren Werken spricht große Kraft und Eigenthümlichkeit der Conception, Bewußtsein des Gewollten, Klarheit der Anordnung, Verständniß der Natur und Sinn für Maß und schönes Verhältniß. Die Zeichnung ist oft seltsam energisch und kühn.

Die Anwendung des Papiers ist wohl nirgend so allgemein als dort; es dient außer zum Schreiben und Drucken zu Fensterscheiben, Taschentüchern, zu Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und hunderterlei Anderem, vorzüglich auch, wie schon erwähnt, als Leder. Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an, deren das natürliche Leder fähig ist, und man hat in Japan sogar alte französische Ledertapeten täuschend davon nachgemacht. Den Hauptbestandtheil alles japanischen Papiers bilden die Bastfasern eines Maulbeerbaumes, Morus (Broussonetia) papyrifera; doch sollen noch mehrere andere Pflanzen, darunter auch der Bambus, die Ingredienzien zu den verschiedenen Sorten liefern. Einige Arten zeichnen sich durch große Festigkeit aus und sind kaum zerreißbar, andere durch Feinheit und Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich; das helle kalte Weiß unserer mit Chlor gebleichten Fabrikate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind viele ihrer bunten und goldgesprenkelten Papiere, besonders aber eine Art, die bisweilen zu Fensterscheiben verwendet wird, mit feinem als durchsichtiges Wasserzeichen eingepreßtem Muster. — Die Mannigfaltigkeit ist weit größer als in der europäischen Fabrikation.

Spielzeugläden giebt es in Jeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäischen Stadt; die Japaner sorgen auf das Liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten

nur Puppen in allen Größen und Anzügen; — die Mädchen spielen dort so gern damit wie bei uns, die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde, und man findet Spielsachen für jedes Alter und Bedürfniß. Kreisel giebt es gegen dreißig Arten, viele sehr künstlich; sie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke, die sich weiter drehen u. s. w. Ihre Drachen haben die abenteuerlichsten Gestalten und machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernst große Freunde von Scherz und Spiel sind.

Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, zu denen jetzt die Fremden in Yokuhama vielfach den Stoff liefern müssen; daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten und andere Genre-Sachen, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Schon ihre Schrift übt die Hand und das Auge, und da es Erforderniß ist, nicht nur zu schreiben, sondern schön zu schreiben, so wird von Jugend auf viel Zeit und Sorgfalt auf diese Kunstfertigkeit verwendet. Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder in schönem Schwung und Verhältniß ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten sollen nicht blos Sinn und Form, sondern auch der schönste Fluß der Schriftzüge wirken; sie verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität etwa wie der Europäer für Bravourgesang und wohltönende Declamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiß neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Man findet in allen Buchläden illustrirte Werke in unverhältnißmäßiger Zahl und Hunderte von bloßen Bilderbüchern. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen, taktischen Bücher, — sowohl original einheimische als aus dem Holländischen übersetzte, — ferner die Werke über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur, über Erdbeben, Astronomie, Meteorologie, ihre Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtsbücher und historischen Monographien, ihre mythologischen, ethnographischen, archäologischen Werke. Die Bilderbücher enthalten bald landschaftliche Darstellungen, bald Scenen aus dem täglichen Leben und der Natur im Kleinen. Es giebt Bilderfibeln, Fecht- und Reitschulen, und eine Zeichnenschule, wo neben den ausgeführten Vorbildern der Grundbegriff der Form in mathematischen Linien ausgedrückt ist. Meisterhaft sind vor allen ihre Zeichnungen von Vögeln, Fischen, Insecten, — davon giebt es viele Sammlungen. Die Mehrzahl der Bilderbücher enthält ein buntes Allerlei, man findet oft die widersprechendsten Dinge mit ausgelassener Laune auf einem Blatte durch einander geworfen; sie sind unerschöpflich in drolligem Humor. Andere Bände haben offenbar nur künstlerische Bedeutung als facsimilirte Skizzenbücher, viele Blätter vortrefflich, einige freilich, die an Extravaganz der Zeichnung Alles übertreffen, was europäische Schulen jemals darin geleistet haben. Alle ihre Darstellungen sind bei vielen Zeichnenfehlern von unglaublicher Lebendigkeit, und zeugen von Verständniß und Sinn für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen.

Die Japaner benutzen Schatten- und Lichtflächen willkürlich für die Zwecke der Deutlichkeit und malerischen Wirkung, und stellen die Localfarben ohne Rücksicht auf ihren gegenseitigen Werth neben einander; — so erscheint die Sonne oft als dunkelrother Ball auf dem hellblauen Himmel. Die Richtigkeit ist durchaus Nebensache. Langweilige Stellen, wie Dächer und dergleichen, werden gewöhnlich durch Wolken verdeckt. Auch um Linearperspective, welche sie sehr genau kennen, kümmern sie sich nur so weit es bequem und zweckmäßig ist, lassen sich aber niemals dadurch beschränken, und deuten immer viel mehr den Gedanken an, als sie die Wirklichkeit ausdrücken; — so schwinden ihre perspectivischen Linien zwar nach dem Hintergrunde, aber selten in regelrechtem Verhältniß; kurz, ihre Sachen sind willkürlich, aber frisch, naiv und derb, niemals langweilig und bisweilen von großer Schönheit.

Von idealer Auffassung sprechen nur einige ihrer Götzen- und mythologischen Bilder; die Natur und das tägliche Leben stehen dem durchaus praktischen Volke viel näher. [202 b]



THEEGARTEN IN NAGASAKI.

V. Japanische Ziergärten.

(Berg, Preuß. Expedition nach Ostasien.)

Die Garten- und Gewächsliebhaberei ist allgemein verbreitet; selbst in der Stadt, in den engen Gassen der Handelsquartiere von Jeddo hat fast jedes Haus sein grünes Fleckchen mit Duodezbäumchen. Vielleicht führte gerade die Beschränkung des Raumes auf die Erzeugung von Zwergpflanzen, die sich zur raffinirten Spielerei ausgebildet hat. Der Handelsvorsteher Meylan sah **1826** eine Schachtel von einem Quadratzoll Grundfläche und drei Zoll Höhe, in welcher ein Bambusrohr, eine Tanne und ein Pflaumenbaum, letzterer in voller Blüthe, wuchsen und gediehen; für diese Curiosität wurde der Werth von **1200** Gulden gefordert. Die starke Verkrüppelung der Bäume scheint vorzüglich durch gehemmte Circulation der Säfte und Beschränkung, vielleicht auch Erkältung der Wurzeln in flachen porösen, von außen stets feucht gehaltenen Töpfen erreicht zu werden. Viele Zwergpflanzen haben gestreifte oder gefleckte Blätter; und die Erzeugung solcher Varietäten, auch bei natürlichem Wuchse, ist eine zweite Liebhaberei japanischer Gärtner. Die Handelsgärten von Jeddo bedecken ein weit größeres Areal als die irgend einer europäischen Hauptstadt; Fortune, der bekannte Reisende, gesteht, in keinem Lande der Welt eine so ungeheure Anzahl cultivirter Zwergpflanzen gesehen zu haben.

Die Anlage der japanischen Ziergärten ist der der französischen aus dem **17.** und **18.** Jahrhundert ähnlich; sie haben mit diesen die geschorenen Hecken und steif geschnittenen Sträucher gemein. Wahrscheinlich verpflanzte sich dieser Geschmack aus Japan nach Holland, und von da, weil er der Mode des Jahrhunderts zusagte, nach den angrenzenden Ländern. Den Vorzug haben die japanischen Gärten, daß sie, der Architektur ihrer Wohnhäuser entsprechend, weniger regelmäßig sind als die französischen, aber an barocker Künstlichkeit suchen sie ihres gleichen. Namentlich in den dem Wohnhause zugekehrten Partien behält kein Baum, kein Strauch seine natürliche Gestalt: da wachsen Fächer und segelnde Schiffe, runde Tische, Candelaber, große Halbkugeln und steife rechtwinklige Wände. Den Boden deckt sammetweicher Rasen, die reinlichen Kieswege sind mit bunten Steinen, Zwergbäumen und Blumentöpfen eingefaßt; aus den Goldfischteichen und künstlich gewundenen Wasserrinnen ragen bemooste Duodezfelsen, zu welchen zierliche Brückchen hinüberführen, und in der heimlichsten Ecke des Gärtchens steht der Schrein des Hausgötzen. Glücklicherweise bedürfen solche Anlagen zu sorgfältiger Pflege, um weite Ausdehnung zu gestatten; sie finden sich meist nur vor der Gartenfronte des Hauses als angenehme Decoration. Die Natur ist hier salonmäßig verkleidet und frisirt, wie conventionelle Bildung und die Sitte der „guten Gesellschaft" erfordern. Hohe gestutzte Hecken bilden die Seiten- und Hinterwände dieses grünen Putztisches und verdecken die wilderen Partien des Gartens, wo man der Natur freieren Lauf läßt.

Den reizendsten Anblick bieten die japanischen Gärten im Spätherbst, wenn der Ahorn sich in hellen, Azalien und Wachsbäume in dunkelen Purpur kleiden. Um diese Zeit blüht auch die Lieblingsblume der Japaner, das Winter-Chrysanthemum, von dem sie unzählige Varietäten haben. Die Größe und Pracht der sternartigen Blätter, — die man im Wappen des Mikado-Hauses wiedererkennt, — ist oft erstaunlich. In anderen Jahreszeiten blühen Sommerastern, Nelken und Iris; sie werden in mächtigen Sträußen auf der Gasse feilgeboten. Das Hauptbestreben der japanischen Blumenzüchter geht aber auf Erzeugung sehr großer und vollkommener Kirsch-, Pflaumen- und Pfirsichblüthen, deren zarte Schönheit die japanischen Dichter aller Zeiten begeistert hat. [202 b]

3. Charakterzüge der Chinesen.

(K. Andree, E. R. Huc, K. Scherzer, F. Jagor.)

I. Charakter der Chinesen.

(R. Andree.)

Die Chinesen kleben nicht an der Scholle, in ihrem großen, ungemein dicht bevölkerten Lande findet ununterbrochen eine großartige Bewegung hin und her statt, und alljährlich wandern viele Tausende von Männern außer Landes. Was der indische Archipelagus an rationellem Ackerbau, an schwunghaftem Betrieb der Gewerbe, an Bergbau und ausgedehntem Handel (hier von den Europäern abgesehen) besitzt, verdankt er den Chinesen. Man hat sie nicht ohne Grund als ein sehr verständiges Colonialvolk bezeichnet, aber ihre Ansiedlungs-Verhältnisse sind eigenthümlicher Art und mit jenen der europäischen Auswanderer in Amerika nicht zu vergleichen. Der Chinese kommt in geschlossenen Gruppen in das Land, in welchem er sich niederläßt; aber er erscheint ohne Weiber, denen streng verboten ist, das Mittelreich zu verlassen. Für eine Uebertretung dieser Verfügung werden die Angehörigen einer solchen Frau zur Verantwortung gezogen, und diese haben somit ein lebhaftes Interesse daran, daß die kaiserlichen Gebote beachtet werden. Der Chinese hat eine große Anhänglichkeit an seine Heimat, und in der Fremde verläßt ihn niemals der Gedanke, ins Vaterland zurückzukehren, nachdem er sich bereichert habe. Ueberall im Auslande hält er sich zu seinen Landsleuten, wohnt in eigenen Stadtvierteln, den sogenannten chinesischen Kampongs. Er nimmt sich sein Weib im Auslande, aber die Mischlinge, seine Kinder, läßt er in der Fremde zurück. Der Chinese bildet überall im Osten der Halbinsel von Malakka den dritten Stand, er ist der eigentliche Arbeiter, und gewinnt durch Klugheit, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit einen nicht geringen Einfluß. Aber er bleibt in Californien und in Siam, auf Java oder in Australien durch und durch Chinese. [192]

II. Freiheiten der Chinesen.

(E. R. Huc.)

Der Chinese kann überall im Reiche ein Gewerbe, ein Handwerk, überhaupt eine Beschäftigung treiben, welche ihm gutdünkt; weder die Regierung noch irgend eine Behörde legt ihm dabei Hindernisse in den Weg, oder kümmert sich darum. Die Ansichten mancher Europäer, daß in China Jeder dieselbe Beschäftigung haben müsse, welche sein Vater getrieben, oder daß die Behörde vorschreibe, welch einem Handwerke der Arbeiter sich zuwenden solle; oder endlich, daß Niemand ohne Erlaubniß der Mandarine seinen Wohnort verlassen und anderswohin übersiedeln dürfe: alle diese Ansichten sind falsch. Man braucht kein Patent, keine Concession, keinen Erlaubnißschein, keine Genehmigung von irgendwem, wenn man ein Handwerk ausüben, als Arzt practisiren, als Schulmeister lehren, als Kaufmann handeln, als Bauer das Feld bestellen will. Man wechselt mit seinen Beschäftigungen nach Gutdünken und Belieben, ohne daß Jemand Notiz davon nähme. Dabei ist noch in anderer Beziehung der Chinese in unverkümmertem Genusse freier Beweglichkeit; er kann in sämmtlichen Provinzen reisen, wohin es ihm gefällt, sich niederlassen, wo und wie es ihm gefällt, ohne daß er mit einem Mandarin zu schaffen hätte. Man wird nicht von Gensdarmen und Polizeileuten ausgefragt; man bedarf keines Passes und keiner Reiselegitimation.

Es giebt ein Gesetz, dem zufolge der Chinese gehalten ist, innerhalb des Reiches der Mitte zu bleiben; es verbietet ihm die Auswanderung, damit er nicht in fremden Ländern umherstreife, dort schlechte Lebensart lerne und die Früchte

der guten Erziehung einbüße. Aber jenes Gesetz ist nur auf dem Papiere vorhanden, denn die Chinesen sind in großer Menge ausgewandert; wir finden sie nicht nur in den östlichen Colonien der Spanier, Holländer und Engländer, sondern auch schon in Californien und Westindien. Die freie Beweglichkeit würde der Chinese sich nimmermehr verkümmern lassen; er bedarf derselben bei dem regen Verkehre im Lande nothwendig, um existiren zu können.

Eben so nothwendig ist dem Chinesen das Vereinigungsrecht. Dieses Recht besitzt er ohne jegliche Einschränkung. Nur die Geheimbünde, welche zu dem Zwecke gestiftet worden sind, die Mandschudynastie zu stürzen, sind verboten, und die Regierung läßt in dieser Beziehung scharf nachspüren; im Uebrigen sind alle Vereine vor Polizeiplackereien sicher. Die Chinesen haben eine ausgeprägte Naturanlage zur Bildung von Hui, das heißt Körperschaften, Vereine. Es giebt dergleichen für alle Stände, für jede Art von Industrie, für alle möglichen Unternehmungen und Geschäfte; sogar Bettler und Diebe bilden Vereine, Niemand bleibt vereinzelt. Es ist, als ob ein scharf ausgeprägter Instinct die Einzelnen zu einander triebe; sie legen ihre Kräfte zusammen und wirken gemeinschaftlich; dadurch gewinnen sie Geltung, welche sie sonst nicht haben würden. Es kommt auch vor, daß die Bürger Vereine bilden, welche keinen andern Zweck haben, als darauf zu halten, daß die Gesetze beobachtet werden; dergleichen geschieht, wo die Behörden sich zu schwach oder zu nachläßig zeigen. Man hat sehr oft Gelegenheit, die ersprießliche Wirksamkeit solcher Vereine in der Nähe zu betrachten. [239]

III. Der Chinese als Handelsmann.

(E. R. Huc.)

Der Chinese ist ein geborener Handelsmann. Er ist im höchsten Grade geldgierig und gewinnsüchtig, liebt die Speculation und wuchert gern; sein ganzes Wesen ist pfiffig und verschlagen, er ist abgefeimt, versteht die Wechselfälle eines Handelsgeschäftes vortrefflich hin und her zu erwägen. Der echte Chinese sitzt mit Vergnügen vom Morgen bis zum Abend in seinem Laden, und harrt geduldig der Kunden; wenn seine Bude leer ist, rechnet er auf seinem Suan pan, und überschlägt, wie und wie viel Profit er machen könne. Und jeder Profit ist ihm recht, mag er auch noch so klein sein. Seine größte Freude besteht darin, wenn er am Abend, nachdem er seinen Laden sorgfältig verschlossen und verriegelt hat, zu Hause die Tageseinnahme berechnet und die gewonnenen Sapeken zählt. Er bringt den Handels- und Schachergeist mit auf die Welt, es ist sein Wesen, sein Naturtrieb. Der erste Gegenstand, welcher das Kind reizt, ist die Sapeke; sprechen lernen und zählen lernen sind beim Kinde gleichbedeutend. Sobald er den Pinsel halten kann, fängt er an, Zahlen zu schreiben, und sobald er sprechen und laufen kann, treibt er auch Handel, kauft und verkauft. Wer in China einem Kinde den Auftrag giebt, Etwas einzukaufen, darf dabei ganz getrost sein, denn das Kind läßt sich nicht betrügen. Selbst die Spiele der kleinen Chinesen sind von diesem Handelsgeiste ganz durchdrungen; sie halten offene Buden oder ein Pfandhaus, und gewöhnen sich schon von Kindesbeinen die Handels- und Schacherausdrücke an; überhaupt sind sie in Allem, was sich auf den Handel bezieht, schon in früher Jugend so gewandt, daß ihnen auch wichtige Aufträge ertheilt werden.

Der Bewohner des himmlischen Reiches gilt in aller Welt für listig und abgefeimt; und man begreift, daß er es namentlich im Handelsverkehre ist. Es ließen sich ganze Bände über sinnreiche und kecke Schelmenstücke der Chinesen schreiben; sie kommen aber so häufig vor, daß man weiter keine Notiz davon nimmt; dergleichen Pfiffe und Kniffe gelten für Geschicklichkeit und gewandtes Verfahren; ein Kaufmann rühmt sich solcher Streiche, und erzählt sie ohne Anstand mit Wohlbehagen. Doch muß zu Ehren der Wahrheit bemerkt werden, daß dergleichen nur bei den kleineren Kaufleuten vorkommt, denn die Inhaber großer Handelshäuser verfahren unbedingt rechtlich, brechen ihr Wort nicht, und erfüllen genau alle Verpflichtungen, welche sie eingehen. Die Europäer, welche mit solchen Firmen in Verbindung stehen, rühmen die Zuverlässigkeit derselben in hohem Grade; leider kann man von den Europäern in China nicht Dasselbe sagen.

Eigenthümlich ist das Geld der Chinesen. Man hat nämlich keine andere

legale Münze, als kleine runde Stücke aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn; sie heißen Tsien; von den Europäern werden sie Sapeken genannt. In der Mitte haben sie ein viereckiges Loch, damit man sie auf eine Schnur ziehen könne. Ein Strang von tausend Sapeken wird im Durchschnittscourse auf eine chinesische Silberunze gerechnet; Gold und Silber werden nicht zu Münze verprägt. Die Sapeke wird insgemein nur für den Kleinverkehr benutzt; bei größeren Käufen giebt man Gold oder Silber, die dann wie jede andere Waare gewogen werden; Brüche und Ueberschüsse gleicht man durch Sapeken aus, deßwegen hat in den Städten jeder Chinese eine kleine Geldwage in der Tasche. Im ganzen Reiche laufen Bankbillets um, zahlbar auf den Inhaber; sie werden von den großen Handelshäusern ausgestellt und in allen wichtigen Städten angenommen.

Die Sapeke ist für den Kleinverkehr von unberechenbarem Vortheile; sie macht es möglich, daß auch mit dem winzigsten Gegenstande Handel getrieben werden kann. Der Chinese kauft ein Schnittchen von einer Birne, einer Nuß, ein Dutzend gerösteter Bohnen, einen Becher Melonenkörner, eine Tasse Thee, oder er raucht einige Pfeifchen Tabak, je Alles für eine Sapeke. Wer nicht Geld genug hat, eine Orange zu bezahlen, kauft eine halbe. So sind in China eine Menge kleiner Industrien entstanden, von welchen Millionen Menschen leben. Mit zweihundert Sapeken Capital macht der Chinese schon eine Handelsspeculation. Auch für die Almosenempfänger ist die Sapeke von hohem Werthe, denn wer einem Bettler eine Sapeke verweigert, muß selber schon sehr arm sein.

[239]

IV. Geselliges Leben und guter Ton.

(E. R. Huc.)

Ueber die Ceremonien, welche bei Höflichkeitsbesuchen beobachtet werden müssen, hat Abel-Remusat ausführlich gehandelt. Wir wollen das Wesentlichste aus seiner Abhandlung mittheilen. „Man spricht", so bemerkt dieser Gelehrte, „viel über die chinesische Höflichkeit, über die Förmlichkeiten, welche sie auferlegt, und die Formeln, die dabei gar nicht zu umgehen sind. Man sagte, und bis zu einem gewissen Punkte mit Recht, China habe eine besondere Sprache für die Ceremonien, und eine Unterhaltung zwischen zwei Leuten, die nicht gerade näher mit einander befreundet sind, sei weiter nichts als ein Dialog, der ein für allemal festgestellt sei, und bei welchem jeder sein auswendiggelerntes Pensum hersage. Aber die Stylproben chinesischer Höflichkeitssprache, die man gewöhnlich zu lesen bekommt, sind ungenau oder werden falsch erläutert.

Wer die Chinesen in dieser Hinsicht nicht falsch beurtheilen will, muß die Ausdrücke, welcher sie sich bedienen, buchstäblich übersetzen. Es wird also zweckgemäß sein, daß wir eine genaue Verdolmetschung einer chinesischen Conversation geben.

In China läßt man sich zu Hause ganz so verleugnen wie in Europa, läßt sagen, man sei nicht daheim, und kümmert sich gar nicht darum, ob das auch geglaubt wird. Man läßt nicht einmal sagen, man habe Abhaltung, sei unwohl, könne Niemand empfangen, sondern der Diener ist ein für allemal angewiesen, die Visitenkarten anzunehmen und nach der Wohnung zu fragen, damit sein Herr in den nächsten Tagen den Besuch erwidern kann. In einem chinesischen Roman sitzen drei Gelehrte beisammen, sind lustig, trinken warmen Wein und machen Verse. Da wird ein alter ränkelustiger Mandarin gemeldet, der im Verkehr unangenehm und langweilig ist. Du Dummkopf, so schilt der Hausherr seinen Diener, warum hast Du nicht gesagt, ich sei ausgegangen? — ‚Das habe ich gesagt, aber er sah die Palankine dieser beiden edeln Herren vor der Thür stehen, und daran erkannte er, daß Du zu Hause bist.' Jetzt steht der Hausherr auf, nimmt seine Ceremonienmütze, eilt mit erzwungener Hast diesem ungelegenen Besuch entgegen, überhäuft ihn mit Höflichkeiten, und die beiden anderen Gelehrten, die den Mandarin eben so wenig leiden mögen, thun ein Gleiches. Kurz die Chinesen benehmen sich, wie man in Europa sich auch wohl benimmt.

Wer einen Besuch abstatten will, sendet einige Stunden vorher durch einen Diener ein Billet, theils um zu erfahren, ob man Jemand

zu Hause antreffen würde, theils um ihn zu veranlassen, daß er nicht ausgehe, im Fall er nämlich geneigt ist, den Besuch anzunehmen. Darin liegt ein Beweis von Achtung für den, welchen man in seinem Hause aufsuchen will. Das Billet ist ein Bogen rothen Papiers, und je nach Rang und Würde, und nach dem Respect, welchen man bezeigen will, mehr oder weniger groß. In Gemäßheit dieser Rücksichten wird es so oder so viele Mal doppelt gefaltet, und man schreibt nur wenige Zeilen auf die zweite Seite, zum Beispiel: Dein Schüler oder Dein jüngerer Bruder, der So und So, ist gekommen, um sein Haupt vor Dir bis auf die Erde zu neigen, und Dir seine Achtung zu bezeigen. Diese Redensart wird in großen Schriftzügen hingemalt, wenn in die Höflichkeit etwas Großartiges gelegt werden soll; die Züge werden aber kleiner gemalt gegenüber solchen Leuten, welchen man wirklich Ergebenheit und Achtung erweisen will. Solch ein Billet wird dem Thürsteher überreicht. Nimmt der Herr den Besuch an, so entgegnet er buchstäblich: Es macht mir Vergnügen, ich bitte ihn zu kommen. — Ist er beschäftigt, oder hat er irgend einen Grund, den Besuch abzulehnen, dann entgegnet er: Ich bin ihm sehr verbunden; ich danke ihm für die Mühe, welche er sich geben wollte. Ist aber zufällig Der, welcher sich anmeldet, ein Höhergestellter, dann heißt es: Der gnädige Herr erweist mir eine Ehre, die zu hoffen ich nicht gewagt hatte. — In China werden dergleichen Besuche nicht abgelehnt.

Es kommt auch wohl vor, daß man kein Billet erhalten hat, welches den Besuch ankündigt. Das kann aber nur bei Niedriggestellten der Fall sein oder bei gemeinen Leuten, oder bei sehr dringenden Geschäften. In einem solchen Falle bittet man den Besuchenden, ein wenig zu verweilen; man läßt ihm zugleich sagen, womit man im Augenblick beschäftigt sei. Der Diener richtet z. B. diesen Auftrag in folgender Weise aus: Mein Herr läßt Dich bitten, einen Augenblick Platz zu nehmen; er ist eben beim Kämmen und muß sich ankleiden. — Wer aber zuvor ein Billet erhalten hat, muß einen gewählten Anzug tragen, und den Besuch an der Hausthür empfangen, sobald er aus dem Palankin steigt. Er redet ihn mit den Worten an: Ich bitte Dich einzutreten. Beide Flügel der mittleren Thür werden weit geöffnet; denn es wäre unhöflich, den Besuchenden zu einer Seitenthür herein- oder hinauszulassen. Die Großen lassen sich in ihrem Palankin bis an die Treppe tragen, oder reiten auch wohl bis dahin; dann treten sie in den Saal. Der Hausherr tritt erst auf die rechte Seite des Besuchenden; nach dem Empfange geht er zur linken und sagt: Ich bitte Dich vorauszugehen. Dann begleitet er ihn in der Weise, daß er ein Wenig hinter ihm zurückbleibt.

Im Empfangssaale müssen die Sitze bereits in zwei geraden Reihen, einer vor dem anderen, gestellt sein. Beim Eintreten macht man eine Reverenz, das heißt, man verbeugt sich an der Seite des Besuchenden, aber einen Schritt hinter ihm, so tief, daß die ineinandergelegten Hände den Boden berühren. In den Südprovinzen ist die Südseite die respectvollere, im Norden ist es umgekehrt; man giebt also, je nach der Provinz, dem Besucher die Ehrenseite. Durch eine sinnreiche Courtoisie kann man mit zwei Worten den Stand der Dinge ändern, und wenn man Jenen auf die Südseite gestellt hat, sagen: Pe-li, das ist hier die Ceremonie des Nordens; was so viel sagen will als: ich hoffe, Du wirst mir die geringere Stellung anweisen, wenn ich mich nach Süden stelle. Aber der Hausherr giebt das nicht zu, sondern entgegnet Nan-li, das ist die Ceremonie des Südens, und Du befindest Dich an der geeigneten Stelle.

Manchmal thut der Besuchende, als wolle er die niedrige Stelle einnehmen; dann spricht der Hausherr im Tone der Entschuldigung: Ich würde es nicht wagen .... Er stellt sich vor seinen Gast, sieht ihn an, dreht ihm nie den Rücken zu, und stellt sich wieder etwas zurück an die geeignete Stelle. Dann machen Beide zu gleicher Zeit die Reverenz. Wenn mehrere Personen gemeinschaftlich einen Besuch abstatten, oder wenn der Hausherr einen Verwandten hat, der bei ihm wohnt, dann werden die Verbeugungen so viel Mal wiederholt, als Personen zu begrüßen sind. Das nimmt dann einige Zeit in Anspruch, und man sagt dabei weiter nichts, als Pu kan, Pu kan: ‚Ich würde es nicht wagen‘.

Eine besondere Höflichkeit besteht darin, daß man auf die Stühle kleine Teppiche legt, die besonders zu diesem Zwecke gewebt werden. Ehe man Platz nimmt, werden natürlich wieder Umstände gemacht. Man weigert sich, den ersten Sessel einzunehmen, während der Hausherr darauf dringt, daß man es thue. Er stellt sich, als wische er den Stuhl mit dem Rockzipfel ab, und der Besuchende muß dasselbe mit dem

Sessel thun, welchen der Hausbesitzer einnehmen soll. Endlich nimmt man Platz, macht aber erst eine Verbeugung vor dem Stuhle, und hat nun bis dahin Alles erschöpft, was Höflichkeit und gute Erziehung vorschreiben. Nun bringen die Diener Thee; die Porzellantassen stehen auf einem gefirnißten Holzbrete. Bei reichen Leuten sieht man keine Theebüchse; die erforderliche Menge Thee liegt schon in der Tasse, und dann wird siedendes Wasser darauf gegossen. Das Getränk ist sehr duftig, wird aber nicht gezuckert. Der Hausherr tritt zu den angesehensten Gästen hinan, berührt das Holzbret und spricht: Tsing tscha, d. h. ich lade Euch ein, Thee zu trinken. Dann tritt jeder vor, um eine Tasse zu nehmen. Der Hausherr ergreift eine davon mit beiden Händen und reicht sie dem Angesehensten, an Rang am höchsten Stehenden dar. Dieser nimmt sie gleichfalls mit zwei Händen. Die Anderen stellen sich, als wollten sie Alle nun gleichzeitig die Tassen ergreifen und gleichzeitig trinken; sie fordern einander durch Zeichen auf, den Anfang zu machen. Haben Alle (oder wenn nur ein Besuchender gekommen ist dieser Eine) ihre Tassen in beiden Händen, dann verneigen sie sich vom Stuhle, so tief, daß die Tasse den Boden berührt, man muß sich aber dabei wohl hüten, daß kein Tropfen verschüttet werde, denn das wäre eine arge Unhöflichkeit. Die Tassen werden nur zur Hälfte vollgegossen. Auf die anständigste Art servirt man den Thee so, daß man ein Stück Confect und einen kleinen Löffel beilegt. Die Gäste trinken langsam in mehreren Zügen, aber allemal gleichzeitig; auch stellen Alle in demselben Augenblicke die Tasse auf das Bret. Man darf Nichts thun oder sagen, was den Regeln der Höflichkeit und der Wohlanständigkeit zuwiderliefe, und darf keine Miene verziehen, wenn die Theetasse auch so heiß wäre, daß die Finger schmerzen. Bei heißem Wetter nimmt der Hausherr, sobald die Tassen auf dem Bret stehen, seinen Fächer mit beiden Händen, verneigt sich gegen die Anwesenden und sagt: Tsing schen, d. h. ich lade Euch ein, die Fächer hervorzulangen. Dann nimmt jeder seinen Fächer; es wäre gegen allen Anstand, keinen Fächer bei sich zu haben, weil dann auch die Uebrigen, laut den Regeln des Anstandes, sich des ihrigen nicht bedienen dürften.

Die Unterhaltung beginnt stets mit durchaus gleichgültigen Dingen, und man macht wohl zwei Stunden lang weiter Nichts, als leere, vollkommen nichtssagende Redensarten. Erst ganz zuletzt wird mit ein paar Worten der Sache erwähnt, weßhalb man eigentlich gekommen ist. Der Besuchende steht zuerst auf und sagt: Ich habe Dich schon eine beträchtliche Zeit gelangweilt. Und das ist einmal ein wahres Wort aus chinesischem Munde. Bevor er den Saal verläßt, macht er eine Reverenz, gerade so wie beim Eintreten. Der Hausherr geleitet seinen Gast, hält sich etwas hinter ihm auf der linken Seite, und folgt ihm bis an den Palankin oder an das Pferd; der Gast bittet ihn aber, das doch ja zu unterlassen und nicht bei einer Handlung (dem Auf- oder Einsteigen) zugegen zu sein, die nicht ganz respectvoll ist. Der Hausherr tritt dann einige Schritte zurück und thut, als sehe er Nichts. Will nun endlich der Gast fort, sitzt er auf dem Pferde oder im Palankin, dann sagt er: Tsing leao, d. h. lebe wohl, und dasselbe wird ihm auch erwidert. Nun ist die Ceremonie vorbei. Sie wird in allen Fällen genau beobachtet, wenn Leute von ungefähr gleicher Stellung einander besuchen; ist das nicht der Fall, so finden Abänderungen statt, je nach Alter, Rang, Amt, persönlicher Bedeutung u. s. w. Man könnte darüber Bücher schreiben, und die Chinesen haben es daran auch nicht fehlen lassen. Uebrigens ist es in China viel leichter als anderwärts, höflich zu sein, weil die Vorschriften einmal unwandelbar feststehen, und Jedermann in einer gegebenen Lage genau weiß, was er zu thun hat."

[239]

V. Ein chinesisches Gastmahl.

(K. v. Scherzer, E. R. Huc.)

Eine der interessantesten Episoden unseres Aufenthaltes in Schang-hai bildete ein echt chinesisches Mahl, welches ein reicher einheimischer Kaufmann, Namens Ta-ki, ein warmer Freund der Fremden, den österreichischen Reisenden zu Ehren gab. Die großen, nach Landessitte auf blutrothem Papier in chinesischer Sprache geschriebenen Einladungskarten, in gleichfalls blutrothen Enveloppes steckend, wurden den geladenen Gästen schon mehrere Tage vorher ins Haus gesandt.

Um acht Uhr Abends begann das Fest.

Das Haus Ta-kis ist, wie alle Wohnhäuser reicher Chinesen, mit einer großen, sechs bis sieben Fuß hohen weiß angestrichenen Mauer umgeben, und erst nachdem man einige schmale Gänge durchschritten hat, gelangt man in die eigentlichen Gemächer. Dieselben waren mit großen farbigen Laternen geschmückt, welche trotz ihrer Menge nur ein mattes, wohlthuendes Licht verbreiteten. An den goldverzierten Wänden hingen zahlreiche Sprüche einheimischer Weisen mit schwarzer Tusche theils in chinesischen, theils in tatarischen Schriftzeichen auf gelbe und weiße Papierrollen geschrieben.

Für das Abendessen hatte man keineswegs nach europäischem Vorbilde eine große lange Tafel hergerichtet, sondern kleine viereckige, mit rothem Tuch überzogene Tische, an denen je drei Europäer und ein Chinese Platz nahmen, welcher letztere im Namen des Hausherrn seinen Tischgenossen die Honneurs machte.

Das Charakteristische chinesischer Gebräuche, nämlich ihr completer Gegensatz zu jenen der Europäer, tritt auch bei den Mahlzeiten in frappanter Weise zu Tage. Gleichwie der Chinese beim Gruße das Haupt bedeckt, statt es zu entblößen, den Ehrenplatz zur Linken statt zur Rechten anbietet, die Vorfahren adelt, statt die Nachkommen, von rechts nach links schreibt, statt umgekehrt, zur Farbe seiner Trauerkleider die weiße und nicht die schwarze wählt, jede Spur eines Bartes sorgfältig zu vertilgen sich bemüht, statt ihn als Zeichen männlicher Reife und Würde zu pflegen: ebenso beginnt der Chinese die Mahlzeit mit jenen Speisen, mit welchen wir sie beschließen, mit Backwerk und Früchten. Als wir Platz nahmen, war bereits jeder Tisch mit einer Menge der verschiedensten Gerichte auf zierlichen bunt bemalten Porzellantellerchen gedrängt voll, und während wir noch damit beschäftigt waren, den mysteriösen Inhalt einzelner dieser Tellerchen zu enträthseln, war unser Chinese bereits bemüht, uns mit den beiden Stäbchen von jeder einzelnen Speise die besten Bissen vorzulegen. Und damit ihn nicht vielleicht der Vorwurf träfe, als wären die Stäbchen nicht rein, zog er beide jedesmal sorgfältig zwischen den Lippen durch und sog sie ab, bevor er ein frisches Stück faßte und auf unsere Teller legte.

Die Mehrzahl der Gerichte war uns unbekannt, denn die chinesischen Küchen setzen seltsamerweise einen großen Werth darein, die Speisen unkenntlich zu machen und ihren natürlichen Geschmack zu verändern. Und so wurden uns denn nicht blos Schwalbennester, Kibitzeier und gedämpfte Frösche, sondern auch gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Reh- und Büffelsehnen, Trepang, Bambuswurzeln, Seegras, halbausgebrütete Küchlein und viele andere chinesische Delicatessen vorgesetzt. Der Tisch wurde mindestens dreimal mit neuen Speisen frisch gefüllt, so daß mindestens fünfzig verschiedene Gerichte aufgetragen wurden. Fleischspeisen waren entschieden in der Minderzahl und kamen bereits in kleine Stücke zerschnitten auf den Tisch; dagegen wurden Reis und Gemüse in allen erdenklichen Formen credenzt. Während des Essens war ein kleines Mädchen unablässig beschäftigt, jedem Gast eine ganz kleine Tasse mit einem warmen, aus Hirse destillirten Trank zu füllen, indem es die chinesische Artigkeit fordert, daß das Gefäß immer voll sei. Traubensaft kennt der Chinese nicht. Nach dem Essen werden keinerlei Spirituosen, sondern blos Thee servirt. Man deutet den Schluß des Mahles dadurch an, daß man die Speisestäbchen erst in gleicher Höhe mit der Stirn hält, und sie dann wagerecht auf die Theetasse legt. Dergleichen hat, wie bemerkt, für den Europäer etwas sehr Auffallendes. Dagegen ist aber auch das Erstaunen der Chinesen nicht gering, wenn sie sehen, wie Europäer zu speisen pflegen. Sie fragen, wie es nur möglich sei, daß wir die Getränke kalt zu uns nehmen; wie wir wohl auf den höchst sonderbaren und ausschweifenden Gedanken gekommen seien, unsere Nahrung vermittelst eines Dreizacks in den Mund zu bringen, obendrein auf die Gefahr hin, uns die Lippen zu beschädigen oder gar die Augen auszustechen. Auch finden sie es außer der Ordnung, daß wir Nüsse und Mandeln mit der Schale auf den Tisch bringen, und den Dienern die Arbeit ersparen, die Obstfrüchte zu schälen und das Fleisch zu zerlegen. Ja es ist nicht blos ein Witzwort, welches man von einem Chinesen erzählt, der darüber erstaunte, die Europäer Billard spielen, Kegel schieben und tanzen zu sehen, und dazu die Bemerkung machte, warum doch wohlhabende Leute eine solche Arbeit nicht lieber ihren Dienern überlassen. [286. 239]

VI. Chinesische Baukunst.

(E. R. Huc.)

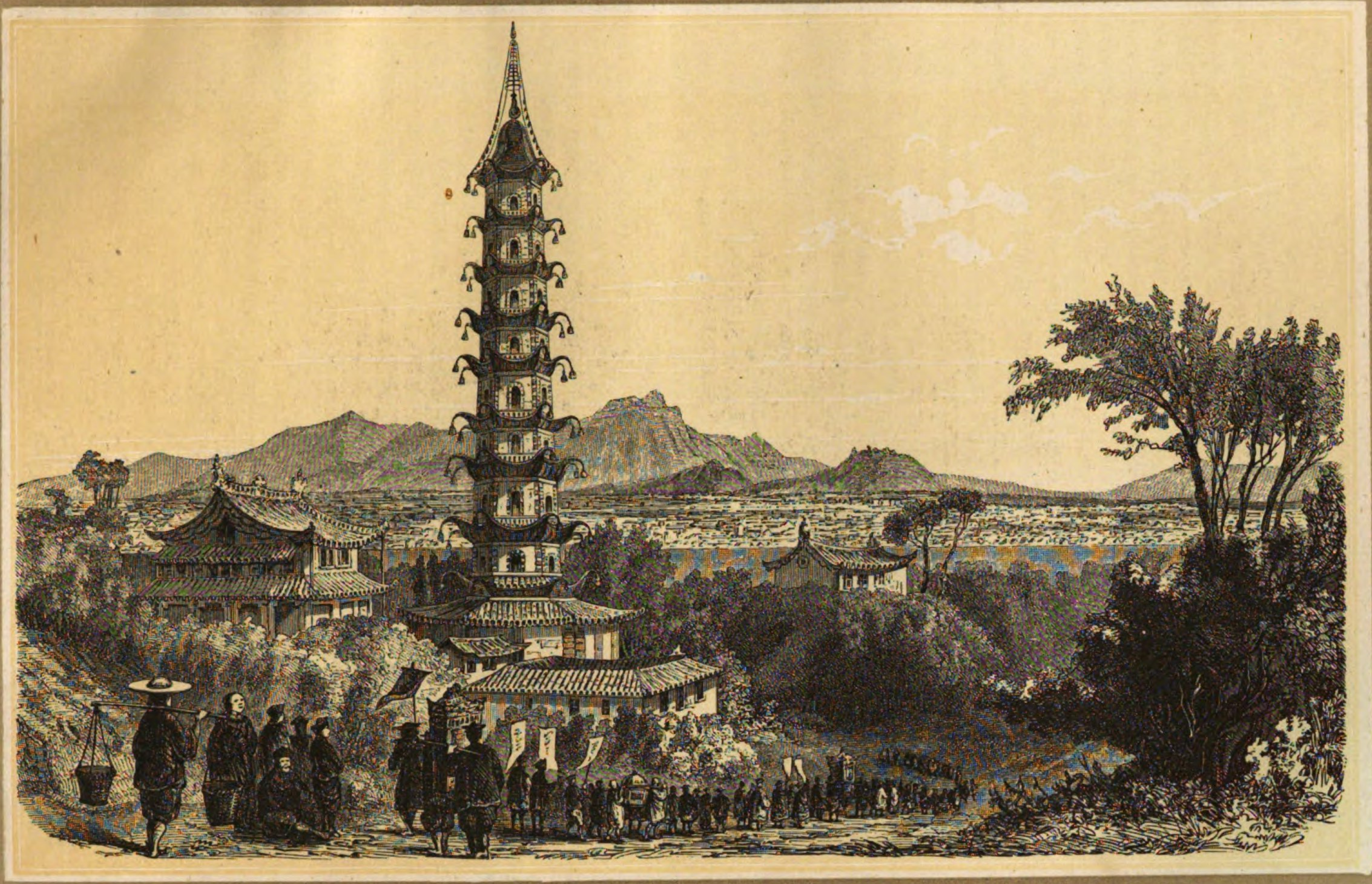
Man trifft in den großen Städten Chinas eine Menge solcher Gebäude, die zu vielerlei ganz verschiedenen Dingen und Zwecken benutzt werden, und es wäre schwierig zu sagen, was für eine Bauart sie haben; sie ist eben chinesisch. Denkmäler, Tempel, Häuser und Städte tragen im himmlischen Reiche ein eigenthümliches Gepräge, das sich mit dem Charakter keiner anderen Architektur vergleichen läßt; aber diesen, wenn wir so sagen dürfen, chinesischen Styl muß man im Lande selbst gesehen haben, wenn man sich eine richtige Vorstellung davon machen will. Die Städte sind beinahe durchgängig nach einem und demselben Plane gebaut, viereckig, und mit hohen Mauern umgeben; in gewissen Zwischenräumen erheben sich Thürme; viele sind mit trockenen oder nassen Gräben umzogen. In manchen Büchern wird gesagt, die Straßen seien breit und schnurgerade; die Wahrheit ist, daß sie, namentlich in den südlichen Provinzen, eng und krumm sind. Allerdings giebt es einige Ausnahmen, sie kommen aber selten vor. Die Häuser sowohl in den Städten wie auf dem Lande sind niedrig und bestehen nur aus einem Erdgeschoß. Die ersteren sind aus Backsteinen aufgeführt, oder auch aus Holz, das bemalt und lackirt wird, und mit grauen Dachziegeln gedeckt; die Häuser der Landbewohner führt man aus gestampfter Erde oder Holz auf und deckt sie mit Stroh oder Rohr. Alle Bauwerke im Norden stehen hinter jenen im Süden zurück. Die Häuser der Reichen haben gewöhnlich mehrere Höfe und zwar nicht neben- sondern hintereinander; im letzten Hofraume befinden sich die Frauenwohnungen und die Gärten. Der Chinese liebt die Lage nach Süden. Die eine Seite des Zimmers wird ganz von Fenstern eingenommen, die sehr mannigfache Muster darbieten; sie bestehen aus Marienglas (Magnesia-Glimmerscheiben), durchsichtigen Muscheln und weißem oder gefärbtem Papiere. Der Rand der Dächer ist nach Innen aufwärts gebogen und bildet Rinnen; die Ecken laufen bogenförmig aus und stellen geflügelte Drachen oder Fabelthiere dar. An den Pfeilern, auf welchen die Buden oder Waarengewölbe ruhen, hängen Tafeln mit allerlei Inschriften. Das Ganze ist sehr bunt und macht aus der Ferne gesehen einen recht angenehmen Eindruck.

Fast bei allen Städten ersten, zweiten und dritten Ranges steht von allen anderen Gebäuden entfernt ein mehr oder weniger hoher Thurm, gleichsam eine riesige Warte. Indische Ueberlieferungen erzählen, man habe Buddhas Leiche verbrannt, und die Gebeine in acht Theile gesondert. Diese wurden in ebenso viele Urnen verschlossen und in Thürmen mit acht Geschossen beigesetzt. Daher, heißt es nun, rühren die Thürme, welche man in China und überhaupt in allen buddhistischen Ländern so häufig findet. Doch sind Zahl der Stockwerke und Gestalt nicht bei allen gleich, denn es giebt runde und viereckige, sechs- und achteckige Thürme, einige sind aus Mauersteinen, andere aus Holz, aus Ziegelsteinen, oder wie einst jener zu Nanking aus Fayence; man hatte ihn den Porzellanthurm genannt, weil er mit Verzierungen aus Porzellan bekleidet war. Gegenwärtig sind die meisten derartigen Monumente im Verfalle, auch der Porzellanthurm ist in der Taïpingrevolution zerstört, aber in alten Dichtungen kommen Stellen vor, welche beweisen, wie viel Gewicht die Kaiser der Vorzeit auf solche Thürme legten. So heißt es z. B.: „Wenn ich meine Blicke zu dem steinernen Thurm erhebe, muß ich sein Dach in den Wolken suchen. Der Schmelz seiner Bekleidung wetteifert mit jenem von Gold und Purpur, er wirft wie ein Regenbogen die Strahlen der Sonne, welche auf jedes Stockwerk fallen, bis in die Stadt zurück“.

Ein Dichter spricht von einem fünfhundert Fuß hohen Thurme und bemerkt: „Ich fürchte Engbrüstigkeit und Beklemmung, und habe nicht gewagt, bis oben hinauf zu steigen; von dort erscheinen die Menschen unten nur so groß wie Ameisen. So viele Treppen zu ersteigen, ist Sache junger Königinnen, welche die Kraft haben, auf ihren Fingern oder auf ihrem Kopfe die Einnahme mehrerer Provinzen tragen zu können“. Den chinesischen Büchern zufolge gebe es Thürme aus weißem Marmor, aus vergoldeten Ziegelsteinen und sogar einige, die wenigstens theilweise aus Kupfer bestehen. Die Anzahl der Geschosse steige, heißt es, von drei, sieben und neun manchmal bis auf dreizehn.



AM FLUSSE MENAM BEI AYUTHIA.



DER PORZELLANTHURM IN NANKING.

Das Aeußere bei den einzelnen Thürmen ist so mannigfaltig und verschiedenartig, wie die innere Ausschmückung; manche hatten in den unteren Stockwerken Galerien und Söller, und liefen mit jedem Geschosse nach oben hin verjüngt zu; einige erhoben sich aus dem Wasser auf Felsenmassen, auf welche man Bäume und Blumen gepflanzt hatte, und wo Cascaden spielten. In die Felsen waren Stufen gehauen, welche am Abhang entlang unter dem Gesteine hinwegführten, welches Gewölbe und überhängende Grotten bildete. Oben auf der Fläche lag dann ein reizender Garten und inmitten desselben erhob sich der Thurm. Man sieht noch jetzt prächtige Trümmer derartiger Bauwerke.

Man kann nicht von chinesischer Baukunst reden, ohne wenigstens mit einigen Worten der großen Mauer zu gedenken. Sie soll durch den ersten allgemeinen Regenten des Reiches, zweihundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, also vor mehr als zweitausend Jahren erbaut worden sein. Sie begrenzt den ganzen Norden von China, längs der Grenzen der drei Provinzen, und erstreckt sich vom Meerbusen von Pe-tsche-li, drei und einen halben Grad südlich von Pe-king, fünfzehn Grad westlich von dieser Hauptstadt. Die Kaiser der Dynastie der Mings bauten hierzu noch eine innere Mauer, westlich von Pe-king in deren Nähe, welche einen Theil der Provinz bis zum äußersten östlichen Ende der großen Mauer einschließt. Auf mehreren Karten findet man noch eine Fortsetzung dieser Mauer irrthümlich eingezeichnet, indem man eine ungeheuer lange Barrière von hölzernen Pfeilern als dazu gehörig betrachtete.

Die der Gesandtschaft des Lord Macartney attachirten Personen waren so glücklich, daß sie, um die Tatarei zu besuchen, einen der vollständigsten Theile der Mauer passiren konnten, wodurch der Capitän Parish Gelegenheit hatte, die Bauart derselben in ihren einzelnen Theilen zu untersuchen. Beim ersten Anblick aus der Ferne, sagt er, gleicht sie einer hervorragenden Ader Quarz, welche auf Gneiß- oder Granitbergen fortläuft, aber die Fortsetzung dieser Linie bis auf den Gipfel der Berge zog unsere Aufmerksamkeit an. Wir unterschieden bald die Gestalt einer Mauer, welche mit Schießscharten versehen war, sich sowohl bis auf die höchsten Höhen erhob, als bis zu den tiefsten Thälern hinabstieg, über großen Bogen die Flüsse durchschnitt und an solchen Punkten sogar doppelt war, wo ein Uebergang möglich gewesen wäre; außerdem waren in gewissen Entfernungen von einander, d. h. ungefähr alle zweihundert Schritt, sehr feste Thürme oder Bastionen mit der Mauer verbunden.

Einer der höchsten Berge, über den diese Mauer fortlief, hatte eine Höhe von ungefähr 5000 Fuß über der Meeresfläche.

Der innere Körper der Mauer besteht aus einem Walle von Erde, welcher von beiden Seiten durch Mauerwerk unterstützt wird, und eine Decke von viereckigen Mauersteinen hat. Die ganze Höhe, wenn man eine Brustwehr von fünf Fuß mitrechnet, ist zwanzig Fuß auf einer Grundmauer von Feldsteinen, welche zwei Fuß und darüber, jenachdem das Niveau des Bodens es erforderte, hervorspringt. Die Dicke der Mauer ist an ihrer Basis fünfundzwanzig und an der Platform fünfzehn Fuß. Die Thürme sind an ihrer Basis vierzig Fuß und an ihrem Scheitel dreißig Fuß im Gevierte dick, wobei sie eine Höhe von ungefähr siebenunddreißig Fuß haben; jedoch sind auch einige vorhanden, die achtundvierzig Fuß Höhe messen und dabei in zwei Etagen abgetheilt sind. Die Ziegelsteine sind, wie gewöhnlich in China, von einer bläulichen Farbe und haben bei einer Breite von $7^1/_2$ Zoll und einer Dicke von vier Zoll ungefähr fünfzehn Fuß Länge, welche die ganze, halbe und Viertel-Länge des chinesischen Fußmaßes ausmacht. Die blaue Farbe der Ziegelsteine ließ die Vermuthung zu, daß sie eingebrannt sei, aber man entdeckte einige alte Oefen in der Nähe der Mauer, und nach der Zeit im Jahre 1816 machte der Dr. Abel die Erfahrung, daß der Thonstein der Chinesen zwar erst roth sei, aber blau werde, wenn er gebrannt wird. Die geringe Stärke der Brustwehr auf der Mauer, welche nur ein und einen halben Fuß dick ist, bestätigt die Meinung, daß sie nicht dazu angelegt sein kann, gegen Kanonen Widerstand zu leisten; und überdies behaupten die Chinesen auch nicht, daß die Erfindung ihrer Feuerwaffen schon so alt sei.

[239]

VII. Schwimmende Inseln.

(E. R. Huc.)

Sie sind ein eben so wunderbares wie sinnreiches Erzeugniß der chinesischen Betriebsamkeit, deßgleichen schwerlich ein anderes Volk in ähnlicher Weise besitzt. Sie bestehen aus schwimmenden Flößen, die zumeist aus Bambus zusammengesetzt sind, dessen Holz dem Wasser lange Zeit Widerstand leistet. Auf diese Flöße hat man eine dicke Lage fruchtbarer Dammerde gebracht. Auf solch einer Insel wohnen einige Ackerbaufamilien in zierlichen Häusern, mitten in Gärten und wohlbestellten Feldern; sie scheinen sich in gedeihlichem Wohlstande zu befinden und treiben den Fischfang als einträgliches Nebengewerbe. Tauben und Sperlinge haben sich in Menge auf diesen Inseln angesiedelt. Mitten im Ping-hu-See trafen wir eine solche, die wie ein Schiff fortbewegt wurde; sie kam freilich nur langsam von der Stelle, obwohl sie vor dem Winde schwamm und die Bewohner nicht nur ruderten, sondern auch viele Segel beigesetzt hatten. Eins derselben war auf dem Hause angebracht, andere bemerkten wir an verschiedenen Punkten. Die Chinesen sind bald da bald dort mit diesen Inseln, gerade so wie der Mongole sein Zelt heute an dem einen Orte aufschlägt und morgen an einem anderen. Schwimmende Inseln findet man auf allen großen Seen Chinas. Sie überraschen ungemein, wenn man sie zum ersten Male sieht, und man bewundert die sinnreiche Arbeit dieses Volkes, das in Allem, was es thut, uns Erstaunen abnöthigt. Man fragt sich aber bald: wozu und weßhalb diese künstlichen Felder? Man denkt daran, wie viel Fleiß und Arbeit es gekostet haben muß, bis arme Leute sich auf dem Wasser einen Acker und ein Haus schufen, das sie auf dem festen Lande nicht finden konnten. Dann steigen in uns trübe Gedanken auf. Was wird die Zukunft dieser ungeheuren Menschenmenge sein, die fast zu groß ist, als daß China sie noch fassen kann, und die sich auf das Wasser flüchten müssen, um ihr Leben zu fristen?

[239]

VIII. Die chinesischen Frauen.

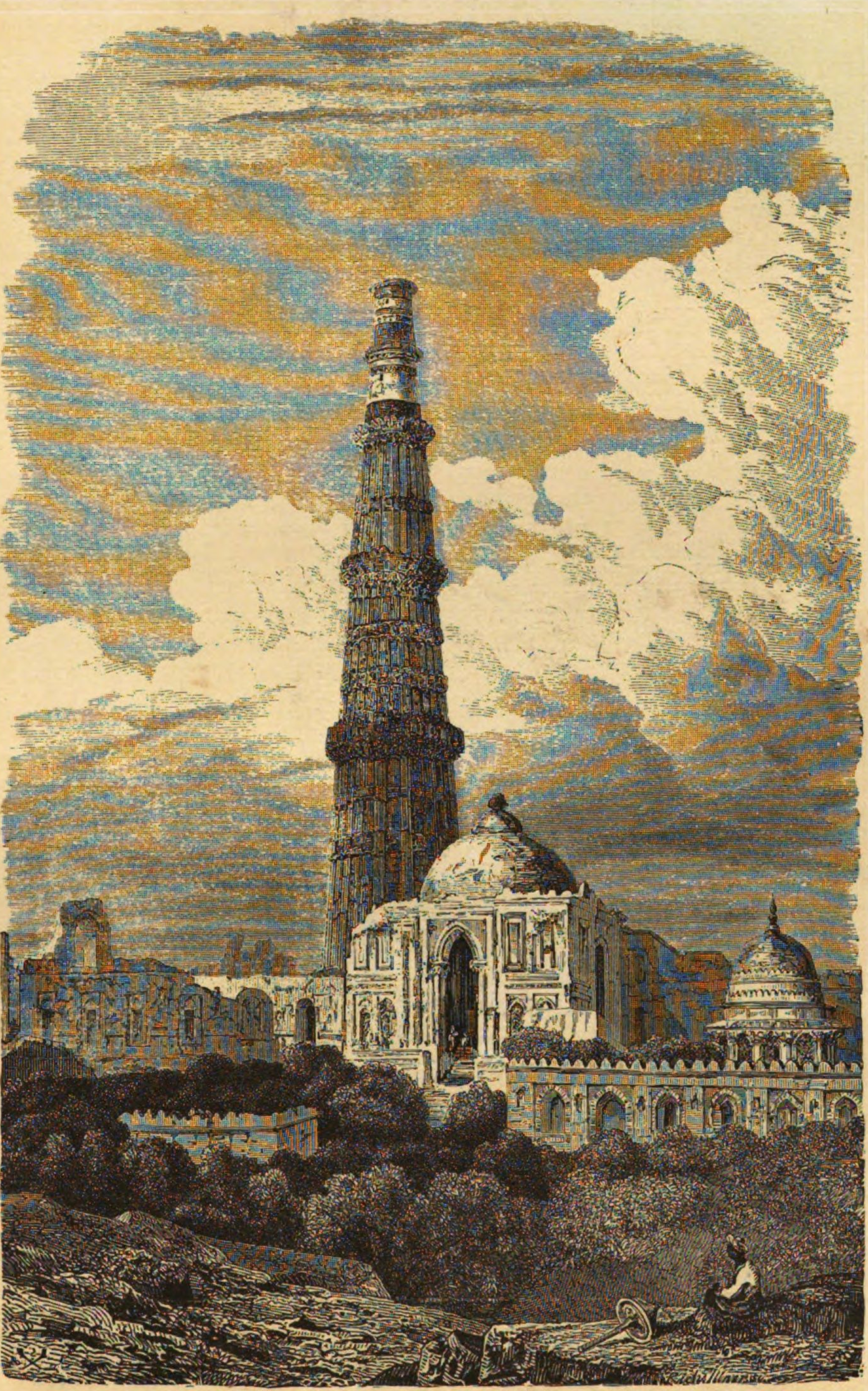
(E. R. Huc.)

Die stärkste Schattenseite im Leben der Chinesen ist die beklagenswerthe Lage des weiblichen Geschlechts. Die Lazaristen-Missionäre Huc und Gabet, welche sich viele Jahre in China aufhielten, zogen einst durch eine Stadt, in welcher sie mitten auf der Straße Frauen erblickten, welche niederknieten und das Zeichen des Kreuzes machten. Es waren Christinnen aus Leang-schan, welche bei dieser Gelegenheit ihr „Herz nicht kleiner machen" wollten; vielmehr schüttelten sie einmal die schwere Sclaverei ab, welche das chinesische Vorurtheil ihnen auferlegt. Das chinesische Gefolge der Missionäre war über eine solche Keckheit sehr erstaunt, doch vernahmen sie keine ungebührliche Bemerkung. Ein Trabant äußerte: Daß Männer Christen sind, ist schon lange bekannt, ich wußte aber nicht, daß auch Weiber sich zur Religion des Himmelsherrn bekennen. Die Missionäre knüpfen an diesen Vorfall folgende Schilderung der Lage der Chinesinnen.

Das Benehmen der Christinnen von Leang-schan war uns in hohem Grade auffallend. Daß Frauen aus Neugier auf die Straße kommen, um zwei fremde Männer, über die man ihnen seltsame und außerordentliche Dinge erzählt hat, anzugaffen, daß sie ein Kreuz schlagen, knien und um den Segen bitten, das wird in Europa nicht gerade auffallend erscheinen. (?) Aber in China ist das Alles geradezu wunderbar und ungeheuerlich, es verstößt gegen Brauch und Herkommen, gegen allgemein angenommene Ideen und Grundsätze. Das Vorurtheil wurzelt nämlich in der kläglichen Unterdrückung und Sclaverei, welche auf den Chinesinnen lastet. In der That ist ihre Lage ungemein beklagenswerth. Ein weibliches Wesen in China hat von der Wiege bis zum Grabe unendlich viel zu leiden, zu entbehren, und ist wirklich ein elendes Geschöpf. Schon in der Thatsache, daß ein Mädchen geboren wird, liegt für die Familie ein gewisser Schimpf, es ist ein Zeichen der Ungnade des Himmels. Erstickt man das Mädchen nicht gleich nach der Geburt (davon



SCHWIMMENDE HÜTTEN AUF DEM MENAM.



CUTAB-MINAR ZU DELHI.

Druck von J. J. Weber in Leipzig.

wird späterhin die Rede sein), dann behandelt man es doch wenigstens als eine verächtliche Creatur, die kaum zum Menschengeschlecht gehört. Und diese Vorstellung ist so allgemein, daß die Schriftstellerin Pan-hui-pan in ihrem berühmten Werke es sich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, ihr eigenes Geschlecht zu erniedrigen, denn sie kommt immer darauf zurück, daß die Weiber eine tiefe Stufe in der Schöpfung einnehmen: „Ein Sohn schläft gleich nach seiner Geburt auf einem Bette, wird in Röcke gekleidet und spielt mit Perlen; Jeder hört auf das Schreien des Prinzen. Wird aber ein Mädchen geboren, so muß es auf der Erde schlafen, und wird nur mit einem Tuche bedeckt; es spielt mit einem Stein, ist unfähig zum Guten oder Bösen, muß darauf denken, Wein und Speisen zu bereiten, und darf seinen Eltern keinen Verdruß machen". — In alten Zeiten ließ man ein neugebornes Kind auf der Erde liegen, in einem Haufen Lumpen, und die Familie äußerte gar kein Zeichen von Theilnahme bei einem so unbedeutenden Ereigniß. Später vollzog man einige nichtssagende Ceremonien, während es nach der Geburt eines Knaben hoch herging. Die eben erwähnte Schriftstellerin erwähnt dieses alten Brauches, den sie für sehr angemessen und verständig erklärt, weil dadurch schon von Anfang an das Weib auf seine untergeordnete Stellung vorbereitet wurde.

Die Knechtschaft, Dienstbarkeit und niedrige Stellung der Frauen im öffentlichen Leben wie im Hause ist dreifach besiegelt durch die öffentliche Meinung, durch die Gesetzgebung und durch die Sitten; sie ist gewissermaßen ein Eckstein der chinesischen Gesellschaft geworden. Das Mädchen lebt von der Außenwelt gleichsam abgeschlossen, sieht sich fast allein auf häusliche Arbeiten angewiesen, wird von Jedermann, namentlich aber von den Brüdern, wie eine Magd behandelt, welche die schwierigsten und niedrigsten Dienste leisten muß. Solch ein Mädchen erhält keinen anderen Unterricht als im Nähen, denn es geht in keine Schule, und steht einsam, bis es verheirathet werden soll. Dann erst bekümmert man sich etwas mehr um dasselbe, es gilt aber für ein so nichtiges Ding, daß man es gar nicht fragt, ob es heirathen will; man nennt ihm höchstens den Namen des Mannes, und auch das gilt im Grunde für lächerlich und überflüssig. Das Mädchen ist eben eine Handelswaare, die an den Meistbietenden losgeschlagen wird; es hat gar kein Recht, nur die geringste Bemerkung über die Qualität des Käufers zu machen. Am Hochzeitstage wird dann allerdings die Braut stattlich herausgeputzt mit schillernder Seide, funkelndem Golde und Stickereien; man schmückt ihr das rabenschwarze Haar mit Blumen und Steinen, holt sie mit festlichem Pomp ab, und Spielleute umgeben den Palankin, in welchem sie wie eine Königin thront. Aber nun beginnt für sie nicht etwa eine glücklichere Zeit, sie ist nur ein geschmücktes Opfer. Das Elternhaus, in welchem sie eine niedrige Stellung eingenommen, verläßt sie zwar, doch ist nun das schwache, unerfahrene Wesen unter Unbekannte gerathen, muß auch ferner entbehren, wird auch in Zukunft verachtet und ist ihrem Käufer völlig preisgegeben. Auch in der neuen Familie muß sie ohne Widerrede gehorchen, sie darf, wie ein chinesischer Schriftsteller sich ausdrückt, im Hause nichts weiter sein, als ein Schatten, als einfach ein Widerhall. Sie darf nicht einmal mit ihrem Manne und ebensowenig mit ihren Söhnen am Tische essen, muß sie stehend und schweigsam bedienen, ihnen die Gläser vollschenken und die Pfeife anzünden. Wenn die Anderen gesättigt sind, dann darf sie essen, aber allein und abseits, und nicht einmal was ihre Söhne übrig ließen, sondern nur wenig und schlechte Nahrung.

Das Alles widerstreitet scheinbar dem berühmten Grundsatze der kindlichen Pietät; man muß sich aber erinnern, daß in China das Weib für Nichts gerechnet wird. Das Gesetz nimmt gar keine Notiz von ihm, außer wo es sich darum handelt, dasselbe zu bedrücken. Der Mann, oder genauer ausgedrückt, der Herr und Gebieter darf seine Frau schlagen, er darf sie Hungers sterben lassen, wieder verkaufen und — vermiethen. Die in China erlaubte Vielweiberei trägt außerdem bei, die klägliche Lage der Frau noch zu verschlimmern. Ist sie nicht mehr jung, oder unfruchtbar, oder hat sie noch keinen Knaben geboren, so nimmt der Mann eine zweite Frau. Im Hauswesen herrscht dann Zwietracht, Eifersucht und es kommt auch wohl zu Schlägereien. Es kann unter solchen Umständen nicht auffallend sein, daß sehr viele Frauen Selbstmord begehen. Darüber ist denn allerdings der Mann sehr betrübt, weil dieser Verlust ihn zu Geldausgaben nöthigt. Er muß sich nämlich eine neue Frau kaufen.

Uebrigens bessert es sich mit der Lage der

Weiber in China, aber nur allmälig. Es versteht sich von selbst, daß in den christlichen Familien die neugeborenen Mädchen nicht erstickt oder so schlecht behandelt werden. Denn die Religion sagt: Hier ist ein Kind, das nach Gottes Bild geschaffen und gleich dem Manne unsterblich ist. Das Christenmädchen darf nicht verlassen und ohne Unterricht bleiben; es muß seine Gebete und die christlichen Glaubenslehren lernen, und schon allein damit haben die Chinesen ein alteingewurzeltes Vorurtheil abgestreift. Man wird auch Schulen gründen, wo die Mädchen lesen und schreiben lernen, wo sie Gespielinnen finden. Zwar hat auch die Christin immer noch keine freie Wahl in Bezug auf einen Gemahl, aber sie kann doch schon ihre Meinung äußern, und wir selbst haben mehrmals erlebt, daß Mädchen eine von dem Vater beschlossene Verbindung rückgängig machten. Dergleichen wäre bei den Heiden nicht möglich. Die Christinnen haben in und außer dem Hause eine viel größere Freiheit. Sie kommen an Sonn- und Festtagen in die Kapellen, und wohnen gemeinschaftlich dem Gottesdienste bei. Auch besuchen sie einander, leben überhaupt weniger eingezwängt als die Heidinnen. Unser Begleiter verwunderte sich gar sehr über die Dreistigkeit der Christenfrauen von Leang-schan am blauen Flusse; seine Aeußerungen darüber sind bezeichnend. „Ich habe vernommen, daß die Frauen, welche wir beim Auszug in die Stadt sahen, Christinnen waren; sind das nicht etwa hohle Worte?" — „„Nein, das ist die volle Wahrheit, sie sind Christinnen."" — Die Arme fielen dem guten Manne am Leibe hinunter, er war höchlich erstaunt. — „Das begreife ich nicht", fuhr er fort, „ihr habt mir oft gesagt, man sei Christ wegen seines Seelenheiles, nicht wahr?" — „„Allerdings."" — „Nun, weßhalb werden denn die Weiber Christinnen?" — „„Nun, um ihre Seele zu retten, gerade wie die Männer auch."" — Da trat der Chinese einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über der Brust und rief: „Aber sie haben ja keine Seele. Wie könnt ihr nun Christinnen aus ihnen machen?" — Wir gaben uns alle Mühe, ihm gesundere Begriffe beizubringen, wissen aber nicht, in wie weit uns das gelungen ist. Schon der bloße Gedanke, daß auch das Weib eine Seele haben könne, brachte ihn zum Lachen. Am Ende sagte er: „Ich will mich doch an das erinnern, was ihr mir sagt, und zu Hause meiner Frau sagen, sie habe eine Seele. Sie wird darüber nicht wenig erstaunt sein".

[239]

IX. Sittenverfall und Armuth.

(E. R. Huc.)

Arme Leute hat es zu allen Zeiten gegeben und es wird deren stets geben, aber schwerlich hat jemals in irgend einem anderen Lande ein solches Elend geherrscht, wie im himmlischen Reiche. Es vergeht kein Jahr, wo nicht auf dem einen oder anderen Punkte eine erschreckliche Menge von Menschen vor Hunger und vor Kälte umkommt. Sobald in Folge von Ueberschwemmung, Dürre oder sonst durch ein Mißgeschick die Ernte in einer einzigen Provinz schlecht ausfällt, sind gleich zwei Drittel der Bewohner einer Hungersnoth preisgegeben. Dann streifen große Banden, förmliche Bettlerheere, Männer, Weiber und Kinder im Lande umher, und fordern in Stadt und Dorf Lebensmittel. Manche sinken vor Erschöpfung nieder und sterben im freien Felde, wo ihre Leichname liegen bleiben. Man geht gleichgültig daran vorüber, und achtet kaum darauf, denn man ist dergleichen gräßliche Scenen schon gewöhnt.

Abgesehen von der Sorglosigkeit der Regierung und der ungeheueren Volksmenge, finden wir die Hauptursachen der Bettelarmuth in der Sucht zu Glücksspielen, in dem Hange zum Trinken und in geschlechtlichen Ausschweifungen. Wir wissen sehr wohl, daß diese Laster nicht auf China beschränkt sind, sondern überall und zu allen Zeiten leibliches und sittliches Elend im Gefolge gehabt haben; aber die Chinesen sind ihnen stärker ergeben, als vielleicht jemals ein anderes Volk es gewesen.

Wo drei so arge Laster in einem zahlreichen Volke weit und tief um sich gegriffen haben, kann die Bettelarmuth nicht auffallen. Eine ungeheuere Menschenmenge sieht sich der äußersten Dürftigkeit preisgegeben, lebt in grenzenlosem Elende, und es erklärt sich leicht, daß sie allemal bei jeder irgend günstigen Gelegenheit stiehlt und plündert. Dieser Pauperismus trägt auch die Hauptschuld an dem häufig vorkommenden Kindermord.

Derselbe ist leider sehr im Schwange, weit mehr als in irgend einem anderen Lande. Es ereignet sich unzählige Male, daß die Kleinen erstickt oder ertränkt werden. Auch davon ist der Pauperismus die Hauptursache. Unsere Erkundigungen und Nachforschungen in den verschiedenen Provinzen haben herausgestellt, daß man die neugeborenen Kinder tödtet, wenn sie den Eltern Unbequemlichkeiten verursachen. Die Geburt eines Knaben gilt für ein Familienglück, aber jene eines Mädchens wird namentlich bei armen Leuten für ein wahres Mißgeschick angesehen. Ein Knabe kann arbeiten, sobald er heranwächst, und kann seinen Eltern behülflich sein, die ohnehin im Alter auf seine Unterstützung rechnen. Man entledigt sich der Mädchen, weil sie für eine Quelle der Armuth und Dürftigkeit gelten.

Uebrigens gilt der Kindermord auch in China für ein Verbrechen, und die Behörden haben zu allen Zeiten ihre warnende Stimme gegen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt erhoben.

[239]

X. Opiumhandel und Opiumrausch.

(F. Jagor.)

Opium ist bekanntlich der eingetrocknete Milchsaft des Gartenmohns (Papaver somniferum) und wird besonders in der Türkei und in Indien gewonnen. Das türkische Opium wird in Europa und Java, das indische in China und Hinterindien genossen. In britisch Indien ist die Opiumerzeugung Monopol der Regierung, in den Malwa- und anderen Staaten unter einheimischen Fürsten steht sie jedem frei; das Fabrikat zahlt aber in Bombay einen Transitzoll von 400 Rupien per Kiste. Das Opium von Behar, im Handel als Patna bekannt, und das von Benares, beide unter der strengen Aufsicht englischer Beamten dargestellt, sind besser als Malwa-Opium. Letzteres geht fast ausschließlich nach Nordchina.

Zum Rauchen ist das Opium, wie es aus Indien kommt, noch nicht geeignet; es wird erst durch ein umständliches Verfahren, das achtzehn Stunden Zeit in Anspruch nimmt, im Wesentlichen aber nur im Ausziehen der in Wasser löslichen Bestandtheile und Eindicken des Auszuges besteht, in die bei den Rauchern beliebte Substanz Tschandu verwandelt, die wie Melasse aussieht, aber noch consistenter ist.

Das Recht, das Tschandu zu bereiten, ist in Singapore Monopol der Regierung, die es dem Meistbietenden verpachtet. Diese Pacht bildet ihre Haupteinnahme; der Pächter ist immer ein Chinese, keinem Anderen würde es möglich sein, unter der hiesigen Bevölkerung eine gewinnbringende Controle auszuüben. Der Pächter, der gewöhnlich sehr reich wird, verkauft das Tschandu an die Opiumkrämer, von denen es die Raucher in einzelnen Dosen entnehmen. Die Wiederverkäufer erhalten gar keinen, oder nur sehr geringen Rabatt, der höchstens für solche, die entfernt wohnen, bis auf acht Procent steigt. Die Consumenten kaufen ihr Tschandu bei dem Pächter nicht billiger, als bei dem Kleinhändler; der Gewinn des letzteren besteht lediglich in den Abfällen. Das Tschandu hinterläßt nämlich beim Rauchen einen Rückstand, bestehend aus Kohle, brenzlichten Oelen, einigen Salzen und etwas unverbranntem Opium. Dieser Rückstand heißt Tinko und beträgt fast die Hälfte des ursprünglichen Tschandu. Er wird an die ärmere Classe zum halben Preis verkauft; man raucht oder verschluckt ihn. Im ersteren Falle läßt er wieder einen Rückstand, Samsching, der von noch Aermeren gekauft und verschluckt wird, da er nicht mehr brennt. Aus dem Verkauf der Rückstände bestreitet der Opiumkrämer die Miethe seines Locals und den Unterhalt seiner Familie.

Wohlhabende rauchen ihr Opium zu Haus, Aermere bei den Krämern, die zu dem Zweck einen besonderen Raum verfügbar halten, in welchem mehrere Bambuspritschen angebracht sind. Diese engen, heißen, von Opiumrauch erfüllten Räume werden als eine der Sehenswürdigkeiten Singapores gewöhnlich von Fremden besucht. Daher sind die „Gräuel dieser Höllen, der fürchterliche Qualm und die Entsetzen erregenden Gestalten der Unglücklichen, die dem Laster fröhnen“ schon oft mit sehr lebhaften Farben beschrieben worden. Ich habe diese Orte mehrere Male besucht, fand aber den Qualm nie so unerträglich, als den Tabaksqualm mancher deutschen Bierstuben, auch gelang es mir ebenso wenig, die schrecklichen Folgen des Lasters gleich auf den Gesichtern

der Raucher zu lesen, als die Folgen der Trunksucht auf den Gesichtern von Stammgästen, oder die des Spielers auf denen, die in Baden den Roulettetisch umgeben. Der Raucher liegt auf einer Pritsche ausgestreckt, nimmt mit einer langen Nadel eine kleine Menge Tschandu, zündet sie an, wozu einige Geschicklichkeit gehört, da die Masse schwer brennt, und bringt sie auf die feine Oeffnung eines birnförmig gestalteten Pfeifenkopfes, zieht den Rauch mit einem oder einigen Athemzügen ein, behält ihn einige Zeit bei sich und bläst ihn aus.

Die jährliche Opiumeinfuhr in China betrug während der letzten zehn Jahre 70,000 Kisten. Das reichte für den Bedarf nicht aus und beförderte die Production in China, wo gegenwärtig 20,000 bis 30,000 Kisten durch einheimische Pflanzer erzeugt werden. Die Nettoeinnahme in Indien beträgt ungefähr 4,000,000 Pfd. Sterl. jährlich, das Product kostet der Regierung etwa 400 Rupies (40 Pfd. Sterl.) per Kiste.

Die Gesammtausfuhr aus Indien von 1798 bis 1855 betrug 1,197,041 Kisten und stieg von 4000 Kisten im ersten Jahre auf 78,454 im letzten Jahre; die indische Regierung zog daraus einen Gesammtgewinn von 67,000,000 Pfd. Sterl. und darüber. 180,000 Kisten davon wurden in den malayischen Ländern verbraucht.

Der Werth des gegenwärtig in China eingeführten Opiums ist dem Werth der Ausfuhr von Thee und Seide fast gleich. Als eine Errungenschaft des letzten Krieges ist der Opiumhandel jetzt gesetzlich erlaubt. Der Gebrauch der Drogue hat sich über das ganze Reich verbreitet und seine Billigkeit für Raucher, die fern von der Küste wohnen, wird den Verbrauch wohl bedeutend steigern, sowie auch die damit verbundenen Uebel .... Die Geschichte der Anstrengungen, welche die Beherrscher dieses heidnischen Volkes gemacht haben, um die Einführung des Opiums abzuwehren, weil sie fühlten, daß es für die Einkünfte, die Sittlichkeit und den Gewerbfleiß ihres Volkes schädlich war, und das gänzliche Mißlingen dieser Anstrengungen bildet eines der lehrreichsten Kapitel in den chinesischen Annalen.

Es ist zugleich die Geschichte der Anstrengungen des christlichen Volkes der Briten, um den „umnachteten Heiden" trotz allen Widerstandes durch Schmuggel, Bestechung der Mandarine und offenbare Gewalt, ja sogar durch zwei Kriege das Gift aufzuzwingen. Man sieht daraus, was es mit der civilisatorischen Mission auf sich hat, wenn sie mit dem Eigennutz collidirt. Nach dem Urtheil mancher Aerzte und anderer am Opiumhandel nicht Betheiligter soll mäßiger Opiumgenuß nicht schädlicher sein als mäßiger Genuß von Spirituosen. Für diese Ansicht scheinen allerdings die Tüchtigkeit und Körperkraft der chinesischen Bevölkerung von Singapore zu sprechen, von der nach Dr. Little je der Dritte ein Opiumraucher sein soll. Manche geben sogar dem Genuß des Opiums den Vorzug vor dem der Spirituosen. Jedenfalls ist der Opiumraucher für seine Umgebung weniger lästig, da er sich während seines Rausches am liebsten gegen die ganze Außenwelt abschließt, während sich der Säufer aufdrängt und Händel sucht. Man sieht in den Ländern, wo Opium geraucht wird, nicht die durch Völlerei veranlaßten häßlichen Auftritte, außer in der Nähe der von europäischen, namentlich englischen Matrosen besuchten Branntweinkneipen. Mäßig genossen, befähigt es zum Ertragen von Strapazen und Entbehrungen, denen der Mensch sonst erliegen müßte. Die große Gefahr liegt in dem zauberhaften Reiz, den das Opium auf seine Verehrer ausübt, in der unwiderstehlichen Gewalt, die es über ihre Willenskraft erlangt, in der Nothwendigkeit, die Dosis allmälig zu steigern, um gleiche Empfindungen hervorzurufen. Daher ist es besonders für reiche Wüstlinge verderblich, die weder durch den hohen Preis der Drogue, noch durch ernste Beschäftigungen verhindert werden, dies immer bereite Mittel zum Sinnenrausch anzuwenden.

[242]

---

4. Der chinesische Thee.

(Ludwig Rudolph.)

Die Theepflanze ist ein Strauch, der, wenn man ihn sich selbst überläßt, eine Höhe von zwanzig Fuß erreicht. Gleich von der Wurzel an theilt er sich in viele Aeste und Zweige und ist immerwährend von oben bis unten mit Blättern bedeckt, die nur in der Jugend etwas weichhaarig sind. Später erscheinen sie lederartig, länglich-lanzettförmig oder mehr keilförmig, schön grün und ganz glatt. Die Blüthen, welche auf kurzen Stielen zu zwei bis drei in den Blattwinkeln stehen, erscheinen im Herbste, sind weiß und sechsblätterig, gleichen in Form und Größe denen unserer wilden Rosen, riechen aber wenig und haben im Inneren über zweihundert Staubfäden, mit großen, gelben Staubbeuteln, so daß sie ein wahrer Schmuck des Gewächses sind. Die Frucht ist eine birnförmige, lederartige Kapsel mit nußartigem Samen in einer holzigen Schale.

Als Vaterland des Theestrauches wird China angesehen; anderen Angaben zufolge soll er eigentlich aus der Halbinsel Korea stammen, von wo er im Jahre 816 n. Chr. nach Japan und 827 nach China gebracht wurde. Man findet den Theestrauch dort bis zum 40. Grade n. Br., sowie auch in den südlicheren, gebirgigen Theilen von 500 bis zu 800 Fuß Höhe, vorzüglich auf den Bergen an der Grenze des birmanischen Reiches. In der Landschaft Assam wächst der Theestrauch in großer Menge wild, in einer Höhe von 6—8000 Fuß, erst in neuerer Zeit hat man angefangen, ihn zu cultiviren.

In China hat sich der Theestrauch ungemein ausgebreitet. An manchen Orten bildet er fast ohne Pflege Hecken und Zäune zwischen den Feldern und an den Wegen; an anderen Orten sind aber auch ausgedehnte Strecken zu bloßen Theeplantagen benützt, so daß gegenwärtig in China ein Flächenraum für 5000 Mill. Theestauden zur Cultur dieser Pflanze in Anspruch genommen wird. Von Korea aus ist der Theestrauch nach Japan gekommen und dort wächst er an solchen Orten, wo es friert und schneit, so daß man ihn wohl auch nach Europa verpflanzen könnte. In Cochinchina und Tonkin baut man eine große Menge gewöhnlichen Thees, aber nicht mit der Sorgfalt, wie im eigentlichen China; ebenso hat man in Bengalen, in dem birmanischen Reiche, an der Ostgrenze von Tibet und in Assam Versuche angestellt, die nicht ohne Erfolg sein werden. Auch auf Java und Ceylon werden jährlich schon mehrere tausend Kisten gezogen. Die Anpflanzungen außerhalb Asiens dagegen, am Cap, auf St. Helena und bei Rio de Janeiro, sind bis jetzt von geringer Bedeutung.

Die ältesten Nachrichten über den Gebrauch des Thees gehen bis in das dritte Jahrhundert zurück, und einer alten chinesischen Schrift zufolge hat ein Minister der öffentlichen Bauten Namens Wangmang, die Theepflanze um die Mitte des vierten Jahrhunderts gebraucht. Im Jahre 584 wurde sie einem chinesischen Kaiser, der an heftigen Kopfschmerzen litt, von einem Priester empfohlen, und der günstige Erfolg war die Veranlassung, daß sich die Theepflanze sehr schnell verbreitete. Die älteste Schrift, in welcher ein Europäer über den Thee berichtet, ist die 1589 in Leyden erschienene Historia indica von Giovanni Pietro Maffei († 1609); und 1610 sollen holländische Kaufleute den ersten Thee nach Europa gebracht haben. Im Jahre 1638 erhielt der Czar Michael Feodorowitsch Romanow den Thee als Geschenk durch Gesandte von Moskau. Aber erst seit zweihundert Jahren ist der Thee in England ein beliebtes Getränk geworden, so daß der Verkauf desselben schon im Jahre 1660 durch eine Parlamentsacte mit einer Steuer belegt wurde. Seitdem hat er sich durch Europa mehr und mehr verbreitet, so daß bald nicht nur, wie schon jetzt für China, sondern auch für andere tropische Länder die Theecultur eine Quelle des Wohlstandes zu werden verspricht. Linné war der Erste, welcher diese Pflanze in Europa einführte.

Das Anpflanzen des Theestrauches geschieht durch Aussaat des Samens. Man steckt in eine Grube am Rande der Felder etwa sechs bis zwölf Kapseln, von denen gewöhnlich nur das fünfte Korn keimt, und düngt die Staude

sorgfältig. Gleich im ersten Jahre bricht man die mittleren Triebe ab, damit der Strauch nicht zu schnell in die Höhe schießt, sondern sich mehr verästelt und eine größere Menge von Blättern bringt, deren Lese dann im vierten oder fünften Jahre beginnt. Eigentliche Plantagen legt man nur in hügelreichen Gegenden an, wo dann die Sträucher über drei Fuß weit auseinanderstehen und nur $2^1/_2$ bis 3 Fuß hoch sind. Nur einzelne Stämme ragen gewöhnlich bis zu fünf Fuß Höhe über die anderen hinaus. Im siebenten Jahre ist der Strauch mannshoch; dann wird er nahe am Boden abgeschnitten und treibt nun von Neuem. Zweimal im Jahre wird eine Theelese gehalten, im Frühjahre und im Herbste; doch ist die Zeit derselben in den verschiedenen Gegenden des chinesischen Reiches nicht überall dieselbe. Die erste Ernte giebt den besten Thee, und die Hauptlesen sind schon im Mai und Juni beendet, so daß im September und October Ladungen frischen Thees nach Canton kommen. Das Abpflücken der Blätter geschieht mit den Händen, wozu die Eigenthümer Tagelöhner miethen. Ein ungeübter Arbeiter sammelt den Tag über kaum $1^1/_2$ Pfund, wer aber von Jugend an darauf geübt ist, kann wohl neun bis zehn Pfund pflücken.

Zur Versendung können nur die Blätter junger Sträucher vom dritten bis achten Jahr gebraucht werden. Wenn die Blätter frisch gepflückt sind, so merkt man Nichts von dem angenehmen Geruch und dem Wohlgeschmack, den sie später zeigen. Diese Eigenschaften sind erst eine Folge der Zubereitung, wie bei dem Kaffee, dessen Samen gleichfalls vor dem Brennen geruch- und geschmacklos ist. Uebrigens sucht man den Wohlgeruch des Thees auch zu erhöhen, indem man Theile anderer Pflanzen mit ihm in Berührung bringt, wie die Blüthen der Theerose (Rosa indica adoratissima), in China die Blätter der Camelia sassanqua, wie auch die Blüthen von Jasmin und dem Oelbaume (Olea fragrans). Die Zubereitung der frischgepflückten Theeblätter geschieht auf zweifache Weise, auf trockenem und auf nassem Wege. Bei der ersten Art röstet man die Blätter auf großen eisernen, stark erhitzten Platten oder in eisernen Pfannen, die schräg eingemauert sind. Durch gelinde Wärme, bei der sie fortdauernd umgerührt werden, bringt man sie zuerst zum Welken; dann wird die Hitze gesteigert, wodurch sie zusammentrocknen. Die so erhitzten Blätter schüttet man nun auf trockene Matten, reibt sie mit der flachen Hand und bringt sie nach dem Erkalten abermals in die Pfannen. Hat man dies vier- bis sechsmal wiederholt, dann sind sie vollständig getrocknet, wobei sie aber über die Hälfte ihres Gewichtes verloren haben, so daß durchschnittlich drei Pfund frische Theeblätter ein Pfund getrockneten Thee geben, der dann eine dunkelgrüne, bräunliche Farbe annimmt. Dies ist die Zubereitung des grünen Thees. — Die Bereitung des schwarzen Thees geschieht auf nassem Wege. Man legt die Blätter auf große Siebe, welche über kochendes Wasser gestellt werden, dessen Dämpfe sie durchziehen, oder man taucht sie eine halbe Minute in kochendes Wasser ein. Hierauf werden sie auf einem heißen Eisenbleche etwas abgetrocknet und dann während des allmäligen Trockenwerdens mit den Händen auf mannigfache Weise gerollt, wodurch die verschiedenen Theesorten ihre Form erhalten.

Wenn es nun auch ziemlich ausgemacht ist, daß alle unsere Theesorten von einer und derselben Art abstammen, so steht doch so viel fest, daß man in einigen Gegenden Chinas vorzugsweise grünen, in anderen dagegen schwarzen Thee baut, und daß die Art der Zubereitung und besonders des Rollens der Blätter in den einzelnen Gegenden sehr verschieden ist. Eine ganz ähnliche Erscheinung ist es bei uns mit dem Weinbau, wo auch in den einzelnen Gegenden diese oder jene Sorte mit besonderer Vorliebe gezogen wird. So beruht denn die Güte des Thees weit weniger auf der Abart des Strauches, von dem die Blätter genommen werden, als vielmehr darauf, wie jung dieselben sind und wie sie zubereitet werden. An manchen Orten in China ist man sorgfältig darauf bedacht, daß man die am Morgen gesammelten Blätter nicht mit denen mischt, die des Abends gesammelt werden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn so viele Sorten unterschieden werden. Einem chinesischen Manuscripte zufolge werden mit Bestimmtheit dort sechsunddreißig, nach Anderen sogar siebenundfünfzig Sorten unterschieden, die indeß nicht alle in den europäischen Handel kommen.

Von der Bereitung des Theeaufgusses hängt die Güte desselben fast ebenso ab, als von den Blättern selbst. Die in Deutschland allgemein gebräuchliche Zubereitungsart, nach der man die Theeblätter mit kochendem Wasser übergießt und ziehen läßt, ist weit weniger zu empfehlen,

als die russische. In Rußland nämlich übergießt man die Theeblätter mit etwas kaltem Wasser, läßt dies einige Minuten darauf stehen, und nachdem man es abgegossen, gießt man schnell die nöthige Menge heißen Wassers darüber. Soll die Bereitung schneller vor sich gehen, so kann man statt des kalten auch ein Wenig heißen Wassers nehmen, das aber schon nach einer Stunde abgegossen werden muß.

Der Verbrauch des Thees zum Getränke ist jetzt in China so allgemein, daß er bei gleichbleibender Bevölkerung wohl schwerlich noch zunehmen kann. Schätzt man die Einwohnerzahl auf 200 Millionen Menschen, so würde, wenn man auf den Kopf jährlich nur 1½ Pfund rechnet, der Verbrauch im Jahre sich auf mehr als 2½ Millionen Centner belaufen; außerdem werden noch in den übrigen Theilen des östlichen Asiens, in Japan, Cochinchina u. s. w., über eine Million Centner consumirt, und jährlich über 2 Mill. Centner in Europa und Amerika eingeführt, wovon Großbritannien 118 Mill. Pfd., Nordamerika 35 Mill. Pfd. und Rußland 50 Millionen Pfund exportirt (1866). Welche ungeheuere Menge von Händen demnach in China mit der Theecultur beschäftigt sein müssen, läßt sich leicht ermessen.

Wie bei anderen Pflanzen, so hat man auch für den Thee mancherlei Surrogate vorgeschlagen, wie frische Blätter von Pomeranzenbäumen, die jungen Blätter der Waldbeere, die der blauen Brombeere, besonders auch die vom Bergehrenpreis, und die Blüthen des Himmelsschlüsselchens; indessen sind sie alle dem chinesischen Thee wenig ähnlich. Auch die Blätter des Hagedorns, welche man in neuerer Zeit in England künstlich zubereitet und zu diesem Zwecke anwendet, dürften den Thee schwerlich ersetzen.

Bei einem so gesuchten Artikel, wie der Thee, ist es nicht zu verwundern, daß Verfälschungen häufig vorkommen. Schon in China selbst soll es vorkommen, daß man die Blätter des bereits abgenutzten Thees wieder trocknet und untermischt; selbst in England sollen jährlich um fünf Mill. Pfund Schlehen- und Eschenblätter unter den Thee gemischt werden. Daß guter, nicht zu starker Thee das Nervensystem angenehm erregt und zur Stärkung und Belebung der Kräfte sehr dienlich, ist bekannt; übermäßig aber und zu stark zubereitet genossen führt er manche Nachtheile mit sich; er wirkt dann narkotisch und läßt später große Abspannung zurück.

Ferner verdient noch erwähnt zu werden, daß man in China auch ganze Aeste abnimmt und sie mit den Blättern trocknet. Durch eine schleimige Substanz werden diese oft unsauberen Massen verbunden, zu Broden gepreßt und gebacken. Die Nomaden in der Gobi, die sich dieses sogenannten Ziegelthees bedienen, brechen dann einzelne Stücke ab, stoßen sie zu Pulver und kochen dasselbe mit Wasser oder Milch, unter Zusatz von Mehl und Fett. Den chinesischen Soldaten wird dieser Ziegelthee an den nordischen Grenzen des Reiches oft statt des Soldes verabreicht, und was sie nicht selbst verbrauchen, wird von ihnen wieder verhandelt.

[282]

---

5. Religion, Tempel und Bonzen in China.

(Ausland, C. Graf v. Görtz, E. R. Huc.)

Wie es theokratische Staaten gegeben hat, in denen die religiöse Vorschrift der Staatsordnung als Grund diente, (wie noch heute für die Mohammedaner der Koran zugleich das oberste Gesetzbuch ist), so ist in dem rein bureaukratischen China auch die Religion reine Staatseinrichtung, und man könnte dem herrschenden System des Confucius, da es keine Offenbarung als die in der Natur und dem Menschengeist kennt, selbst den Namen einer Religion abstreiten. Die Idee eines höchsten Wesens ist demselben nicht fremd, aber eben so wie dem „Himmel", erweisen sie der Erde und den Gestirnen, dem Wasser und allen großen Naturkräften, nicht minder den mythischen Heldenkönigen und verklärten hervorragenden Menschen, selbst den eigenen Ahnen, Anbetung und Opfer. Die Tiefe der Sittensprüche des Con-

fucius und seiner Schüler ist bekannt, aber der Glaube des Chinesen ist kalt und todt, und nur im gemeinen Mann schafft sich das innerste Bedürfniß eine Befriedigung im förmlichen Götzendienst, zu dem die große Zahl geheiligter Personen reichlichen Anlaß giebt. Sehr ausgebreitet ist neben der Staatsreligion der Buddhismus, mehr unter dem niederen Volk; diese Religion, welche mit Ausnahme des brahminischen Indiens, aus dem sie hervorgegangen, aber als ketzerisch vertrieben ist, fast das ganze mittlere und südliche Asien beherrscht, ist in China tief gesunken und in den Händen eines armseligen, trägen und unwissenden Priesterstandes (Bonzen) aufbewahrt, während der Cultus der Staatsreligion mit der ganzen Religionsordnung eins ist, und alle religiösen Handlungen eben so pünktlich beobachtet werden, als nur irgend ein politischer Act; so begeben sich z. B. Alle, die in Amt und Würden stehen, zu bestimmten Zeiten in die verschiedenen Tempel, und besondere Priester giebt es nicht, sondern der allgewaltige Mandarin ist auch Priester.

Man weiß, daß der Buddhismus in China sehr verträglich gegen die Satzungen und Heiligthümer der Anderen ist, und der Cultus der zwei Religionen mag bei dem ungebildeten Haufen je nach Ort und Umständen sehr ineinanderlaufen. Im gewöhnlichen Leben kümmern sich die Chinesen nicht viel um das Heilige, doch werden von jeder Mahlzeit einige Reiskörner und der unerläßliche Thee zum Opfer hingesetzt. Desto eifriger sind sie, ihre Götter um Glück und irdische Güter anzugehen, und Geld ist die große Gabe, um die sie flehen. Wenn ein großes Geschäft im Gang ist, sind sie sehr eifrig im Aschin — Aschin Jos; da aber diese Anbetung, welche in oftmaligem Niederwerfen, wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden muß, besteht, sehr unbequem ist, so miethet man wohl einen armen Menschen, der für Geld die Anbetung übernimmt; außerdem zünden sie Papierschnitzel, wohlriechende Stengel von Sandelholzspänen und Tausende von kleinen Schwärmern an. Einmal fand ich eine Straße durch ein krachendes Feuerwerk förmlich gesperrt, da der Besitzer eines neu eröffneten Ladens die Gunst der Götter mit diesem Opfer zu beschwören hoffte.

Oefters veranstalten ganze Stadttheile, Straßen oder Körperschaften, auch Private, denen eine Sache gerade am Herzen liegt, Prozessionen; alle Schiffe tschintschinen bei Neumond das Wasser mit Gongs und Feuerwerk, deßgleichen bei der Abfahrt, wie denn der Seemann am meisten die Abhängigkeit von höheren Mächten fühlt. Eine große religiös-politische Prozession findet zur Frühlingsfeier statt, später werden die bösen Drachen aus dem Flusse vertrieben, wobei sie in seltsam geformten und schmalen Booten unter dem Schall ihrer lärmenden und mißtönenden Instrumente und unter großem Jubel daher fahren; auch der Verehrung der Verstorbenen ist durch Sitte und Gesetz eine besondere Zeit angewiesen, wobei man buddhistische Priester zu den Opfern zieht, während doch die Festlichkeit selbst völlig im Sinne der herrschenden Grundsätze erfolgt, was abermals auf die Vermischung der Culten im alltäglichen Leben hindeutet. So sieht man auch an den Thüren der Läden, die im Inneren einen unzweifelhaft der Staatsreligion angehörigen Götzen haben, buddhistische Bettelmönche ihre Gabe empfangen, eine Verpflichtung, der sich der orthodoxe Chinese bei der allgemeinen Verachtung gegen diese Mönche gewiß entziehen würde, wenn der Buddhismus ihm so ganz fremd wäre. Neben diesen sieht man auch andere Bettler von Profession in Menge, namentlich solche, die durch greuliche Leibesschäden auf Mitleid Anspruch machen. Während aber der Mönch ein völlig kahles Haupt hat, läßt der gewöhnliche Bettler sein ganzes Haar stehen, und es hebt Europäer in den Augen der Chinesen wenig, daß sie den Haarwuchs ihrer Bettelleute haben; wer es irgend erschwingen kann, cultivirt seinen Zopf und läßt sich rasiren. Diese Bettler besitzen ein sehr wirksames Mittel, menschliche Herzen zu rühren; sie gehen fast alle mit irgend einem musikalischen oder unmusikalischen Instrument einher, sei es Becken, Gong, oder nur einfach eine Combination von zwei Bambusstäben. Mit diesen Ohrenmartern setzen sie sich getrost vor eine Hausthür, mit dem festen Entschluß, sich nicht wegschelten zu lassen, und nur dem besseren Klang des Geldes zu weichen.

Die Prozessionen, welche man sehr häufig zu sehen bekommt, reizen anfangs die Neugier sehr, und ich war überglücklich, gleich am ersten Tage einen recht ansehnlichen Aufzug zu Ehren irgend eines Wassergottes zu sehen: viele hundert Menschen zogen paarweise durch die engen Straßen, in vielen Abtheilungen, deren jede immer eine Hauptperson hatte, ein Frauenzimmer zu Pferde oder einen Knaben als Mandarin gekleidet, einen Götzen mit seiner ganzen

Familie, Tragen mit Spanferkeln und anderen Eßwaaren für den Götzen; alle Figuren in den reichsten seidenen Anzügen, dazwischen ein Trupp Kinder in schönen Kleidern, auf Flöten blasend, ganz athemlos. Dazu ein betäubender Lärm von Gongs, Becken und Trommeln, die ohne alle Abwechslung so rasch als möglich geschlagen wurden; namentlich hämmerten sie auf kleinen grell tönenden Becken so laut und arg, daß es kaum auszuhalten war; dazwischen die Tausende von Schwärmern und der Jubel der Menge, wenn ein solcher dem Zuschauer ins Gesicht sprang. Auch hier fehlten die Polizeidiener und Henker nicht, durch geflochtene Drahthüte und rothe Kokarden daran kenntlich; sie erhielten die Ordnung, indem sie auf diejenigen einhieben, die sich in den Zug drängen wollten. Ein andermal gab es eine Prozession bei Nacht, welche sich durch die Laternen, wegen deren die Chinesen mit Recht so berühmt sind, auszeichnete. An langen Stangen werden Fische, Krebse, Vögel, Ungeheuer, riesenhafte Insecten getragen, Alles transparent und oft beweglich, wozu sie ein durch die warme Luft in Umlauf gesetztes Flugrad benutzen, mit dem das Uebrige durch Drähte geschickt verbunden ist. Den Beschluß machte ein großer Drache auf dem Rücken von etwa zwanzig Kindern, und durchaus erleuchtet; Kopf und Schweif bewegten sich in krausen Windungen und das Ganze machte einen sehr hübschen Effect; zu Allem natürlich die sinnverwirrende Musik. Das große Laternenfest, welches später im Jahr fällt, zeichnet sich neben allgemeiner Illumination besonders durch jene künstlichen Figuren aus.

Eine Beschreibung der Tempel der Chinesen läßt sich um so leichter geben, als einer dem anderen beinahe ganz gleich ist. Diese Tempel umfassen gewöhnlich mehrere Säle und innere Höfe; sie sind aus Backsteinen gebaut, mit farbigen, oft gefirnißten Ziegeln gedeckt, und unterscheiden sich von anderen Häusern durch ihre größere Höhe und den keckeren Schwung ihrer Dächer. Die Bauart ist fast überall dieselbe und der Unterschied ist nur im Luxus der Verzierungen. Um einen Begriff von diesen Tempeln zu geben, wollen wir eine nähere Beschreibung dessen von Ho-nan mittheilen, des schönsten und großartigsten religiösen Gebäudes in Canton. Die Bauten, die dazu gehören, sind zahlreich und nehmen mit den anstoßenden Gärten eine Oberfläche von sechs oder acht englischen Acres ein. Das Ganze ist von einer hohen Mauer umgeben. Man setzt vor den Factoreien bei Canton über den Fluß, und befindet sich beim Aussteigen vor dem äußeren Thor. Eine Allee führt zu einem zweiten Thor, über welchem der Name des Tempels in großen Charakteren verzeichnet steht. Nahe am Thore befinden sich zwei kolossale Statuen, die Bilder vergötterter Krieger, die eine rechts, die andere links als Wächter des innere Thores.

Hinter diesem Thore gelangt man abermals in einen anderen Hof, welcher der Palast der vier großen Könige des Himmels ist, die durch die Bilder alter Helden dargestellt werden. Weiterhin kommt man zum Hauptbau an die drei prächtigen Statuen der drei Buddhas, des gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Der Saal, in welchem sie aufgestellt sind, hat etwa 100 Fuß im Gevierte, und ist mit Privataltären und Statuen jeder Art angefüllt. In den nahen Sälen finden sich andere Statuen aus vergoldetem Holz, darunter ist die der Göttin des Mitleids die bemerkenswertheste; mitten unter den mißgestaltetsten Schöpfungen trifft man zuweilen Muster von Zierlichkeit und Geschmack. Hier stehen um die Mauer gereiht Gottheiten von allen Arten, freundliche, gnädige, aber auch schreckliche und ungeheuerliche Bilder; schön und häßlich, Gott und Teufel. Der chinesische Teufel ist gleichfalls mit Hörnern ausgerüstet, hat ein schwarzes Gesicht und ist scheußlich anzusehen. Was ist nun die Geschichte dieser Menge von Göttern? An welche mythologische Ideen erinnern diese verschiedenen Embleme? Welche Rolle spielen sie im chinesischen Olymp? Das können wir nicht sagen, wir sehen blos, daß alle menschlichen Leidenschaften, gute und schlechte, hier ihre Vergötterungen haben.

Vor dem Hauptaltar, wo die drei Buddhas thronen, sind die Zierrathen des Cultus gereiht. Die großen, mit Blumen oder Früchten angefüllten Gefäße, die Weihrauchpfannen, die gewöhnlich mit alten Inschriften bedeckten Glocken, der Gong, dessen ernster, lauter Klang sich in den Ton der Glocke mischt, um die Stunde des Gebets oder der Ceremonien anzukündigen, die Bambusrose, welche die kleinen Holzstäbe enthält, mit denen man das Loos befragte, die heiligen Bücher, deren Sinn zu fassen Niemand vergönnt ist, nicht einmal dem Bonzen, der regelmäßig die Gebete daraus liest u. s. w. Auf beiden Seiten des Altars sieht man Inschriften in vergoldeten Charakteren, und von der Decke hängen ungeheure runde Laternen herab, die

gleichfalls mit Inschriften zu Ehren der Götter, die den Tempel bewohnen, überladen sind.

Tritt man aus den ausschließlich dem Cultus gewidmeten Sälen heraus, so gelangt man zu den engen Zellen der Bonzen, elenden, nackten, verfallenen Löchern, in denen eine auf dem Boden ausgebreitete Matte das ganze Ameublement bildet. Auf einer anderen Seite ist eine Druckerei, wo man auf weißem, rothem oder gelbem Papier die an die Gläubigen verkauften Gebete druckt; ferner findet sich ein Zimmer zur Aufnahme von Besuchen, ein gemeinsamer Speisesaal, die Küche u. s. w., Alles in einem Zustand, der das größte Elend zeigt. In einem Hinterhofe giebt es zwar ungeheure, unter dem Gewicht ihres Fettes erliegende Schweine, aber sie sind geheiligt, man hat sie Buddha geopfert, und die Bonzen sind noch überdies gehalten, sie zu ernähren.

Hinter dem Tempel dehnt sich ein weiter Garten aus, an dessen Ende ein Grabdenkmal ist, wo die Asche der Priester jährlich einmal im Jahre niedergelegt wird; ein Ofen, um die Körper zu verbrennen, und eine kleine Zelle, um die Urne mit der Asche für den Augenblick aufzunehmen, bis zur Aufbewahrung in dem großen Grabdenkmal. Auch giebt es hier Gräber für Privatpersonen, welche zahlen, um an heiligen Orten begraben zu werden. Im Tempel von Ho-nan dienen etwa 170 Bonzen.

Die Beschreibung dieses Gebäudes paßt so ziemlich auf alle anderen, die man bis jetzt in China gesehen hat. Einige sind besser unterhalten und ihre Zierrathen reicher und geschmackvoller; Ning-po z. B. besitzt eine Pagode von Singapur, welche ganz aus Materialien gebaut wurde, die man aus China dahin führte, sie ist ein Muster von Luxus und Reinlichkeit. Allenthalben sind es aber dieselben Symbole, dieselben Götter und derselbe Teufel, und wenn man Einen chinesischen Tempel gesehen hat, so kennt man Tausende. Was man allenthalben bemerkt, ist der Zustand von Verfall, in den die meisten versunken sind. China hat ohne Zweifel seine Zeit religiösen Eifers und frommer Spenden gehabt, wo man Tempel erbaute und sie reich dotirte. Jetzt baut man keine mehr und läßt die vorhandenen verfallen. Von Zeit zu Zeit nehmen die Bonzen ihre Zuflucht zum Edelmuth der Gläubigen, aber meist erfolglos. Das Almosen, welches sie erhalten, wäre zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreichend, sie müssen sich daher noch andere Erwerbsquellen zu verschaffen suchen. Die meisten von ihnen halten Schule, wer aber nicht gelehrt genug ist, muß in den Dörfern Reis betteln. Die Einkünfte der Pagoden sind bei Weitem nicht mehr so beträchtlich, als in früheren Zeiten, und die Bonzen führen ein so armseliges Leben, daß ihre Zahl immer mehr abnimmt. Es läßt sich auch nicht gut absehen, weßhalb Leute, die keinen religiösen Glauben haben, sich zu einem so kläglichen Dasein verstehen sollten. Diese Priester einer erloschenen Religion und eines verlassenen Cultus müssen sich daher auf eine eigenthümliche Weise recrutiren. Ein Bonze nämlich, welcher einer Pagode angehört, kauft um einige Sapeken von einem armen Manne ein Kind, scheert ihm das Haar ab, und macht den Knaben zu seinem Schüler und Diener. Das Kind gewöhnt sich allmälig an die Lebensweise seines Gebieters, wird endlich dessen Erbe und Nachfolger, und sucht dann gleichfalls sich einen Schüler zu verschaffen. So pflanzt sich die Classe der Bonzen fort, die zu Zeiten großen Einfluß geübt, jetzt aber alles und jedes Ansehen verloren hat. Das Volk macht sich lustig über sie, von den Komödianten werden sie auf die Bühne gebracht, und man stellt sie in den infamsten Rollen dar. Sie müssen wirklich sehr tief gesunken sein, weil die Rebellen sich beim Volke dadurch beliebt zu machen glaubten, daß sie unterwegs alle Bonzen todtschlugen.

[194. 226. 239]

6. Schang-hai.

(K. v. Scherzer.)

Unter den chinesischen Häfen, welche nach dem Opiumkriege (von 1839 bis 1842) dem Fremdenverkehr eröffnet worden, hat sich Schang-hai durch seine günstige Lage in kurzer Zeit den ersten Platz errungen. Im Mittelpunkte des Verkehrs zwischen den Theedistricten des Südens, dem mittleren Binnenlande und den nördlichen Kreisen gelegen, ist es der wichtigste Stapelplatz des Reichs geworden und hat Canton weit überflügelt. Jährlich laufen wenigstens 2000 europäische Schiffe ein, um Thee, Seide und Baumwolle zu holen. Der Werth der Aus- und Einfuhr belief sich 1864 bereits auf mehr als 230 Millionen Thaler, während Canton nur die Summe von 33 Millionen Thalern aufweisen konnte.

Schang-hai oder Schang-hai-hien (d. h. Stadt annähernd der See) zerfällt in die eigentliche von 24 Fuß hohen Wällen eingeschlossene Chinesenstadt und das erst seit dem Jahre 1843 außerhalb der Ringmauer mit eben so viel Eleganz als Bequemlichkeit angelegte Fremdenviertel. Das alte, mit sechs Thoren versehene, aber nur an drei Punkten zugängliche Schang-hai hat außerordentlich schmutzige und enge Gassen, die zuweilen kaum so breit sind, daß zwei Menschen bequem einander ausweichen können. Nur mit Mühe vermögen sich die Lastträger in diesem Gedränge durch beständiges Schreien und Stoßen Bahn zu brechen. Die ein bis zwei Stock hohen Häuser haben im Erdgeschoß größtentheils Verkaufsläden mit glänzenden, riesigen Aufschriften, welche, um die Neugierde des Vorübergehenden noch mehr zu fesseln, häufig quer über die schmale Gasse hängen. Das Leben, das sich hier den ganzen Tag über entwickelt, ist so großartig und mannigfaltig, daß es auf den Fremden einen noch gewaltigeren Eindruck macht, als selbst das Wogen und Treiben in Piccadilly oder Regentstreet. Das Unschöne und Schmutzige der meisten Erscheinungen erhöht noch die Eigenthümlichkeit des Schauspiels.

Wenn man durch das östliche Thor, an dessen Mauern zahlreiche Todtenschädel hingerichteter Verbrecher und Rebellen, dem großen Haufen zum warnenden Beispiel, in Säcken und geflochtenen Körben aufgehängt sind, die Stadt betritt, so gelangt man in die Chinastreet, eine der Hauptgassen, die aber weder breiter noch reinlicher als die übrigen Gassen ist.

Wir treten ganz nahe dem östlichen Stadtthore in einen Bücherladen, in dem sich ungeheure Massen broschirter Bücher aufgehäuft befinden. Eine Anzahl Chinesen in weiten Nankinjacken, den Vorderkopf glatt geschoren und rückwärts einen Zopf, welcher bis an die Ferse reicht, beeifert sich unsere Wünsche kennen zu lernen und uns zu bedienen. Wir kauften einige moderne chinesische Bücher, darunter einen Volksroman in 22 Bänden. Die chinesischen Schriftsteller sind bekanntlich sehr weitläufig in der Behandlung ihres Gegenstandes, die Encyklopädie des Matuan-lin nebst den Nachträgen erreicht die ungeheure Zahl von 600 Bänden.

In der Nähe des Bücherladens befindet sich eine öffentliche Badeanstalt, wo man für 16 Kupfer-Cash (etwa $2\frac{1}{2}$ Kreuzer) ein Dampfbad nehmen kann, während außerdem für die Aufbewahrung der Kleider noch 6 Cash zu bezahlen sind. Es ist ein großer Raum, gefüllt mit Wasserdämpfen, welche durch das Begießen von erhitzten Steinen mit heißem Wasser beständig erneuert werden, während eine Anzahl Kübel frischen Wassers zur Abkühlung bereit steht. In einer solchen Anstalt können sich etwa dreißig Personen zu gleicher Zeit baden.

Unser nächster Aufenthalt ist in einem Pfandhause, einem Institut, welches allem Anscheine nach in China schon längere Zeit besteht als in Europa und sowohl von Reichen als von Armen viel benutzt wird. Im himmlischen Reiche herrscht wie bei uns die Sitte, im Winter die Sommerkleider und im Sommer den Winteranzug zu verpfänden und zwar nicht blos um Geld darauf zu borgen, sondern um diese

Effecten, namentlich kostbare Pelze, am sichersten und sorgfältigsten aufzubewahren. Man leiht in China gemeiniglich die Hälfte des nach einer sehr niedrigen Schätzung bestimmten Werthes des verpfändeten Gegenstandes und läßt sich monatlich für je 500 Cash 10 Cash oder 24 Proc. jährlich bezahlen. Was am Ende von drei Jahren nicht wieder eingelöst ist, oder wofür die Interessen nicht bezahlt worden sind, wird zu Gunsten der Anstalt im Aufschlage an den Meistbietenden verkauft. Die höchsten gesetzlichen Zinsen sind 3 Proc. monatlich; doch dürfen dieselben im Winter nicht 2 Proc. übersteigen, damit der Arme eher im Stande sei das Verpfändete wieder einzulösen. Der Pfandinhaber stellt Scheine für die versetzten Gegenstände aus, welche wieder einen gewissen Werth haben und in den Straßen verhandelt werden. Dieben bieten diese Anstalten eine vortheilhafte Gelegenheit, das Gestohlene zu verwerthen und, indem sie die Pfandscheine verbergen oder vernichten, den rechtmäßigen Eigenthümer zu verhindern, wieder in dessen Besitz zu gelangen. Wenn ein Pfandinhaber durch Diebstahl oder Feuersbrunst, die in seinem Hause ausbricht, Schaden erleidet, so muß er seinen Kunden den Werth der beschädigten Gegenstände vergüten. Ist jedoch das Feuer im Nachbarhause ausgebrochen, so braucht er nur die Hälfte des verursachten Schadens zu ersetzen. Die Anstalt beschäftigte an fünfzig Individuen, welche das Zuströmen der Versetzer und Geldausleiher fortwährend in Athem erhielt.

Eine höchst merkwürdige Humanitätsanstalt, welche selbst im christlichen Europa noch fehlt, ist Tung-jin-tang, die Halle vereinter Wohlthätigkeit, durch eine Anzahl Menschenfreunde gegründet, um die Leichen arm Verstorbener zu beerdigen. Diese Anstalt erhielt so reiche Zuflüsse, daß man noch andere nicht minder humane Zwecke verfolgen konnte. Man unterstützt verarmte Witwen, über sechszig Jahr alte kränkliche Personen, theilt unentgeltlich hölzerne Särge und Grabgeräthe aus, versenkt Särge mit Todten, welche in verschiedenen Theilen der Stadt über der Erde gefunden wurden, in Gräber. Endlich beschloß man Armenschulen zu errichten, im Winter warme Kleider an Hilflose zu spenden, sowie zum Schlachten bestimmte Thiere anzukaufen und sodann wieder frei zu lassen.

Ein ganz eigenthümliches Institut ist Weikivan, eine Art Rathhaus, in welchem alle Handelsstreitigkeiten durch Handelsleute selbst geschlichtet werden, und mit dem zugleich ein Tempel zu Ehren der Göttin des Meeres in Verbindung steht. Dem Antlitz derselben (einer im Hintergrunde des Hofraumes aufgestellten lebensgroßen Figur) gegenüber ist eine große Schaubühne errichtet, wo zu deren Erheiterung zeitweise von 10 Uhr früh bis zum Einbruche der Nacht chinesische Schauspiele aufgeführt werden. Mitten im Hofraum befindet sich eine große zierlich geformte eiserne Pfanne; dort werden von den die Halle besuchenden Kaufleuten und Matrosen Papierstreifen verbrannt, auf denen die Wünsche der Opfernden verzeichnet stehen. Auch Geld, Früchte u. s. w. werden hier gespendet, und chinesische Seefahrer, deren Dschunken während eines Sturmes unbeschädigt geblieben oder gerettet wurden, bringen aus Dankbarkeit kleine zierliche Modelle ihrer Schiffe dar, welche in verschiedenen Theilen des Gebäudes aufgestellt sind.

In einem Theile des umfangreichen Baues ist eine Anzahl von Wohnungen für chinesische Kaufleute eingerichtet, welche aus dem Inneren des Reichs nach Schang-hai kommen und daselbst keine Freunde oder Verwandte haben, bei denen sie Unterkommen finden können; denn öffentliche Gasthäuser werden in China nur von den untersten Volksclassen besucht. Viel häufiger als Speisehäuser trifft man in Schang-hai Theehäuser, wo man für 6 Cash eine Tasse Thee bekommt. So oft ein Gast eintritt und sich niedersetzt, bringt ein chinesischer Aufwärter eine Tasse, wirft die übliche Quantität Theeblätter hinein und gießt kochendes Wasser darauf. Nach wenigen Minuten wird nun diese heiße, hellgelbe Flüssigkeit ohne Zucker und Milch hinabgeschlürft, unbekümmert um die in der Tasse herumschwimmenden Blätter, welche gewöhnlich zu einem zweiten und dritten Aufguß dienen. Diese Theehäuser sind den ganzen Tag von Besuchern besetzt, welche hier bei einer Tasse Thee und einem Pfeifchen oigetränkten Tabaks (Cigarren raucht der Chinese selten) theils Geschäfte abmachen, theils sorglos sich die Zeit vertreiben.

Der Hauptvergnügungsort ist aber der Theegarten (Tschin-hoang-miau) oder Tempel des Kaisers, welcher zahlreiche Gartenanlagen und Verkaufsläden umfaßt, und in welchem Gaukler, Sänger, Spieler, Wahrsager, Musikanten und Possenreißer ihr Unwesen treiben. Die ganze Anlage ist höchst charakteristisch

für das Barocke und Bizarre des chinesischen Geschmackes. Künstliche Canäle und Teiche mit übelriechendem, grünem, stagnirendem Wasser, in dem Lotosblumen ihre üppigen weißen Blüthen öffnen, zahlreiche Zickzackbrücken mit zierlich geschnitzten Geländern, Inseln mit künstlich aufgemauerten Felsen, Grotten, unterirdische Gänge, Pavillons von allen Größen und Formen mit bombastischen Sinnsprüchen sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Volksgartens, welcher, auf Staatskosten errichtet, in jeder größeren Stadt besteht. Von Morgen bis Abend wogt hier eine ungeheure Menschenmenge, Belustigung, Zerstreuung oder Gewinn suchend, unaufhörlich auf und ab. Nicht alle Theile des Theegartens sind jedoch dem Volk zugänglich, dem ersten Beamten der Stadt ist stets ein abgeschlossener Theil für sein Vergnügen reservirt. Alle chinesischen Gärten haben einen ähnlichen Charakter und würden ohne künstliche Inseln und hölzerne Brücken, ohne Canäle statt Pfade, ohne Teiche mit stagnirendem Wasser in den Augen eines Chinesen ihrer Hauptannehmlichkeit und ihres größten Reizes entbehren.

Auf unserer Wanderung traten wir auch in eine chinesische Apotheke (Jak-tien) ein, welche zwar im Aeußeren einer europäischen ziemlich ähnlich ist, sich dagegen wesentlich durch ihre höchst bizarre Wahl und Verwendung von Heilmitteln unterscheidet. Wir wollen indessen nur die wunderlichsten Stoffe anführen, deren sich die chinesischen Aerzte bedienen: Vogelnester, getrocknete rothgefleckte Eidechsen, Hundefleisch, Thierknochen, Walfischzähne, Schlangenhaut, Haifischmagen, Büffelsehnen, getrocknete Seidenwürmer und deren Larven, Raspelspähne von Bambus, Rhinoceros- und Antilopenhörnern, Bärengalle, Tintenfischbein, getrockneter Firniß, getrocknete Blut- und Erdwürmer, rother Marmor, Präparate von Kröten, Petrefacten, altes Kupfergeld, Schneewasser und dergleichen. Der geschätzteste und kostbarste Heilstoff der chinesischen Apotheke ist aber die Ginsengwurzel (Panax Ginseng), welche hauptsächlich in der Mandschurei und den Wildnissen nördlich von Korea gefunden wird. Der Ginseng ist Monopol der chinesischen Regierung, die nur sehr wenigen bevorzugten Unterthanen gestattet, eine gewisse Quantität desselben jährlich gegen das gleiche Gewicht in reinem Golde zu kaufen.

In einem entlegenen Theil der Stadt befindet sich der Confucius-Tempel, ein einfaches, schönes Gebäude mit zahlreichen Hallen und Gängen. Hier legen die Schüler ihre Staatsexamina ab, hier versammeln sich gelehrte Männer, um über wichtige Fragen zu discutiren. Die Haupthalle ist an ihren röthlichen Wänden mit chinesischen und tatarischen Inschriften bedeckt, welche sich alle auf Confucius, seine Lehren und seine Weisheit beziehen: „Den Tugendhaften zu erziehen, den Begabten auszubilden". Ueber dem Eingange rechts steht: „Seine Tugend ist gleich jener des Himmels und der Erde" und über dem Thore links heißt es: „Seine Lehre übertrifft jene der alten und modernen Weisen". Verschiedene Tempelhallen sind bestimmt die Wissenschaft zu ehren; einer dieser Räume ist dem Gotte der Literatur geweiht; ein anderer dem Schutzgeiste des Wissens. Dieser letztere ist seltsamer Weise durch eine Figur dargestellt, welche, in der einen Hand einen Griffel, in der anderen einen Klumpen Silber haltend, wahrscheinlich andeuten soll, daß man „durch Wissen zum Reichthum gelangt".

Nach dieser Wanderung durch die Chinesenstadt kehren wir in das Fremdenviertel zurück, wo sich ein völlig verschiedenes Leben entfaltet. Alles ist hier nach europäischem Zuschnitt eingerichtet; die Häuser sind alle hoch, geräumig und luftig, meist in der Mitte von Gärten gelegen und manche von ihnen haben sogar ein palaisartiges Aussehen. Bei den Kaufleuten herrscht vielfach ein wahrhaft fürstlicher Luxus.

In den ebenerdigen Geschossen befinden sich die Contore und Magazine, im ersten Stockwerke die Salons, das Speisezimmer und die Schlafgemächer. Alle diese verschiedenen Räume sind mit eben so viel Pracht als Geschmack eingerichtet; fast jeder einzelne Gegenstand trägt den Stempel englischen Ursprungs an sich. Bis in die kleinsten Details ist der Comfort englischer drawing rooms nachgeahmt und wird noch vermehrt durch gewisse, den Sitten asiatischer Völker entnommene Zuthaten: duftende Matten vor Thüren und Fenstern; Punkahs, welche, von chinesischen Dienern in Bewegung gesetzt, fortwährend frische Luft zuführen; durch Verandas oder Glasgänge, wo man des Morgens und Abends, in einem Schaukelstuhl sich wiegend, eine gar angenehme Kühle genießt. Eine zahlreiche Dienerschaft schwirrt beständig umher und ist eifrig bemüht, den leisesten Wunsch den

Lippen des Gebieters abzulauschen und zu erfüllen. Es giebt vielleicht in keinem Theile der Erde verständigere und exactere Diener als die Chinesen. Sie verrichten die verschiedensten Arbeiten mit überraschend viel Tact, Ordnung und Geschick. Alles geschieht geräuschlos und doch schnell, man ist vortrefflich bedient, ohne durch allzugroße Aufmerksamkeit belästigt zu sein.

[286]

